Stufenjahre eines Glücklichen.

Erster Theil.

Stufenjahre eines Glücklichen

von

Louise von François.

Erster Theil.

Leipzig,
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.
1877.

Wiegensegen.

In der Pfarre von Werben hat man den letzten freien Ausblick in das Thal, das sich von da ab zur Aue verflacht. Der Garten umzieht nach drei Seiten das Haus; gegen Mittag trennt es nur ein Fußpfad von dem rebenbepflanzten steilen Uferhange; rasch bewegt strömt unten der Fluß; seine jenseitigen Ränder steigen, mit Laubwald bedeckt, mählich empor hinter saftigen Wiesenflächen, die rings das untere Dorf nebst dem Thalgute umschließen, während auf der nördlichen Hochfläche unübersehbare Korngebreite sich dehnen. Die Kirche, vom Friedhof umschlossen, wie auch weiterhin das Oberdorf, liegen eine Strecke rückwärts im freien Felde; das Schloßgut aber, mit seinen sich zum Fluß absenkenden Terrassen, steht nur auf halber Uferhöhe und zieht die Auffahrt zu ihm sich entlang einer Schlucht, deren beide Seiten von ärmlichen Fröhnerhütten eingefaßt sind. Die alleräußerste, die allerärmlichste von ihnen, wie ein Nest an den Felsen geklebt, ist die des Gemeindehirten, das Hutmannshaus.

So hat man in der Pfarre den Blick weder zum Grunde hinab, noch zum Himmel hinan beschränkt; sie bildet ein herzerquickendes Lug in's Land; ein Odem gesunder Frische und Fülle umweht sie von allen Seiten und gesunde, herzerquickende Menschen sind es auch, die sie bewohnen.

Es ist Johannisnachmittag; sieben Kornblumenkränze vor den Fenstern deuten den Kindersegen an, der dem Hause entsprossen ist; der Vater mustert im kleinen Vorgarten seinen Rosenflor; Stock für Stock werden die vollreifen Blüthen abgeschnitten, auf daß die Knospen sich zu entfalten Saft und Raum gewinnen und die gesammelten Blätter, in der Wäschtruhe verduftend, mitten im Winter an die köstlichste Blumenzeit gemahnen.

In der Weinlaube, dicht neben der Hausthür, sitzt die Frau Pastorin; der Strickstrumpf ruht in ihrem Schooß und der Blick auf dem jüngsten der Sieben, das vor ihr in der Korbwiege schlummert. Es zählt erst vierzehn Lebenstage, und wäre heute nicht das Fest des Täufers, an welchem jegliches Unternehmen zum Segen gedeiht, hätte es wohl noch ein Weilchen sich in der verhüllten Wochenstube gedulden müssen. Es ist ein unruhiges, spärliches Geschöpfchen; nun aber hat die hohe, stille Junisonne und hat die Würze der Rebenblüthe es dem kleinen Unhold angethan; er schläft seit einer Stunde nach Wiegenkinder Art und Pflicht.

So zart und bläßlich das Kind, so rund und rothbäckig ist die Mutter; und sie ist keine junge Mutter

mehr. Sie könnte gut und gern schon Großmutter sein und daß sie mit den Freuden und Sorgen einer Kinderstube nicht kärglich bedacht worden ist, bekunden die Johanniskränze an ihrem Haus. Dennoch hat sie den kleinen Spätling sieben Jahre lang mit Sehnsucht erwartet und sich seiner Anmeldung wie der eines Erstlings erfreut. Denn die sechs Vorläufer sind Mädchen, lauter Mädchen, und nun sollte und mußte die Siebenzahl durch einen Knaben abgeschlossen werden.

Nicht um ihrer selbst willen; Frau Hannah Blümel fühlte sich von Grund aus eine Töchtermutter, meinte auch, — es ist ein Menschenalter her, daß sie also meinte und die Meinungen ändern sich in einem Menschenalter, — dazumal aber meinte sie, daß doppelt so viel Mädchen leichter zu erziehen und dereinst leichter zu versorgen seien als halb so viel Knaben. Nein, nicht sich selbst, aber ihrem Gatten hätte sie doch so herzlich einen Sohn gewünscht, mit dem er wiederum so jung werden konnte, wie sie es zwischen ihren Töchtern geblieben war; wiederum jung werden, indem er ihn durch die Reihen seiner geliebten alten Heiden und Christen führte. Und nun war es zum siebenten Mal ein Mädchen, das kein Vater durch alte Heiden- und Christenreihen zu führen Verlangen trägt und Frau Hannah Blümel fühlte sich nahezu beschämt, als hätte sie ihren irdischen Beruf nur zur Hälfte erfüllt. Zwar hatte der fromme Herr ob der Enttäuschung weder gemurrt, noch geklagt, noch auch nur geseufzt. Er hatte einfach geschwiegen. Es giebt aber ein sehr beredt-

sames Schweigen und für Pastor Blümel gab es ein speciell beredtsames.

Pastor Blümel war Blumist; von allen Gottesgeschöpfen liebte er keine zärtlicher als die, welche lautlos am Boden erblühen; — die wenn auch mitunter etwas allzulauten Menschenblüthen selbstverständlich ausgenommen. „Zwischen Kindern und Blumen ist Wohlsein,“ sagte er gern. Nachdem er daher seine älteste Tochter, die noch während der Leidenszeit der hehren Königin geboren ward, auf deren Namen und die beiden nächstfolgenden auf die ihrer Großmütter getauft hatte, wußte er für die drei nachfolgenden, — da seine Hannah, häuslicher Verwechslungen halber, auf eine Namenstheilung verzichtete, — keine ansprechenderen zu wählen als einen von denen seiner Blumenkinder; die kluge Hausfrau aber ließ sich neben dem Luischen, Lorchen und Dorchen eine Liane, Balsamine und Erika bereitwillig gefallen. Sie sah ein Liebeszeichen in der Wahl und das botanische Namenserbe für den Hausgebrauch gätlich in ein Linchen, Minchen und Riekchen umzuwandeln, war ja so leicht.

Nun aber hatte der Vater sein Letztgeborenes noch nicht ein einziges Mal auf seine Blumenverwandtschaft hin angeschaut, sich keine Blumenpathenschaft für dasselbe auserkohren. Tauftag und Taufzeugen waren festgestellt. Die älteste Tochter sollte das Schwesterchen über das heiligende Wasser halten; der Amtsbruder Kurze in Bielitz und Frau Amtmann Mehlborn, die Gutspächterin, sollten ihr zur Seite stehen und weil

dieser guten Freundin Geburtstag heuer just auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis, will sagen auf den Pericopentag von dem brüderlichen Versöhnungsopfer, Pastor Blümels Leibtext fiel, war es seiner Gattin leicht geworden, ihn zum Verschieben des Weiheactes bis auf diesen Festtag zu bestimmen. Als sie nun aber auch den Namen des Täuflings in Erwägung stellte, da hatte der Vater lächelnd erwidert: „Wähle ihn nach deinem Gefallen, liebe Hannah!"

Nach ihrem Gefallen! deutlicher hätte er doch wahrhaftig seine Gleichgültigkeit nicht ausdrücken können! Und das inmitten des üppigsten Juniflors! Er hatte in seinem Treibbeet zum ersten Male eine neue Sommerpflanze zum Blühen gebracht, wäre es ihm beigekommen sein Töchterchen nach ihr Gloxinia zu taufen, Frau Hannah würde kein Wort dagegen erhoben und für den Hausgebrauch dem Linchen und Minchen ein Sinchen angereiht haben. „Nach deinem Gefallen!" sie empfand die Kränkung ihres unschuldigen Lämmchens bis in den Muttergrund hinein, ja, als sie heute, zum ersten Male seit zwei Wochen, den hartherzigen Töchtervater mit so viel Sorgfalt zwischen seinen Blumenkindern walten und dabei so achtlos an der kleinen Menschenblüthe in der Wiege vorüberschlendern sah, da hätte sie vor Entrüstung Thränen vergießen mögen; und Frau Hannah Blümel hatte wohl schon manchmal Kummerthränen und öfter noch Freudenthränen geweint, eine Thräne der Entrüstung aber hatte ihr noch nie die guten, klugen Augen getrübt. Sie beugte sich

über die Wiege und küßte ihr kleines Mädchen so ungestüm, als ob sie es durch doppelte Zärtlichkeit für den Abbruch an Vaterfreude entschädigen müsse.

Aber die Liebe macht schlau und Mutterliebe am schlausten. Als sie den grausamen Vater sich wieder einmal der Laube nähern hörte, zog Frau Hannah das Gesicht hastig unter dem Wiegenhimmel hervor, lehnte sich auf der Bank zurück und setzte ihre Stricknadeln in Bewegung. In ihrem anschlägigen Haupte war ein verwogenes Stratagem reif geworden; in heller Kampfeslust hatten die Wangen sich noch eine Schattirung höher als in Friedenszeiten gefärbt und aus den blauen Augen blitzte ein lächelnder Trotz: „Dir soll und wird zu deinem Recht verholfen werden, du unschuldige Kreatur!"

Die unschuldige Kreatur unterstützte die mütterliche Kriegslist durch verdrießliches Gemurr. Ob sie der Schlummerruhe, die durchaus nicht in ihrem Temperament zu liegen schien, überdrüssig, ob sie durch den ungestümen Kuß vor der Zeit aus derselben geweckt worden war: kurzum sie murrte und das Murren schlug in Greinen um, just als der Vater herantrat, seine Rosenernte darzubieten. Frau Hannah beachtete weder das Greinen noch die Ernte; die Stirn in krause Falten gezogen, strickte sie mit Vehemenz.

„Die Kleine verlangt nach dir, Hannah," mahnte der Vater. Frau Hannah nahm die fünfte Stricknadel zwischen die Lippen, zog die Brauen in die Höhe und zählte die Maschen ihres Strumpfes.

Pastor Blümel schob das schwarze Käppchen von der Stirn zurück, wischte die Brillengläser mit dem Taschentuche ab und blickte in hellem Wunder auf das befremdliche Gebahren. Er stand noch mehr wie seine Gattin in dem Alter, wo Elternfreuden, selber bei einem Landpfarrer, Ausnahmen werden; er schaute auf eine mehr als zwanzigjährige Ehe zurück, aber noch nie hatte er sein frohgewilltes Weib ärgerlicher Laune gesehen, noch niemals seine Stirn gefurcht und die Lippen mißmuthig herabgezogen wie heute. Und das umwogt von Balsamdüften und bei einem Anlaß, der das Mutterherz zu inbrünstigem Danke stimmen mußte!

Das Kind schrie jetzt jämmerlich; die Mutter schien über dem Klappern der Stricknadeln taub geworden zu sein.

„Die Kleine verlangt nach dir, Hannah!" wiederholte der Vater mit ängstlicher Miene.

Sie biß die Lippen übereinander und strickte, als ob es auf der Welt nichts so wichtiges wie eine Strumpfhacke fertig zu bringen gäbe. Der Vater setzte sich an ihre Seite und begann die Schaukel der Wiege zu treten; das Kind schrie und strampelte merklich mit den Beinchen.

„Die Kleine verlangt nach dir, Hannah!" sagte der Vater zum drittenmale, diesmal mit vorwurfsvollem Klang.

„So laß doch den Schreihals!" versetzte die Mutter, ohne aufzublicken. „Mädchen querelen allemal ärger als Knaben!"

Pastor Blümel schüttelte den Kopf und trat die Schaukel immer eifriger. Er beugte sich über die Wiege, versuchte die Bänder des Wickelbettchens zu lösen und betrachtete aufmerksam das kleine, vom Schreien kirschrothe Gesicht. „Ein herziges Püppchen!" meinte er nach einer Weile. „Es sieht dir ähnlich, liebe Hannah."

„Mir?" widersprach sie. „Dir ist's wie aus den Augen geschnitten, Konstantin."

Der Pastor schüttete seinen Rosenkorb über die Wiegendecke und kitzelte das kindliche Stumpfnäschen mit einer Centifolie; die Kleine ward für einen Moment still, nieste dann und verzog die Lippen zu einem Lächeln, was bei Wickelkindern ein Zeichen des Unbehagens ist und einen demnächstigen Ausbruch gewärtigen läßt. Der Vater aber erwiderte das Lächeln, nickte seinem Töchterchen zu und sagte:

„Die Kleine spürt wahrlich schon den Rosenduft! Oder meinst du, Hannchen, daß sie auf dem Weiß der Decke die bunten Farben unterscheidet?"

„Sie wird eine Blumennärrin werden," spottete die Mutter. „Derlei unnütze Steckenpferde sind fast immer ein Tochtererbe. Wäre es ein Knabe — —"

„Würde er jetzt schon mit Stricknadeln spielen, gelt?" unterbrach sie lächelnd der Vater. „Wie vereitelte Wünsche dich doch bethören, Hannah!"

„Dich etwa nicht, Konstantin?"

„Gott verhüte es! Nun ja, warum sollte ich es leugnen? Ich habe bei jeder Aussicht auf Elternfreuden, also siebenmal, einen Sohn erhofft. Hatte der Vater

sein Gnügen, so hätte der alte Pädagog doch gern mit einem Knaben seinen Plutarch noch einmal vorgenommen, der Diener im Amt sich gern einen Nachfolger herangezogen. Mir war mitunter, als ob ich vor der Zeit, — wie soll ich nur sagen? — nun ja, zusammenschrumpfe, als ob bei der Bildung eines Sohnes, — ja lächle nur, Hannchen, — ich noch wachsen könne. Als aber der Herr für den Sohn, den er versagte, mir — —"

„Sieben nichtsnutzige Mädchen bescheerte, die von alten Heiden den Kuckuk verstehen, menschliche Wesen zweiter Klasse, Mitteldinger zwischen Aff' und Mann —"

„Frevle nicht, Weib!" rief der Pfarrer schier entsetzt. „Versündige dich nicht! Wie wirst du eines Tages deinem Gott noch dafür danken, daß dieses Kind wiederum ein Mädchen war! Vota Diis exaudita malignis! Das heißt: Böswillige Götter erhören unsere Wünsche, sagten die alten Heiden, deren du so eben höhnend erwähntest, weil du sie nicht verstehst, liebe Hannah, nur weil du sie nicht verstehst, da sie in manchen Gebieten heute noch uns weit überlegen sind. Was uns aber himmelhoch über sie erhebt, ist, daß wir eines Vaters Weisheit verehren, wenn uns die natürlichsten Wünsche versagt, die theuersten Hoffnungen zu nichte werden. Und darum, Hannah, werden wir unser kleines Mädchen lieben, nicht nur als unser Fleisch und Blut, sondern auch als einen besonderen Gottessegen. Es lag eine Absicht in dieser Gabe, die wir uns mühen wollen zu verstehen. Und dann, Hannchen," — setzte

er nach einer kleinen Pause tröstend hinzu, — vielleicht nur sie, vielleicht auch ein wenig sich selbst, — „Hannchen, es braucht ja just noch nicht die letzte Hoffnung zu sein."

„Hilft der Himmel — doch!" rief Mutter Hannchen mit dem hellsten Farbenklang der Aufrichtigkeit.

Das Kind hatte, wie sein Lächeln angedeutet, während des Vaters erbaulicher Rede seiner Schreilaune in wahrhaft erschrecklicher Weise die Zügel schießen lassen. Das Schaukeln verschlug nicht mehr; der Vater mußte es aus der Wiege heben und auf den Armen schwenkend es vor der Laube hin und wieder tragen bis die rothen Deckelchen sich von Neuem über die Augen senkten. Die Mutter blickte mit verstohlener Rührung auf die absonderliche Gruppe; sie überlegte, ob ihr diplomatisches Kunststück schon im ersten Angriff gelungen sei, hielt es indessen für gerathen, der Krise bis auf weiteres zuwartend ihren Lauf zu lassen. Sie strickte, aber gelassener und begnügte sich, nachdem ihr Konstantin die Kleine wieder in der Wiege untergebracht, derselben hinter seinem Rücken die Lage etwas behaglicher herzustellen.

Der Pfarrer hatte die Laube verlassen; in ernsten Gedanken ging er den Gartenweg auf und ab. Wie sollte er sich die naturwidrige Verfassung seiner Gattin erklären? Sie, bisher die verkörperte Mutterlust, am ersten Tage der Genesung, unter dem strahlenden Johannishimmel, umwogt vom Weihrauch der Sommerblüthe, plötzlich die Seele voll Unmuth, die Rede eitel

Sarkasmen, Verdruß ja Zorn gegen ein unschuldiges Kind! Und das lediglich aus dem Grunde, daß dieses Kind sich unter ihrem Herzen zu einem Wesen ihrer eigenen Gattung gestaltet hatte! Konstantin Blümel hatte in seiner persönlichen Konstitution, wie in der seiner Familie, Gott sei Dank! wenig Bekanntschaft gemacht mit den geheimnißvollen Zwischenträgern, die nur allzuhäufig Hader auf Leben und Tod unter den gewaltigen Zweiherrn Leib und Seele anzustiften pflegen. In diesem außerordentlichen Falle konnte er indessen lediglich auf eine krankhafte Ueberreizung der Nerven in Folge des Wochenbettes schließen und so viel sah er ein, daß in gegenwärtigem Stadium es verlorene Mühe sein werde, mit christlicher und menschlicher Pflichtenlehre direct gegen die Dämonen zu Felde zu ziehen. Um sich greifen durfte er, als Seelsorger und Vater, das Unheil indessen auch nicht lassen und so gelangte er zu dem Beschluß, auf einem Umwege die Gedanken in die natürliche Bahn zurückzulenken, so wie etwa der Dichter eine zuträgliche Moral dem Volke im Gewand der Fabel zu Gemüthe führt. Er kehrte in die Laube zurück und hob an, indem er sich an der Seite seiner Gemahlin niederließ:

„Ich habe dir, liebe Hannah, noch nicht von meinem gestrigen Abendgange durch das Dorf erzählt. Du warst, als ich heimkehrte, ruhebedürftig, und ich war erregt wie immer, wenn ich mit dem Hutmannshause in Berührung komme. Der bloße Anblick schneidet mir in das Herz! Ein derartig menschenunwürdiges Obdach am

Eingange zu einem wohlangesehenen Edelhofe, — ja fürwahr, kein feiner Ruhm würde es zu nennen sein, hätte unsere gnädige Herrschaft diesen ihren Erbsitz in der neuen Provinz jemals in Obacht genommen."

„Eine Sünde und eine Schande nenne ich es, Konstantin, ohne Wenn und Aber," entgegnete Frau Hannah.

Ihr Eheherr seufzte. „Was dem Auge fern ist, ist es dem Herzen auch," sagte er darauf. „Dazu, wir wissen es ja, die finanzielle Lage! Der leidige Kriegszustand hat schon manchen reichen Grundbesitzer zu einem Aermling gemacht."

„Den von Werben mehr der Friedens- als der Kriegszustand, Konstantin."

Pastor Blümel that, als hätte er den Widerspruch nicht gehört.

„Und was den Pächter betrifft," fuhr er fort, „so können Reparaturen aus eigenem Seckel dem Manne billiger Weise doch auch nicht zugemuthet werden."

„Ei, warum denn nicht, Konstantin?" wendete Frau Hannah ein in ihrem allernatürlichsten munteren Ton. Ob sie die Rolle der Rabenmutter vergessen hatte, oder, siegessicher, sie fortan für überflüssig hielt, — genug sie lachte und ihr feiner Seelsorger lächelte. „Ihn, den Pächter, haben weder Kriegs- noch Friedenszeiten zum Aermling gemacht. Mittel sind da! ist des Großhansen Spruch und woher stammen die Mittel als aus den Vortheilen der Pachtung, die von Vater auf Sohn den Mehlborns zu Gute gekommen sind."

„Erweisbar doch aber nur gesetzlich gestattete Mittel, Hannah!"

„Lehre mich meinen Harpax kennen, Konstantin!" eiferte Frau Hannah, worauf ihr gern entschuldigender Konstantin anführte, daß ohne eine streng erhaltsame Ader ein Bauer, trotz aller Arbeit, es nicht zum Wohlstand bringen werde, in Bezug auf den Großhansen indessen nicht umhin konnte zuzugestehen, daß dem Manne dieser Wohlstand sammt der adligen Verschwägerung einigermaßen zu Kopfe gestiegen seien.

„Indessen," setzte er hinzu, „wem schadet er durch seinen Sparren als sich allein? Bei aller Klugheit merkt er bis jetzt noch nicht, daß er die Zielscheibe des Spottes geworden ist. Eines Tages aber wird er es merken und — es thut mir immer weh, liebes Hannchen, wenn ich dich unter den Spöttern sitzen sehe."

„Aber Konstantin, wozu wären denn die Narren gut, wenn man nicht einmal über sie lachen dürfte?"

„Es ist ja eine so alltägliche Narrethei, Hannah; in alten wie neuen Komödien bis auf die Grundneige ausgenutzt, langweilig oder traurig je — —"

„Im Gegentheil, Konstantin; ein Sonntagssparren ist es, der kurzweilig wirkt durch den Kontrast. Wie es Quartalstrinker giebt, die durch einen periodischen Rausch sich für die Alltagsnüchternheit entschädigen, so sticht auch unseren Bauer nur in Pausen eine nobele spanische Fliege und in der Zwischenzeit ist er ein Grobian und ein Filz der ersten Sorte. Man käme aus der Erbosung nicht heraus, wenn seine Narrethei den

Patron nicht dann und wann ein bischen erträglicher machte."

„Warum willst du dich nicht aber lieber an die gesunden Kräfte halten, die allen Schäden und Schrullen zum Trotz, — Adams Erbtheil, liebe Hannah, in irgend einer Weise keinem seiner Kinder erspart! — sich in seiner Natur behauptet haben? An seine Tüchtigkeit, Mäßigkeit, Unermüdlichkeit und, — ich will nicht das höchste Wort gebrauchen, aber ich bleibe dabei, daß ein schlechthin unredliches Geschäft dem Manne weder nachzuweisen, noch auch nur zuzutrauen wäre. Wie zum Magnaten ist er auch zum Schwindler Gott sei Dank! allzu standfest ein Bauer."

„Das heißt ein Schlaukopf, der das Risiko eines Schwindels scheut!" rief Frau Hannah, welche jetzt unwiderstehlich aus der tragischen Rolle in ein lustiges Lieblingsthema verfallen war. „Aber warte nur, warte, du mein titulirter Herr Rittergutsbesitzer und Baron in spe! bei der ersten Lektion, welche die gräfliche Exgouvernante dir wieder in der höheren Tafelkunst ertheilt, — wir sind beim Gabelführen mit der linken Hand stehen geblieben, Konstantin! — bei der nächsten Quartalsschrulle soll das baufällige Hirtenhaus dir recht erbaulich zu Gemüthe geführt werden und für ein neues Schindeldach vor Winters, dafür mindestens, Konstantin, bin ich dir gut."

„Nun mache es nur gnädig mit deinem alten Zögling, Hannchen," versetzte der Pfarrherr lächelnd. „Glückt es dir aber mit dem Schindeldach, so freue dich, daß

dasselbe noch den armen Freys, das heißt den Aermsten der Gemeinde zu Gute kommen wird. Auf meine Vorstellung hat der Herr General ihnen das Wohnungsrecht in einem der Fröhnerhäuser wie bisher zugestanden, wenn auch weder die Gemeinde, noch der Amtmann zu bewegen war, den Klaus über den Johannistermin hinaus als Schäfer beizubehalten. Gestern hat er die Herde zum letzten Male ausgetrieben."

Der gütige Mann seufzte bei den Worten; seine Hannah dagegen erklärte die Gemeinde und in diesem speciellen Falle sogar den schnöden Amtmann für durchaus in ihrem Recht.

Wie hatte sie, Frau Hannah nämlich, den Klaus seit Jahr und Tag gemahnt, gewarnt, gescholten! Wer nicht hört, muß fühlen. Die vermaledeite Schenke lag dem Hutmann, ob er aus- oder eintrieb, allemal bei Wege. Die Herde wurde seinen wilden Buben, wenn nicht gar dem alten, lahmen, blinden Phylax überlassen und die gutmüthigen Schäfchen sind lange nicht so dumm wie sie aussehen: sie wissen fette Wiesen einem abgeweideten Anger vorzuziehn. Der Ungehörigkeiten, — gelinde ausgedrückt, — die bei der vorjährigen Schur vorgekommen sind, noch gar nicht einmal zu gedenken.

Der Pfarrer konnte diesen Bezüchtigungen leider nicht widersprechen, setzte aber milde hinzu: „Schuld geht fast jedem Elend und Ungeschick fast jedem Mißgeschick voran, liebe Hannah. Werden Elend und Mißgeschick aber weniger erbarmenswerth, oder etwa erbarmenswerther, weil sie sich erweislich, sei es aus

unseren Handlungen, sei es aus unseren Unterlassungen entwickelt haben? Und wenn wir hier ein Gemeindeglied auf abschüssiger Bahn sinken sehen so tief wie meiner Zeit noch keines gesunken ist, vom ansässigen Bauer zum Schafhirten und von diesem — —"

„Zum Tagedieb und Strolch!"

„Dieses Aeußerste abzuwenden, war der Zweck meines gestrigen Weges, liebe Hannah. Helfen, das heißt dauernd Arbeit geben, kann allerdings nur der Amtmann; bis dieser aber seinen Widerwillen gegen den Klaus überwunden haben, bis er, bei kaum vermeidlichen Rückfällen des Arbeitsscheuen, zu christlicher Langmuth zu bewegen sein wird, — was meinst du, mein Hannchen, wenn wir den Klaus zunächst unsere Spargelbeete umrajolen ließen?"

„Aber, Konstantin, damit hat es ja noch Jahr und Tag Zeit!"

„Mit dem Spargelbeet allerdings, Hannchen, aber mit dem Klaus hat es Eile."

„Eile mit Weile, Konstantin! Die Ernte steht vor der Thür und die Spargelbeete laufen nicht davon, bis einmal die Arbeit nicht haufenweis bei Wege liegt. Aber erzähle doch deinen Dorfgang zu Ende. Du warst auf des Klausen abschüssiger Bahn angelangt. Nun weiter!"

„Ja, weiter," seufzte der Pfarrer. „Der Mann ist schuldig, unleugbar schuldig, Hannah. Aber eben so unleugbar ist er zu entschuldigen. Er ist ein Bauernsohn, aber ihm fehlte nun einmal das Erbe jeglichen

Bauernsinns und Schicks; daß ich so sage eine Mehlborn'sche Ader. Und an schlimmen Zufälligkeiten, wie wir thörichter Weise das Unberechnete, oder vielleicht Unberechenbare nennen, hat es wahrlich auch nicht gefehlt. Neun lebendige Kinder und das zehnte vor der Thür! Könnte halbwegs ein Gotteslästerer da nicht versucht sein auszurufen: Herr, halt ein mit deinem Segen! Schon das Aufbringen, welche Last und Qual! Und sind sie endlich so weit: wie die Vöglein, wenn sie flügge geworden, fliegen sie hinaus in die Welt und hülflos, unfähig zur Hülfe, haben die Erzeuger das Nachsehen. Des Klausen Weib, die arme Kreuzträgerin, ist eine Mutter nach Gottes Herzen. Aber wußte sie ein Wort davon, als ihr Erstgeborener, der Gardist, im Lazareth mit dem Tode rang? Und hätte sie darum gewußt, würde sie zur Pflege an seine Bettstatt haben eilen dürfen? Oder, was konnte sie für ihren Zweitgeborenen, den blöden Friede, thun, als er, kaum eine Stunde von ihr fern, vom Gänsejungen zum Kuhjungen und vom Kuhjungen zum Pferdejungen herangeprügelt wurde, bis auch ihn schließlich der heilsame Korporalstock unter seine Zucht genommen hat. Ein Glück, daß den jüngeren Sieben die gleiche Schule in Aussicht steht. Neun Jungen! Prachtjungen! Wahre Enakssöhne, geborene Flügelmänner, einer wie der andere! Der Stolz eines Vaterlandsfreundes und die Lust eines wohlgerichteten Vaterherzens! Hannah, Hannah! Wer ermißt aber die sonderbare Führung, welche dem Einen das Heißersehnte hartnäckig versagt

2*

und dem Anderen es bis zum Uebermaaß, bis zur Ueberlast verleiht?"

Frau Hannah zog bei dieser unerwarteten Rückfälligkeit die glatte, rosige Stirn in die allerkrausesten Falten; sie ließ das Kind, welches, weil es wiederum zu murren begonnen, sie auf ihren Schooß zu nehmen im Begriffe war, so unsanft, als sie es über das Herz brachte, in die Wiege zurücksinken und rief, indem sie ihm eine Faust machte: „Da hörst du's, unnütze Mädchenkreatur! die ärmsten Hirtenbuben wachsen ohne Zuck und Muck zu Flügelmännern und Vaterlandsvertheidigern heran, während Ihr, armselige Jammerbasen — —"

Der Vater hatte auf dem falschen Wege, in den er sich verirrt, erschrocken inne gehalten. Er trat wieder energisch die Schaukel, fächelte das Gesichtchen mit seiner Centifolie, bis die rothen Augendeckel wieder zufielen und lenkte, ohne seine Hannah ausreden zu lassen, nach seinem eigentlichen Ziele zurück.

„Der Klaus saß auf einem Klotz seiner Thür gegenüber; er mochte das Valet von seiner Herde einem der Buben überlassen haben und eben erst aus der Schenke heimgekehrt sein, denn der Fuseldunst qualmte ihm gleichsam aus dem puterrothen Schädel und halb im Taumel, — ganz in Taumel geräth er schon längst nicht mehr, — glotzte er in das Blaue hinein. Der Schenkwirth ist auch schuldig, hauptschuldig, Hannah. Wozu er keinen Besseren hat, hat er den Frey und der Frey ist ihm gewärtig, — leider ihm allein, — und

wäre es mitten in der Nacht; denn jeder eilige Botenweg, jeder noch so gröbliche Dienst wird statt mit Brod oder Geld mit den eklen Branntweinneigen bezahlt, die kein Gast mehr mag. Mein Gang, ich sah es, war verfehlt; wozu hätte in dieser wüsten Verfassung mein Arbeitsvorschlag führen sollen? Ich stellte mich, als ob ich den Mann nicht bemerkte, indem ich den Kopf nach dem engen Hofraum drehte, auf dessen magerem Dunghaufen das junge Hirtenvolk sich mit ein Paar Hühnern und Ferkeln herumjagte. Das liebe Vieh eitel Haut und Bein, die Menschenbrut pausbäckige Apfelgesichter! Das gedeiht wie durch Wunder bei allem Unflath und Hunger."

„Ich würde sagen, Konstantin," wendete die Pastorin ein, „das gedeiht, weil eine brave Mutter den Unflath alle Tage wieder abwäscht und kämmt und weil die Brosamen von unserer Amtmännin Tische so reichlich fallen, als die Batzen aus des sauberen Herrn Amtmanns Tasche knapp. Aber weiter, Konstantin. Du redetest den Klaus also nicht darauf an?"

„Ich nicht ihn, aber er mich, Hannah. — Sie kundschaften wohl nach Ihrem Decem, Herr Pastor, fragte er mit schmunzelndem Hohn. — Du mußt wissen, Hannah, mit dem Decem, da meinte er, landläufig, das Zinshuhn, das auf der armen Fröhnerhütte lastet und das am Johannistermin regelmäßig in Erinnerung zu bringen der Kantor thörichter Weise noch immer für seine Schuldigkeit hält."

„Du solltest den Beyfuß darum loben, Konstantin.

Ordnung muß sein und Recht bleibt Recht. Der reichste Hofbesitzer beruft sich schließlich auf den armen Fröhner, dessen Zinshuhn eingeschlummert ist."

Pastor Blümel seufzte tief. „Hannah," sagte er darauf, „den Tag, an welchem die langgeplante Ablösung dieses widerwärtigen Opfers an Korn und Blut zu einer Wahrheit wird, den Tag wollen wir feiern wie ein zweites Hochzeitsfest."

„Insofern die Welt auch bei uns nicht ein bischen auf den Kopf gestellt werden sollte, wird es mit dem Feste Weile haben, Konstantin," entgegnete Frau Hannah lachend. „Denn geht's an's Steuern, greift der Bauer immer noch eher in den Sack als in den Säckel. Aber weiter, Freund, was gabst du denn dem Coujon auf seine Unverschämtheit zurück?"

„Ich entgegnete ihm einfach, daß ich nicht um des Huhnes willen gekommen sei, wie selbiges ja auch bisher alljährlich von mir gestundet worden. Worauf der Spottvogel dann kichernd erwiderte:

„Weil mein Gezücht der Frau Pastorin in ihren Suppentopf nicht fett genug ist, gelt?"

„Ei, du Höllenbraten!" rief die Pastorin mit drohender Faust. „Aber warte nur, warte! Nun auf diesen Dank, Konstantin, hast du, will ich hoffen, deinem Beichtsohne doch gebührentlich gedient?"

„Gebührentlich, Hannah, ich schwieg. Leider indessen nicht beharrlich genug; denn als auf meine ablenkende Frage nach seiner Frau, der Klaus mir gleichmüthig erwiderte, daß sie seit Morgens auf der Guts=

wiese mit Heuwenden beschäftigt sei, da, ich gestehe es mit Scham, übermannte mich Wort um Wort der Zorn, welcher, wie gerecht auch immer der Anlaß, für Einen in meinen Jahren und in meinem Amte doppelt sträflich ist, daher ich mich denn auch über die herbe Lection, die er mir eintrug, nicht beklagen darf. „„Scheut Ihr Euch nicht der Sünde,““ fuhr ich auf, „„das Weib, das Euch neun Söhne geboren hat — —““

— „Ist es meine Schuld, Herr Pastor —“ höhnte der Klaus, — „daß kein Mädchen drunter ist, das mir derweile zu Hause eine Suppe kochen könnte? —“

„„Das Weib, das zum zehnten Male ihrer Stunde entgegensieht — —““

— „Hätte ich was dawider, Herr Pastor, wenn sie ihr nicht entgegensähe? —“

„„Das arme, schwache Weib hetzt Ihr in dieser Johannisgluth zu saurer Arbeit hinaus —““

— „Hetz' ich sie, Herr Pastor? sie geht von alleine. —“

„„Während Ihr, baumstarker Mann, ein Simson von Gestalt und Kraft —““

— „Schön Dank, Herr Pastor, für den frommen Vergleich. —“

„„Die Paar Heller, welche die Arme im Schweiße ihres Angesichts erwirbt, in der Schenke verschlemmt —““

— „Wohl bekomm's dem Herrn Pastor, daß er seinen Durst im eigenen Keller löschen kann! —“

„„Und dann daheim, die Hände im Schooß, in giftigem Kraute verqualmt.““

— „Kann ich mit Feuer dienen? das Pfeifchen ist dem Herrn Pastor ausgegangen?“ —

„Dieser letzte Spott, Hannah, traf mich wie ein Natterstich. Ich spürte eine Blutwoge vom Herzen zum Hirn und vom Hirn zurück zum Herzen treiben. Nun ja, ich hatte geraucht. Du weißt, Hannah, ich rauche niemals unter meinen Kindern und niemals unter meinen Blumen; das heißt niemals, wenn ich mich erhole. Aber ich rauche, wenn ich mich anstrenge und ich strenge mich an auf meinen einsamen Abendgängen durch Dorf und Flur. Da suche ich Anknüpfungen für die Erbauungsstunden im Gotteshause und für die Seelsorge in jedem Gemeindehause. Denn leider ist es ja so, daß ich nach zehnjährigem Wirken denen, auf die ich wirken soll, noch immer nahezu ein Fremdling geblieben bin. Es fehlt ihnen zu mir der sympathische Heimathszug, dessen der Pfarrer mehr als jeder andere Lebensgenosse bedarf. Da möchte ich denn mein Gemüth recht weit aufthun, daß sie es verstehen lernten bis auf den Grund, und ich möchte meine spürenden Sinne schärfen, daß das, was noth thut, denen, die Gott mir gegeben hat, auch wohl thue. Darum rauche ich, Hannah. Und wahr ist es und bleibt es, es prickelt ein seltsamer Reiz in diesem Kraut; aufräumend das Hirn, anregend Auge und Ohr, unschätzbar für den Arbeiter im Geist. So ungefähr wird denn auch wohl die Vorhaltung gelautet haben, mit welcher ich mich vor dem Klaus gleichsam zu rechtfertigen suchte; möglich jedoch mit etwas ungeberdigeren Worten; denn der

Mensch grinste, während er Stahl und Stein aneinander schlug, recht hämisch vor sich hin und auf jede meiner Thesen gab er gleichsam eine Antithese, die mir die Galle immer leidenschaftlicher erregte.

„Also für Ihre Sonntagsepistel rauchen Sie, Herr Pastor? Curios! habe ich doch immer gedacht, die könnte Einer ohne Tobak fertig bringen.“ —

„Wie ich nun aber, als Folgerung meines Vordersatzes, die gesundheitlich und wirthschaftlich verderbensvollen Wirkungen des Tabaksgiftes auf die bloßen Handarbeiter, das heißt auf die ungeheure Mehrheit des Volkes hervorzuheben begann, da schlug der Mensch eine wilde Lache auf und sagte, indem er mir den brennenden Schwamm hinüberreichte:

„— Na, lassen Sie's gut sein, und dampfen Sie, Herr Pastor. Es ist die alte Geschichte. Tausende sollen sich placken und schinden mit trocknem Speichel und wüstem Hirn, auf daß ein Einziger Tobak rauchen und seinen Kopf für eine Sonntagsrede aufräumen kann. Das wird so des lieben Herrgotts natürliche Ordnung genannt. Wenn aber Einer von den Tausenden auch einmal seinen Kopf aufräumt, um zum wenigsten in Gedanken eine Sonntagspredigt zu halten, da heißt er ein Rebeller gegen die göttliche Ordnung und das höllische Feuer ist nicht heiß genug für ihn. —“

„Auf diese Rede schwieg ich und ging. In mir wirbelte es und wogte es. Was hatte ich mir bieten lassen müssen und von dem elendesten meiner Gemeindeglieder! Ich konnte nicht allsobald zurück unter die Stätten der

Menschen, auch nicht in meine eigene. Hinaus in die friedsame Natur. Ich schlug den Wiesenweg ein; Anfangs mit ungestümen Schritten, allmählich gelassener. Die Sonne war gesunken; vom Abend her wogte ein goldener Flor über Himmel und Fluß; im Morgen stieg schon die Nacht empor, die stille, heilige Täufernacht. Ich sog den süßen Heubrodem wie einen Balsam in die Brust; ihre Unruhe löste sich; jenes Etwas kam über mich, das wir Weihe nennen, jenes seltene Etwas im Weltverkehr. Mir war, als ob alle Schleier des Daseins sich senken, alle Klüfte des Menschengeistes sich füllen müßten und wie durch Zauber stand plötzlich der trunkene Tagedieb Frey vor mir ein anderer Mann, der vielleicht, zu welchem sein Schöpfer ihn erschaffen hatte. Lerne deinen Feind begreifen und du wirst ihn lieben lernen, nicht mit Menschenliebe, aber mit Heilandsliebe. Und da sagte ich mir denn und sage es heute noch, Hannah: der Mann, in welchem der Schenkendunst sich zu so ätzendem Geifer zersetzt, das ist kein Alltagskopf, Hannah; wahrlich, wahrlich, er ist es nicht. Dieser Mann war von Natur vielleicht ein Genie; ein Halbgenie will ich lieber sagen, denn ihm fehlte jenes Bruchtheil von Kraft, das zum Vollbringen, wie zum Entsagen unerläßlich ist und mit welchem auch er die Fesseln des Erdengeistes gesprengt haben würde."

„Dein Schicksal, Hannah, und meines stiegen neben dem seinen in meiner Erinnerung auf. Du, die brotlos gewordene Erzieherin, ich der brotlos gewordene Erzieher, wir waren hundert Mal ärmer als dieser

Mann und sein Weib, als wir in bitterböser, vaterländischer Zeit, vertrauend auf Gott und unsere Liebe, die Hände in einander legten. Aber wir waren von Haus aus richtig gestellt. Der Kandidat und seine Frau haben manchen Hungertag und manche Kummernacht durchringen müssen, aber sie arbeiteten mit ihren natürlichen Kräften in der Mädchenschule und im Jünglingsauditorium. Und dieses mühselige Tagewerk unterbrach die mannhafte Erhebung des Vaterlandes. Auch der arme Kandidat schied von Weib und Kind; hochgeschwellt die Brust stürzte er sich in den befreienden Strom. Wiederum eine That des Geistes! Und der ewige Herr hat die Getrennten emporgehalten in dem Strudel von Blut und Noth, hat sie liebend einander wieder zugeführt in dem erlösten Vaterlande, hat ihnen in der neuerworbenen gedeihlichen Provinz eine Heimstätte erschlossen, wo sie frohgemuth ihr Tagewerk weiterführen in der göttlichen Forschung und der Reinigung der Herzen, den beiden Endpunkten, um welche jegliche Geistesarbeit sich bewegt. Würden sie an ein Handwerkszeug gebannt, das nämliche Ziel erreicht haben?"

„Siehe dahingegen diesen hohngeblähten Mann, dessen Geist im Schenkenqualm verdunstet; würde er ein Aermling, ein Trunkenbold und Strolch geworden sein, wenn ihm statt des Dreschflegels und des Pflugs, die er mißmuthig regierte, die Leuchte der Wissenschaft, nach der er sich sehnte, in die Hand gegeben worden wäre? Die Alten der Gemeinde erzählen, daß es niemals einen eifrigeren Schüler unter ihnen gegeben

habe als den Frey. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, auf den Advokaten zu studiren. Pfarramt und Anwaltsstube sind ja heute noch so ziemlich die einzigen Zielpunkte geistigen Strebens, die der Bauer kennt und anerkennt. Aber der Klaus war ein Erbsohn; der Vater hielt ihn mit Gewalt im Knechtsdienste fest auf dem Hofe, über welchen er eines Tages als Herr gebieten sollte. Voll Grimm und Groll entwich er und wurde Soldat. Er ist heute noch ein beherzter Mann. Du weißt, Hannah, wie er sich bei der Feuersbrunst in Bielitz hervorgethan hat. Es war schreiendes Unrecht, daß, um seines üblen Leumunds willen, der Landrath verweigerte, ihn zur Rettungsmedaille einzugeben. Die Anerkennung hätte ihm ein Sporn auf gute Wege werden können. Dazumal durchlebte er im Dienste der Fremdherrschaft die gleißende Niedertracht seiner vaterlandslosen Zeit und Zone und als er nach Jahren heimkehrte, war die letzte Spur von Bauernemsigkeit und Zucht in ihm erloschen. So *seine* Konstellation. Würde er *mein* Ziel erreicht haben an meiner Statt?"

Der Pfarrherr schwieg und seine Gattin schwieg auch. Sie hätte auf die wunderliche Frage nicht Ja sagen können und das Nein wollte ihr doch auch nicht flott über die Lippen; schon darum nicht, weil ihr Kleinglaube ihren Konstantin, ihren edlen, herrlichen Konstantin betrübt haben würde. Nach einer gedankenvollen Pause fuhr der Pfarrer fort:

„Sind es nicht aber gleichsam Stiefkinder der Natur, jene Ungezählten, die der allerhärtesten Tyrannei er-

liegen, der eines aufgepfropften Geschicks, das zu erfüllen, oder zu bewältigen sie nur halb die Erkenntniß und halb die Ausdauer haben? Hier die Last eines Zuviel, dort die Leere eines Zuwenig! Stiefkinder der Natur und doch Gotteskinder! Wer löst den Widerspruch? Aber milde soll es uns machen, milde und hülfreich, Hannah, wenn wir solch einen Halbbruder im Geist falsch gestellt, oder verirrt am Abgrunde taumeln sehen. Nicht die Gerechtigkeit, die Versöhnung ist der Ankergrund der sittlichen Welt."

Von Neuem versank der Pfarrer in seine Gedanken und auch diesmal störte seine Hannah ihn nicht. Er grübelte über den Halbbruder im Geist und ob er letztlich nicht dennoch sich zu einem Kinde Gottes emporziehen ließe? Sie grübelte über den Tagedieb Frey und ob er letztlich nicht doch noch durch rechtschaffene Arbeit vor dem Correctionshause zu bewahren sei? Im Grunde grübelten demnach beide, brave Eheleute, die sie waren, über ein und das nämliche.

„Deine Geschichte ist wohl zu Ende, Konstantin?" fragte endlich die Frau. Sie hatte ihr Problem früher gelöst als der Mann und es prickelte ihr in Händen und Füßen, ihren Plan zur That werden zu lassen.

„Noch nicht ganz, Hannah," versetzte der Pfarrer, indem er nicht ohne Anstrengung die ursprüngliche Pointe der Erzählung in sein Gedächtniß zurückrief. „Am Kreuzwege zwischen Dorf und Stadt begegnete mir des Klausen Frau. Himmlischer Vater, wie abgehärmt und abgezehrt schlich sie einher, als zählte sie siebenzig Jahr!

Und sie ist doch noch im blühendsten Alter, von deinem Jahrgang, Hannchen und deinen Namen trägt sie auch. Sie hatte bei Wege an den Rainen das Abendfutter für ihre Ziege abgesichelt und schleppte nun schwer an der doppelten Last, denn ihre Stunde ist nahe. Aber kein Klagelaut entschlüpfte ihren Lippen; kein Wort der Anklage gegen den schlimmen Mann, der sie so weit gebracht. Wahrlich, wahrlich, die Hanne Frey ist ein Weib nach Gottes Herzen! Ich mußte an unseres Pestalozzi herrliche Gertrud denken. Sie wünschte mir Glück zu der Geburt unseres Töchterchens und setzte mit einem Seufzer hinzu: „Ach, wenn doch nur Einer von meinen Neunen ein Mädchen wäre, daß es mir beistände in der Wirthschaft und für mich einträte, wenn's einmal vollends mit mir zum Ausspannen kommt. Sie werden sehen, Herr Pastor, diesmal übersteh' ich die Campagne nicht."

„Ich tröstete sie, so gut ich mit halbem Glauben es zu thun vermochte, meinte, daß ihr Verlangen nach einer Tochter ja wohl diesmal erfüllt werden könne und daß sie sich nach dem Wochenbett zu ihrer früheren Rüstigkeit erholen werde. Sie schüttelte traurig den Kopf. „Wie Gott will!" flüsterte sie nach einer langen Stille. „Er ist ja der Vater der Waisen." Und dabei schlug sie die eingesunkenen Augen gen Himmel mit einem Blick, den ich bis in meine Sterbestunde empfinden werde. Und damit ist meine Geschichte zu Ende, liebe Hannah."

Ueber Frau Hannahs guten blauen Augen lag ein

feuchter Flor. Sie hatte die Moral der Geschichte wohl gefaßt, wollte etwas sagen, schluckte, räusperte sich und lief dann, ohne es gesagt zu haben, dem Hause zu. Unter der Thür machte sie Halt, trocknete sich die Augen und kehrte dann, lachend über das ganze Gesicht, in die Laube zurück. „Ich hab's!" rief sie schon von Weitem, „Konstantin, ich hab's! Ich gebe dem Amtmann alle Sonntage eine französische Stunde und der Amtmann giebt dafür dem Frey Arbeit in seinem Schacht. Steinklopfen lohnt. Des Klausen Brustkasten ist heil und vom Schacht zur Schenke ein gehöriges Ende. Du schüttelst den Kopf, Konstantin? Der Amtmann thut's nicht, meinst du? Ei, er soll schon, Konstantin. Der alte Narr mit dem urdeutschen Namen brennt auf Fremdwörter und jedes Fremdwort heißt ihm französisch. Wie lange quält er mich schon um die feine Konversation. Eh bien, Monsieur Mehlborn, so oder so: keinen Klaus im Schacht keine feine Konversation!"

Pastor Blümel lächelte und wünschte gedeihlichen Erfolg, meinte jedoch, daß, da die Grammatik füglich erst nach Tauffeier und Kirchgang aufgeklappt werden dürfe, zuvor mit dem Rajolen der Gartenbeete ein Anfang gemacht werden müsse.

Frau Hannah erwiderte weder Ja noch Nein, sie eilte zum zweiten Male dem Hause zu, kehrte indessen pflichtschuldigst wieder um, als sie ihren Eheherrn freundlich ihren Namen rufen hörte.

„Ich werde einen Johannisstrauß für die arme Gertrud, — ich meine für die arme Hanne Frey schnei-

den," — sagte er. „Vielleicht daß du liebe Hannah aus deinen Schatzkammern dem Erfreulichen etwas Nützliches beizufügen hättest. Eine unserer Töchter würde dann noch vor Abend die kleine Spende der guten Frau hinuntertragen."

Frau Hannah nickte einverstanden; nachdem sie in Gedanken blitzschnell Musterung unter ihren Vorräthen gehalten, flog sie zum dritten Male dem Hause zu, wurde aber zum zweiten Male von ihrem Konstantin zurückgerufen. „Noch eins, Hannchen," sagte er, indem er ihre Hand faßte. „Bist du über den Namen, welchen unsere Kleine tragen soll, schlüssig geworden?"

Der Mutter klopfte das Herz; es galt die Probe auf ihr Exempel. „Ich hatte an Konstanze gedacht," antwortete sie lauernd; „weil sie dir doch so ähnlich sieht, Konstantin."

„Sie sieht dir ähnlich, Hannchen," versetzte der Vater. „Was meinst du, wenn wir sie Rose nennten?"

Pastor Blümel hatte mit dieser Wahl keineswegs eine ehemännische Galanterie bezweckt und sie wurde auch keineswegs als solche aufgenommen. Dennoch erglänzte das Muttergesicht wie von inwendigem Sonnenleuchten. Stumm vor Glückseligkeit küßte Hannah ihrem Konstantin vielleicht zum ersten Mal im Leben die Hand, riß das Kind aus der Wiege, preßte es an ihr Herz und flog mit ihm in das Haus. Die siebente Tochter, auf welche der Vater den Namen seiner stolzen Lieblingsblume übertragen hatte, die spärliche kleine

Rose würde, die Mutter wußte es, der Liebling seines Herzens werden.

Pastor Blümel starrte dem Schatten von Mutter und Kind noch eine lange Weile nachdem derselbe im Hausflur verschwunden war, mit Wunderblicken nach. War es die einfache Erzählung von der unglücklichen Neunsöhnermutter, welche das verstimmte Seeleninstrument der glücklichen Siebentöchtermutter zurückgestimmt hatte auf seinen reinen Kammerton? Oder, oder — — wie Schuppen begann es von seinen Augen zu fallen, — sollte er, der das Studium des Menschenherzens zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht hatte, nach einer zwanzigjährigen Ehe in seinem nächsten Herzen zum ersten Mal den alten Satz bestätigt finden, daß auch die aufrichtigste Frau zu Zeiten eine Larve trägt? Eine häßliche Larve über einem lieben Gesicht; der Fall soll umgekehrt öfter vorkommen. Pastor Blümel wiegte nachdenklich sein ergrauendes Haupt, lächelte aber dabei, sogar ein wenig schelmisch vor sich hin, klappte dann sein Taschenmesser auf und begann den Johannisstrauß für das arme Hirtenweib zu schneiden.

Wie er nun so wählend und bindend die Rabatten auf- und niederschritt, hörte er durch die offnen Wohnstubenfenster die helle Stimme seiner Hannah, welche einer der Töchter den Auftrag gab, flink die gute Freundin, Frau Amtmann Mehlborn, zu einem Besuche in die Pfarre zu entbieten und leicht war ja zu schließen, um welches Anliegen es sich bei dem Entbote handelte.

Denn die Pastorsfrau und die Pächtersfrau fügten sich und griffen ineinander, wie es von guten Freundinnen nicht immer zu rühmen ist. Die eine wußte zu leben, die andere hatte zu leben; die eine, von Haus aus gebildet, war ihrem Gatten zu Liebe und Hülfe der Bauernart in einem gewissen Sinne vertrauter geworden als der Gatte selbst; die andere, von Haus aus eine Bäuerin, war in einem gewissen Sinne so gründlich aus der Bauernart geschlagen, als ihr darüber hinausstrebender Gemahl zäh darin wurzelte; die eine hatte sieben Töchter, die ihr Freude machten; die andere nur eine einzige, die ihr Sorge machte; der einen war der Stammhalter versagt, der anderen genommen; Frau Rosine verfügte über einen vollen Wirthschaftssäckel, Frau Hannah über einen knappen; beide halfen gern; die letztere mit ihrem offnen Kopf, die erstere mit ihrer offnen Hand und daß das Zusammenwirken von Rath und That heute solche Eile hatte, dafür war von Pastor Blümel selbst ja just der Anstoß gegeben worden: Klaus Frey, der schlimme Patron, sollte schleunigst in die Kur genommen werden.

Pastor Blümel schüttelte daher von Neuem, und bedenklicher als vorhin, das ergrauende Haupt, als er dem freundschaftlichen Entbot einen unerwarteten Nachtrag folgen hörte. Im Fall — so hieß es — die Frau Amtmännin, der Heuernte halber, heute nicht abkömmlich sei, solle Luischen ihr vorläufig mittheilen, daß der gute Vater die kleine Schwester Röschen nennen wolle, w e i l die Frau Amtmännin Rosine heiße und in

ihrer Jugend doch auch Röschen genannt worden sei. Die Frau Amtmännin werde sich über die Aufmerksamkeit freuen und ihr Pathenkind darum desto lieber haben.

Zum zweiten Male seit einer Viertelstunde ertappte der treue Seelenhirt auf einem Schleichwege das Weib, welches er ein Vierteljahrhundert lang zu kennen geglaubt hatte gründlicher als sich selbst, — denn wer ist schwerer gründlich auszukennen als einer selbst? — Auf einem blumenbesetzten Wege, es ist wahr, im Pfadsuchen nach einem Herzen; aber doch auf einem berechneten, hinterhältigen, zweideutigen Wege! „Evas Töchter, Evas Töchter, die ihr alle seid!" murmelte Konstantin Blümel und war entschlossen, den Tag nicht vorübergehen zu lassen, ohne seinem anderen Ich die fälschliche Auslegung des Heilandswortes von der Schlangenklugheit klar gemacht zu haben.

Sein Luischen huschte nickend an ihm vorüber, den Weg zum Schlosse entlang, die übrigen Kinder tummelten sich im Obstgarten, wo heute die ersten Kirschen gepflückt worden waren; die litthauische Lene, die sämmtlichen Blümelschen Nachwuchs gewartet hatte und den Eltern aus der alten Heimath in die neue gefolgt war, hantirte auf dem Bleichplatze hinter dem Hause; darin war es seelenstill.

Den Rosenstrauß für die Hirtenfrau, würdig einer Prinzessin, in der Hand und eine Strafpredigt auf den Lippen, stieg der Pfarrer die Treppe hinan; die Thür der Kinderstube stand nach dem Flur geöffnet; sie war die räumlichste des Hauses, da sie dessen ganze Morgen-

seite einnahm. Frau Hannah hatte in ihrem Eifer die leisen Tritte überhört, sie kauerte am Boden vor der Wäschkommode und musterte ihr Kinderzeug; ein Geschäft, in welchem ein guter Hausvater nicht stören soll, zumal wenn es die erste Musterung nach einer Wochenpause ist. Wie leicht kann eine Nummer verzählt, ein Unthätchen übersehen werden! Fach für Fach war ausgekramt, Stück für Stück gegen das Licht gehalten worden, um sorgfältig zu drei Theilen abgesondert zu werden. Sämmtliche noch ungebrauchte Hemdchen, Windelchen und dergleichen, neuerdings eigenhändig gesponnen und gefertigt, kamen als Vorrath in das untere Fach zurück, vielleicht für den lange zögernden, immer noch denkbaren Sohn, vielleicht aber auch erst für eine spätere Generation; denn eine Mutter von sieben Töchtern rechnet auf Enkelfreuden und -sorgen. Die zweite Abtheilung, die zwar schon Spuren einer Geschichte in der Kinderstube trug, aber noch keine, die irgend unheil zu nennen waren, wurden zu jezeitigem Gebrauch in den oberen Fächern geordnet; wo aber fadenscheinige Stellen im Flanell, oder Stopfflecke im Linnen augenfällig geworden, da fanden die Stücke ihren Platz auf einem blaugewürfelten Federkissen, das abseit am Boden lag, um schließlich durch eine Wickelschnur zusammengefaßt zu werden.

Der heimliche Lauscher wartete das weitläufige Geschäft nicht ab; er kannte seinen Zweck und dieser Zweck hatte Eile; leise legte er seinen Strauß auf das blaugewürfelte Federkissen und stieg hinab in sein

Studirzimmer, das am Ende des unteren Flurs gelegen war und in der Familie das geistliche Gemach genannt wurde.

Wo in einem ländlichen Pfarrhause für ein Häuflein Kinder auskömmlich gesorgt, auch der Gastfreundschaft nach Neigung und Christenpflicht Rechnung getragen werden soll, da erübrigt für das geistliche Gemach nur ein schmaler Raum. Und buchstäblich ein schmaler Raum war es denn auch, in welchen Konstantin Blümel sich jetzt zu stiller Sammlung zurückzog, aber einer, der auch den fremdesten Gast vertraulich angeheimelt haben würde, denn nicht nur das Wesen des Bewohners spiegelte er wieder, sondern auch seinen Lebensgang. so wie er ihn diesen Nachmittag sich selbst und seiner Gattin in das Gedächtniß zurückgerufen hatte: ein friedlich dahingleitender Bach, der nur ein einziges Mal, aber mit unvergänglich befruchtenden Spuren, im Sturmeswogen der Zeit sein Gelände übertreten hatte.

Das einzige Fenster war von Außen grün umrankt; die ersten Sonnenstrahlen blinkten Morgens durch das zarte Laub, vom Garten herauf grüßten die Blumenkinder. Längs der weißgetünchten Wände liefen Repositorien von rohem Holz; links auf ihnen mahnten die alten Heiden, rechts die alten Christen bis einschließlich Martin Luthers an des geistlichen Herrn Schüler- und Lehrerzeit. Die jüngeren Christen waren verhältnißmäßig schwach vertreten, da das Amt in der Gemeinde, der Familie und im Blumengarten weder Zeit noch Reiz zu neuen geistigen Bekanntschaften allzu-

häufig aufkommen ließ; indessen deutete dieses und jenes Exemplar schon durch sein Aeußeres auf einen häufigen Verkehr und hatten die beiden großen Landsleute Kant und Herder sogar auf dem Schreibtische dauernd Platz gefunden, zu ihnen auch, als dritter, der treue Menschenfreund Pestalozzi sich gesellt.

Dieser Schreibtisch, nebst zwei Stühlen das einzige bewegliche Zimmergeräth, füllte den Fensterbogen; von schlichtem Tannenholz, mit Wachstuch bezogen, bildeten die alte silbergekrampte Familienbibel und ein aus Elfenbein geschnitztes Kruzifix seinen einzigen Schmuck. Ueber dem Kruzifix aber hing, in Glas und Rahmen gefaßt, des Königs „Aufruf an sein Volk" und inmitten desselben des friedlichen Pfarrherrn tapfer erworbenes eisernes Kreuz.

Und hier in seinem häuslichen Allerheiligsten, den beiden Kreuzen gegenüber, saß nun der friedliche Pfarrherr und es wollte ihm lange nicht gelingen, die wechselnden Eindrücke der letzten Stunden in seinem Innern glatt und gleich zu legen.

Wenn Konstantin Blümel erregt war, vollzog sich vor seinem geistigen Auge ein Proceß des Wachsens und Wandelns, der sonst nur Kindern, Dichtern und schwärmerischen Liebhabern für eigenthümlich gilt. Und doch ist mehr als ein Menschenalter verlaufen, seitdem Konstantin Blümel ein Kind geheißen hat, und insofern zu einem Dichter wesentlich gehört, daß er Gedichte macht, ist er nichts weniger als ein Dichter, denn er

hat sich selbst in der sangquellenden Jünglingszeit zu keiner einzigen Liebesstrophe gedrungen gefühlt; was aber den Liebhaber anbelangt, so hat er seine Hannah zwar geliebt und liebt sie heute noch als sein anderes Ich, just darum aber keineswegs als einen Engel. Sie, seine Hannah, nannte ihn einen Idealisten und war gütig genug, sich zu freuen, wenn seine optimistische Gabe ihm manche innerliche Trübung löste und geschickt genug, ihm zu helfen, wenn sie ihn nach Außen hin in mancherlei Wirrniß verstrickte.

Hatte diesen Nachmittag nun sein dürftiges Töchterchen sich in eine blühende Rose umgewandelt, ein braves, beladenes Hirtenweib sich zu einem Dichtergebilde verklärt, des Weibes lästerlicher Gespons wohl gar sich ausgereckt zu einem revolutionären Advokatengenie, dem zu einem Danton oder Robespierre nichts als — Gott sei Dank! — der Boden fehlte, auf dem es sich entwickeln durfte, so blieben nach alledem Herz und Hirn doch immer noch von unlösbaren Problemen geschwellt. Die ungeahnte Schlangenempfänglichkeit seiner Eva hatte er zwar vor der Hand auf dem blaugewürfelten Federkissen zur Ruhe gebracht, dafür aber plusterte sich in der behelligendsten Weise das dürre Decemhuhn des Exhirten Klaus zu einem grausamen Raubvogel auf. Er vermochte sich von der Vorstellung dieser Ungebühr, zu deren Praxis er nicht nur berechtigt, sondern schlechthin verpflichtet war, nicht loszureißen und die Blicke auf das Ehrenzeichen über dem Kruzifix gerichtet, verfiel er in schier rebellische Unter-

suchungen über die Vereinbarlichkeit derartiger „Gelübde und Opfer" mit einer Zeit, in welcher das eiserne Kreuz gestiftet worden war und über den Widerspruch der Pflichten, dem selbst im friedfertigsten bürgerlichen Berufe, dem des Priesters, das Gewissen des Christen und Menschen nicht zu entgehen vermag.

Wie er es in beunruhigenden Stimmungen zu halten pflegte, schlug er endlich seine Erbbibel auf und las im dritten Buch Mose das siebenundzwanzigste Kapitel, auf welches das Zehentopfer sich gründet, von A bis Z; las, obgleich er es von Jugend ab auswendig wußte, es zum zweiten Male und als er endlich die Krampen wieder schloß, hatte er keine andere Lösung gefunden, als die ihm von jeher die natürliche gewesen war. „Du sollst deinen Weinberg nicht genau lesen und dem Armen und Fremdling etwas übrig lassen," sagte er vor sich hin, indem er sich erhob mit dem Vorsatze, zu Gunsten des Exhirten Frey auf die Spargelernte einiger Jahrgänge zu verzichten.

Die Sonne hatte sich während seiner Betrachtung gesenkt, es dämmerte im geistlichen Gemach, die Stunde drängte zu dem gewohnten Vespergange durch das Dorf. Er griff nach Hut und Stock, er griff auch nach seiner Pfeife; aber nein; die Pfeife ließ er heute im Winkel stehen. Im Begriffe nach der Thür zu gehen, hörte er vom Flur aus harte Tritte und einen ungewohnten Lärm in seine Stille dringen.

Die nämlichen Tritte, den nämlichen Lärm hörte verwundert auch die Hausfrau, als sie die Treppe herab-

kam, das blaugewürfelte Bündel, blumengekrönt, Tochter Lorchen zur schleunigen Besorgung zu übergeben. Die Hausthür war wuchtig aufgerissen worden, eine hünenhafte Gestalt stapfte den Flur entlang, um im Dämmerlicht des geistlichen Gemaches zu verschwinden; eine zweite folgte ihr, schattenhaft schwankend, unter Aechzen und Stöhnen.

„Was giebt es, Beyfuß?" fragte die Pastorin.

Keine Antwort.

Mit weitgeöffnetem Munde nach Athem ringend, die Hände zusammenschlagend über dem schweißtriefenden Haupt, stürmt der Kantor dem Hünen nach. Die Hausfrau hinterdrein bis unter den Rahmen der Thür. Hier steht sie starr. Sie sieht ihren Mann, der vor jachem Schreck auf seinen Stuhl zurückgetaumelt ist, mit beiden Armen ein Bündel umspannen, dem ähnlich, das sie selber in der Hand hält, — aber nicht blumengekrönt! Es ist ihm von der Thür aus zugeschleudert worden und noch steht der Hutmann Frey mit emporgehobener Faust auf ihrer Schwelle.

„Da habt Ihr Euren Decem, das Weib ist todt!" brüllt er mit der Stimme eines Wüthigen und stürmt, wie er gekommen, aus dem Hause.

Die drei im Zimmer starren ihm nach regungslos, sprachlos eine lange Weile.

„Das Weib ist todt!" haucht kaum hörbar endlich der Pfarrer.

„Todt!" schluchzt die Pastorin.

„Todt!" bestätigt der Kantor mit Stentorstimme.

Frau Hannah faßt sich. Vor ihren Augen ist es klar geworden; sie nimmt das Bündel von ihres Gatten Schooß, um, dicht an das Fenster tretend, es zu enthüllen. In einen zerfetzten Frauenrock ist etwas Festes eingewickelt: Frau Hannah's Hände zittern. Ein Kind! Ein Kind nackt und bloß, wie es aus dem Mutterleibe gekommen, aus dem erstarrten Mutterleibe! Ein Knabe — der zehnte Sohn! Die Thränen eines Vaters und einer Mutter träufeln auf den Leib der Waise.

Während dieser Untersuchung hatte Kantor Beyfuß die Erläuterung des unerhörten Geschehnisses vorgebracht; weit ausholend, umständlich, so, als gäbe der einzige Augenzeuge eines kriminalistischen Falles den Thatbestand zu Protokoll. Freilich vor einem Gerichtshof mit tauben Ohren.

Der Kettenhund in der Schenke hat seit ein Paar Tagen die Laune. Bei dieser Johannisgluth die Laune! Da schwant dem Wirth nichts Gutes. Am Besten ein Ende mit dem alten Vieh. Mein Klaus, nicht faul, würgt es ab. Der Wirth mag mit dem Salair nicht geknausert haben, denn des Klausen Schädel raucht so zu sagen, als Kantor Beyfuß, der just in seiner Eigenschaft als Küster, das heißt Adlatus des Herrn Pastors, seinen Termingang hält, ihn vor sich her taumeln sieht. Nicht weit vom Hirtenhause holt er ihn ein und bringt das Decemhuhn in Erinnerung. Der Klaus schlägt eine wiehernde Lache auf und rennt in das Haus. Der Kantor steht im Hofe auf der Lauer, denn ein Gewieher ist keine Replik und Recht bleibt Recht. Kaum

drei Minuten und der Klaus stürzt wieder heraus, vergleichbar nicht einem Menschen, nicht einmal einem trunkenen Menschen, sondern einem rasenden Bullen. Die Wehmutter hinter ihm drein. Sie will ihm ein Pack entreißen, das er mit beiden Fäusten umklammert hält; sie ringt mit ihm; er macht sich los. „Das Kind, das Kind!" schreit die Wehmutter, „er will's ersäufen!" Der Wütherich rennt voran, der Kantor hinterdrein; ein Paar Nachbarn, die just vom Heuen kommen, sind auch nicht faul. Keiner hält mit dem Riesen Schritt. Immer vorwärts, das Packet im Arm: nach der Wasserseite etwa? Gott bewahre! Die Schlucht hinan, am Schlosse vorbei, durch das Dorf, in die Pfarre und — „bums, da liegt's!"

Lange bevor die Erzählung ihr Ende erreichte, hatte Frau Hannah das Neugeborene in ihre Kinderstube getragen, es auf ihr Bett gelegt und Licht gezündet. Es war ein wohlgebildeter Knabe, so kräftig wie zehnte Kinder wohl nur selten geboren werden. „Die letzten Blutstropfen deiner Mutter sind dir zu gute gekommen, mein armes Lamm," flüsterte Frau Hannah mit einem weheleidigen Blick auf ihr eigenes Lämmchen; dann aber faltete sie die Hände zum Dank, daß diesem schwächlichen Wesen die pflegende Mutterhand erhalten worden sei, und was sie in der Stille des Herzens sich gelobte, das wird in der Geschichte eines Glücklichen zu erlesen sein. Ein sonniges Lächeln breitete sich über ihr gutes Gesicht; sie badete den Kleinen in ihres Töchterchens Wanne, kleidete ihn, — nicht aus

dem Inhalt des blaugewürfelten Bündels, — sondern aus ihres Töchterchens Garderobe, reichte ihm die erste Nahrung aus ihrer Brust und bettete dann den zehnten Sohn zu der siebenten Tochter unter dem Wiegenhimmel. Sie lagen nebeneinander wie ein Zwillingspärchen und schlummerten unbekümmert um Lebens Leid und Lust.

Während dessen war der Pfarrer, die Hände auf dem Rücken, die Blicke am Boden, ohne einen Laut zu äußern, das geistliche Gemach auf und ab geschritten. Tief im Herzgrunde lag das Problem gelöst; aber welche schwere Gedankenräthsel hatte es aufgewirbelt! War es ein heimliches Ahnen und Mahnen gewesen, das ihn zur Zeit der Katastrophe im Hirtenhause so unwiderstehlich in die Betrachtung des Zehentopfers bannte? War es ein unbewußtes Regen des Vaterherzens gewesen, das den trunkenen Mann im Rasen der Verzweiflung zu einer rettenden Liebesthat entflammte? Der Pfarrer hatte in seinem Sinnen nicht ein Wort vernommen von den philosophischen Bemerkungen über die menschliche Niedertracht im Allgemeinen und die des Klausen Frey im Besonderen, welche sein Adlatus dem Bericht über die Vorgänge im Hirtenhause angereiht hatte. Als die Pastorin sich unbemerkt der Thür wieder näherte, hörte sie den Philosophen sagen:

„Ich stehe noch immer starr und steif, Herr Pastor. Ist so ein Malefiz auf dieser Erdenwelt schon dagewesen! Seinen leiblichen Wurm splinterfasernackig, wie ihn Gott geschaffen hat, aus dem Hause zu tragen,

— in's Wasser etwa? Nun freilich, es wäre eine Mordthat gewesen, aber in der Rage — nach Gelegenheit — so zu sagen verzeihlich. Ja, Profit die Mahlzeit! Hinauf in die Pfarre schleppt er ihn, so zu sagen in Abrahams Schooß schleppt er ihn! Herr Pastor, Herr Pastor! dieses menschliche Individuum ist hundert Procent boshaftiger, aber tausend Procent weniger dumm als es das Aussehn hat. Mich soll nur wundern, wie der Coujon die Leiche unter die Erde schwindeln wird."

Das Wort „Leiche" schlug an des Pfarrers Ohr wie der erste Hahnenschrei an das eines Träumenden. Gescheucht aus seinem metaphysischen Ideengange, gemahnt an seinen nüchternen Arbeitstag, richtete er den Kopf in die Höhe und sprach: „Beyfuß, ich halte der edlen Gertrud, — ich meine der Hanne Frey, — einen Sermon."

Der Kantor prallte drei Schritte zurück. „Einen Sermon, Herr Pastor?" „Einen Thaler, vier gute Groschen, Herr Pastor! Und ich habe mir im Stillen schon den Kopf zerbrochen, wie ich nur den halben Gulden für den Segen auftreiben will!"

„Beyfuß," wiederholte der Pfarrer mit Nachdruck, „ich halte der Hanne Frey einen Sermon. War sie darum weniger unsere Schwester, weil sie ein Lumpenkleid trug? Und kann ein Weib mehr für die menschliche Familie thun, als wenn es ihrem Verbande zehn kräftige Glieder einreiht?"

„Liebliche Rangen!" murmelte der Kantor.

Aber sein geistlicher Oberherr ließ sich nicht dadurch beirren.

„Angenommen, — die Statistik soll es leider lehren und Sie sind ein Rechenmeister Beyfuß, angenommen also, daß von vier Kindern des Volks im Durchschnitt eines leiblich oder sittlich Schaden leidet, daß demnach von den zehnen der Hanne Frey ungefähr zwei — —"

„Zwei und ein halbes, Herr Pastor!"

„Abzuzählen wären, so bleiben immer noch ihrer acht zum Segen der Welt. Und sind wir nicht Staatsbürger, Beyfuß? Kann ein Weib mehr für das Vaterland thun, als wenn es zehn, oder sagen wir nur acht kraftvollen Vertheidigern das Leben giebt, ja das des jüngsten sogar mit ihrem eigenen Leben erkauft? Das Wochenbett ist das Schlachtfeld der Frauen! Zwei von ihren Söhnen tragen bereits des Königs Rock, die anderen werden ihn tragen — —"

„Ja wohl, im Zuchthause, Herr Pastor, wie ihr sauberer Erzeuger, wenn er das Leben behält. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Klaus Frey war von Haus aus keine unedle Natur, Beyfuß, und Söhne schlagen im Temperament gewöhnlich nach der Mutter. Diese Mutter aber war eine gottgefällige Frau in all ihrer tiefen Noth. Sie hätte einen Lebenslauf am Altar und eine Predigt von der Kanzel verdient — —"

„Einen Thaler fünfundzwanzig Silbergroschen, Herr Pastor!"

„Aber die Welt liegt im Argen. Der Mann ist

tiefer herabgekommen als jemals ein ansässiges Gemeindeglied; die Frau in ihren Lumpen und ihrem Plack hat sich nicht regelmäßig zum Gotteshause halten können; eine Andacht innerhalb desselben würde als unziemlich aufgenommen werden, darum — —"

„Stimme ich allenfalls für eine Rede im Hof, mit Ehren zu melden, eine Mistrede, für sechszehn gute Groschen, Herr Pastor."

„Der beschränkte Raum verbietet sie hier, Beyfuß, und der letzte Segensact ist allemal am weihevollsten dort, wo wir den geöffneten Erdenschooß unter uns und den ewigen Himmelsschooß über uns sehen. Es bleibt bei dem Grabsermon, alter Freund."

„Und was soll aus dem armen, nackten Johannisküchlein werden, Konstantin?" fragte vortretend jetzt die Frau Pfarrerin.

„Ei nun, mein Hannchen," versetzte der Pfarrer lächelnd, „da es nun einmal als gebührender Decem uns in das Haus getragen worden ist, wirst du es wohl bis auf Weiteres in deinem Hühnerkorbe heranziehen müssen."

Frau Hannah lachte froh auf; ihr Freund Beyfuß jedoch blickte erbarmungsvoll zu ihr hinüber. „Ein zweites Wickelkind zu dem ersten. Eine schwere Last in Ihren Jahren, werthgeschätzte Frau Pastorin."

„Ein Splitter von unseres Heilands Kreuz," entgegnete Konstantin Blümel mit aller Würde der Liebe; „für den Seelenschatz eine segenbringendere Reliquie, als

die in irgend einem Heiligenschrein angebetet wird. Beyfuß, es bleibt bei dem Sermon!“

Frau Hannah küßte ihrem Konstantin heute zum zweiten Male die Hand und Kantor Beyfuß empfahl sich mit dem Wunsche einer geruhsamen Nacht.

Sein Wunsch ging in Erfüllung; die Mutter hatte seit zwei Wochen die erste ruhsame Nacht, denn ihr kleines Schreihälschen that neben dem schlummernden Wiegenbruder nicht Zuck und Muck.

Am anderen Tage erhandelte die Pastorin durch die Vermittlung Kantor Beyfußens, für gewisse Verrichtungen auch ihres Adlatus, von dem Wittwer Frey die Ziege, für welche seine Frau das Futter abgesichelt hatte mit ihrer letzten Kraft und Liebessorge; denn sie hegte ihre „Heppe“ für das Kind, das ohne Mutterbrust gedeihen sollte. Und es war eine brave, erkenntliche Ziege; sie that ihre Schuldigkeit nicht nur an der Waise ihrer ersten Futterfrau, sondern auch an dem Nesthäkchen der zweiten, dem ihr Ueberfluß zu Gute kam. Der murrende kleine Spärling ründete, röthete, beschwichtigte sich von Tage zu Tage. Ob die Johannissonne das Gedeihen bewirkt hat, ob die Ziege, oder die Nachbarschaft des stämmigen Wiegenbrüderchens —? wer will's entscheiden.

Wider alle Siebenschläferregel lachte am Bestattungsnachmittag der Hutmannsfrau der Himmel blau und goldig, wie bestellt für einen Sermon am offenen Grabe. Das Gefolge war so bescheiden wie die Fröhnerhütte, aus der es sich bewegte; selber Kantor Beyfußens

männliche Schuljugend, welche dem vorangetragenen Kreuze nachtrabte, nur schwach vertreten. Auf dem Gottesacker jedoch drängte es sich Kopf bei Kopf. Selber eine Armenleiche ist ein Schauspiel, das auf dem Lande ungern versäumt wird; heute aber hatten die Ehren einer Mittelleiche, welche der elenden Tagelöhnerin erwiesen werden sollten, auf die Beine gebracht, was sich irgend von der Heuernte abzumüßigen vermochte; und niemals hatte Pastor Blümel an einem offenen Grabe wärmer und, was die Hauptehre war, länger gesprochen. Hätte den schweizerischen Seelenfreund das Leidwesen getroffen, seiner Gertrud den letzten Nachruf halten zu müssen, er würde nicht rühmlicher gelautet haben als der der armen Hanne Frey. Nein, weniger rühmlich! Denn auf das Helden- und Marterthum von zehn der Welt geschenkten Söhnen konnte, bei aller Trefflichkeit das Weib des Lienhard vor Gott und Welt sich doch nicht berufen.

Wie aber die Heldin des Lebenslaufs sich nach dem Liebesmaße des Seelenfreundes gemodelt hatte, so war dessen Schatzkästlein auch das Textwort entlehnt, das neben dem vom seligen Leidtragen dem Sermon zu Grunde gelegt worden war:

„Die Freude über unsere Kinder ist die herrlichste Erdenfreude. Sie macht das Herz der Eltern fromm und gut; sie hebt die Menschheit empor zu ihrem Vater im Himmel. Darum segnet der Herr die Thränen solcher Freude und lohnt den Menschen jede Vatertreue und jede Muttersorge an ihren Kindern.“

In den mannichfaltigsten Modulationen, wie in einer **fuga libera** seines Bach, durchzog diese Melodie Pastor Blümels oratorisches Meisterstück.

Wenn Pastor Blümel indessen die Hoffnung gehegt, durch diese Melodie die Vatertreue in dem Herzen des Wittwers Frey aufzuwecken, so hatte er seine Rechnung buchstäblich ohne den Wirth gemacht. Klaus Frey war durch den Erlös seiner Ziege für ein Paar Tage zum Krösus geworden und während dieser Tage nicht ein einzigesmal in dem Hause eingekehrt, aus welchem die Gegenwart der Leiche den sonst so furchtlosen Mann mit spukhaftem Grauen scheuchte. Er hatte sich von Schenke zu Schenke in der Gegend umhergetrieben, die Nächte in einem Todtenschlafe auf irgend einem Heuschober hingebracht und selber zu dem letzten Geleit von dem Wirthe mit Gewalt getrieben werden müssen. Nun heulte und schrie er freilich, zerraufte sein Haar und würde in die offene Grube getaumelt sein, hätte die Leichenfrau ihn nicht am Rockzipfel festgehalten. Aber es waren Schenkenthränen, die er vergoß und ein Schenkentaumel, der seine Füße schwanken machte; das beseligende Leidtragen und die Vatertreue, die empor zum Himmel hebt, hatten an sein Ohr geschlagen als eitel Schall.

Auch die fünf, welche von den Söhnen am Grabe standen, starrten nur stumpf und dumpf auf das letzte schwarze Bretterbett der Mutter. Die beiden Soldaten wußten um ihre Verwaisung noch nicht einmal und die beiden halbwüchsigen, die auf sie folgten, wußten wohl

darum, denn sie dienten auf Nachbardörfern, hatten aber des Heuens wegen nicht zur Leiche kommen können. So waren es nur die fünf jüngsten, welche der Mutter die letzte Ehre erwiesen und diese fünf erfüllte das Behagen von der gutmüthigen Amtmannsfrau für die Trauerfeier gründlich satt gemacht und nach Möglichkeit herausstaffirt worden zu sein. Der kleine Christel zupfte an dem schwarzen Flor, der an seiner Pudelmütze flatterte, und Hannes, der allerkleinste nagte an einem Wurstzipfel, den er bei Wege in den Mund geschoben hatte; die drei größeren aber hatten genug zu thun, die Leichenfrau beim Festhalten des Vaters zu unterstützen. Das beseligende Leidtragen schlug an das Ohr der Kinder, die nie etwas von heiliger Vaterfreude gespürt, erst recht als ein Schall.

Was nun aber die zuhörende Gemeinde anbelangt, so machte die erhebende Grabrede geradezu böses Blut. Wenn solche Ehre dem Weibe eines Taugenichtses widerfuhr, was blieb dann für die reputirlichen Leute, die Spesen und Decem nicht hinter die Esse schreiben? Ist es eine Tugend zehn Kinder zu kriegen? Eine Sünde und eine Schande ist's, wenn sie statt des Zinshahns dem Pastor in den Schooß geworfen werden müssen, und wo der Mann zum Schelmen und Säufer wird, wird es mit der Frau auch allemal einen Haken haben. So und noch weit ärgerlicher gingen Gemunkel und Gemurmel von Mund zu Mund; insonderheit die wohlgestellten Familienmütter fühlten sich in ihren Ehrenrechten gekränkt. Doch auch die Väter schüttelten be-

denklich die Köpfe. Gut meinte er es ja ihr „neuer" Pastor; wer wollte etwas dawider haben? Aber diese preußischen Raupen!

„Landsmann bleibt Landsmann, Nachbar!" sagte der Schulze Thränhard zu dem alten Walbe.

In ein Herz jedoch drang die Rede von der heiligendsten Erdenfreude wie ein Erlebniß, und aus zwei Augen rannen warme, beseligende Mutterthränen. Das waren die Augen und das Herz der guten Pfarrersfrau, die, auf dem einen Arm das eigene Kind und auf dem anderen das verwaiste, unter der Pforte stand, welche aus ihrem Garten in den Friedhof führte. Die Johanniskränze auf den Gräbern waren noch nicht völlig abgewelkt, der Jasmin am Zaune blühte, es duftete wie Weihrauch in dem engen Gehege und die hohe Junisonne leuchtete gleich einem Gottesblick. Als aber der letzte Segen gesprochen war, Hand um Hand und dann Schaufel um Schaufel die harten Erdbrocken auf ein letztes Menschenbett rollten und die Pfarrersfrau in ihren Garten zurücktrat, da nickte sie dem fremden Kinde, das seine Augen aufgeschlagen hatte, zu und flüsterte: „Die Liebe einer Mutter kann ich dir freilich nicht ersetzen, du armes Lamm; aber einen guten Hirten hast du gegen den schlimmen, den du Vater nennen müßtest, eingetauscht und darum bist du dennoch ein Segenskind, ein ächtes, rechtes Johanniskind, mein kleiner Decem." Und ihre Lippen lächelten bei den Worten, während in den Wimpern noch die Tropfen hingen.

Es war eine traurige Ernüchterung, welche heute, wie schon manches Mal vordem, der verklärenden Wärme des Pfarrherrn folgte. So lange sein Blick zwischen dem offenen Erdenschooß und dem ewigen Himmelsschooß geschwebt, da hatte er nur die Mutter aus dem Volk gesehen in ihrem Heldenkampfe für das Leben, das sie gab und nährte bis zu der Stunde ihres Sieges im Tode. Nach dem Amen aber, als der Blick auf der je mehr und mehr sich füllenden Grube ruhte und auf dem gleichgültigen Gedränge um sie her, da erkannte er, wie aus einem Traume erwachend, die Verworfenheit und Verwahrlosung, die Mißgunst und Herzenshärtigkeit, gegen welche er als Streiter in seinem Amt berufen war, und gegen welche sein Rüstzeug sich wieder einmal als falsch gewählt und stumpf erwiesen hatte. Seine Streiche waren in die Luft geführt worden. Er stand nicht als ein Hirt, aber als ein Fremdling unter seiner Herde. Wohl dann dem edlen Mann, daß er in solchen Stunden des Verzagens seine Blumen, seine Kinder und ein Weib wie seine Hannah hatte!

Als er von seinem leidvollen Gange heimkehrte, stand in der Laube der Kaffeetisch gedeckt; die beiden Neugeborenen schlummerten unter dem Wiegenhimmel, die drei, welche im Hause noch Kinder hießen, spielten zwischen ihren Blumenschwestern; Lorchen reichte dem Vater den herzaufmunternden Trank, Dorchen — heute ausnahmsweise zwischen Blumen und Kindern — das lange Rohr mit dem kopfaufräumenden Kraut; und dann krüllten sie die ersten Sommererbsen aus, die

Luischen inzwischen gepflückt, plauderten, neckten sich, lachten nach glücklicher junger Mädchen Art. Der Vater aber blieb in sich gekehrt und die Mutter, die schäffternd ab- und zuging, ließ ihn still sich austrauern.

Erst als gegen Abend das junge Volk sammt Wiege und Kaffeezeug sich in das Haus verzogen hatte, setzte sie sich mit dem Vorsatze der Ausdauer an seine Seite. Es galt eine Abmachung zwischen ihnen, für welche, obgleich der Plan fix und fertig vor ihr lag, sie ihm klüglich das erste Wort vergönnte.

Da Vater Klaus neben allen übrigen Elternpflichten sich auch der ersten begeben zu haben schien, fiel die Sorge für die Aufnahme seines Sohnes in den heiligen Christenbund des Kindes Pflegern anheim. Die Vereinigung der Feier mit der des eigenen Töchterchens lag aus gemüthlichen Gründen beiden Gatten nahe, empfahl sich aber auch aus praktischen Gründen. Der Mutter ersparte sie ein zweimaliges Kuchenbacken, dem Vater eine zweimalige Taufrede. Denn Stegreifsreden, frei aus dem Herzen heraus, hätte Pastor Blümel ohne Anstrengung wohl Tag für Tag halten mögen; für sakramentale Amtshandlungen arbeitete er aber die Vorträge gewissenhaft aus und memorirte sie bis auf das Tz; von allen Seelenkräften aber war Pastor Blümel, nächst dem Rechensinn, mit dem Gedächtnißsinn am kürzesten gekommen. So wurde denn ohne Einwände festgestellt, daß der zehnte Hirtensohn und das siebente Pfarrtöchterchen am Evangelientage von der brüderlichen

Versöhnung gleichzeitig durch das Taufbad für ihr Erdenwallen zum Himmel gereinigt werden sollten.

Auch bei der Pathenwahl stieß man nur auf einen einzigen Haken. Schwester Luischen würde selbstverständlich für zwei junge Christen noch viel lieber als für einen dem Teufel und seinen Werken entsagt haben; von dem Amtsbruder Kurze in Bielitz durfte man sich eines Gleichen versehen, zumal wenn für den Aermling ausdrücklich auf das Eingebinde verzichtet wurde; auch die gute Freundin Mehlborn hätte zu der doppelten Pflichtenübernahme sicherlich lächelnd mit dem Kopfe genickt, wenn nur durch Kirchenordnung wie Sitte für einen Knaben nicht mindestens zwei männliche Zeugen geheischt worden wären. Wer sollte nun dieser zweite männliche Zeuge sein?

Der Amtmann wäre der nächste und beste, meinte die Pastorin.

Das gab der Pastor zu; aber der Amtmann stand nun einmal nur bei Honorationen Gevatter. Das gab wiederum die Pastorin zu, umsomehr als sie mit der Schachtarbeit für den Frey vor der Hand leider ihren letzten Trumpf gegen den Hochmuthsnarren ausgespielt hatte.

Nach einer nachdenklichen Pause hob sie, wie von einem Einfall durchzuckt, von Neuem an: „Es ist nicht lange her, Konstantin, da rühmtest du mir als eine ächte Königssitte, daß Seine Majestät die Pathenschaft bei jedem siebenten Sohne, und wäre es der des ärmsten Schächers, übernähme.“

„Uebernahm, Hannah," versetzte Pastor Blümel, der seine kleinmüthige Stimmung noch nicht überwunden hatte. „Uebernahm, als unser Staat arm an Männern geworden war und Kindersegen für einen Landessegen galt. Wohl möglich, daß nach unserem Wachsthum und einer Reihe gedeihlicher Friedensjahre eine veränderte volkswirthschaftliche Anschauung den patriarchalischen Brauch verdrängt hat. Sieben Kinder sind heutzutage keine Seltenheit, Hannchen."

„Aber zehn Söhne sind es, Konstantin. Wag's, bitte den König zu Gevatter, Freund."

Pastor Blümel schüttelte den Kopf. „Kannst du dir eine Vorstellung machen, Hannah, in welchem Maaße unser gütiger, hoher Herr mit Bittschriften jeglicher Gattung und nicht blos aus niedrigem Stande behelligt wird?" fragte er; worauf seine Hannah lachend erwiderte:

„Ob ich mir eine Vorstellung davon machen kann? Habe ich etwa nicht in vornehmen Häusern conditionirt? Gnadengesuche heißt bei denen, die es nicht bedürfen, was bei denen, die es bedürfen, Bettelbriefe heißt; just so wie den Armen kleine Nothschulden schänden, aber den Reichen große Luxusschulden nicht. So steht es nun einmal geschrieben im Kodex der großen Welt. Aber was haben wir damit zu schaffen, lieber Konstantin? Bittest du denn für dich, oder eines der Deinen?"

„Gott verhüte das Elend, das mich zu diesem Aeußersten treiben könnte!"

„Als Diener des Amtes bittest du den hohen Patron deiner Kirche für die hülfloseste Waise deiner Gemeinde; als Ritter des eisernen Kreuzes rufst du deines Kriegsherrn Protectorat an für den jüngsten Sprossen eines Geschlechtes, das bereits durch zwei kräftige Söhne unter des Königs Fahne vertreten ist und dermaleinst, will's Gott! durch noch acht ebenso kräftige Söhne vertreten sein wird. Wer weiß, ob du durch diesen Pathenbrief dem armen kleinen Jungen späterhin nicht eine Stelle im Militairwaisenhause erwirbst! Konstantin, Herzenskonstantin, glaube mir, es gelingt! Und selber, wenn in Folge irgend einer neumodischen Staatsmaxime die hohe Pathenschaft abgelehnt werden sollte, für ein eigenhändiges Antwortschreiben Seiner Majestät an den freiwilligen Jäger von 1813 stehe ich dir ein und diese Erinnerung an eine beabsichtigte Gutthat würde dich bis an dein Lebensende erquicken."

Die Augen des freiwilligen Jägers leuchteten; er entwarf in Gedanken bereits den allerhöchsten Pathenbrief. Seine Gattin fuhr in voreiliger Siegesfreude fort:

„Und du kannst ja auch einfließen lassen, Konstantin, daß es auf einen Geldbettel keineswegs abgesehen ist. Nur um die Ehre. Friedrich Wilhelm von Preußen deckt den Tagedieb Klaus Frey. Vor der Hand ist gesorgt. Wo sieben Kinder satt werden, wird es ein achtes auch. Und in einem Falle der Noth muß der Amtmann dran. Ja, Konstantin, er muß! Ei, wäre es nicht um den Narren Mehlborn, wir würden unseren

lieben, alten königlichen Herrn ja herzlich gern in Frieden lassen. Aber warte nur, warte, du mein zugeknöpfter hochwohlgeborener Herr Rittergutsbesitzer und Baron in spe: alle zehn Finger sollst du danach lecken und schöne Batzen sollst du dafür zahlen, als Stellvertreter Seiner Majestät von Preußen am Taufstische des armen Hirtensohnes stehen zu dürfen."

Frau Hannah lachte vor Herzenslust hell auf, während ihr Konstantin, die Brauen bis unter die Haarwurzeln in die Höhe gezogen, ihr starr in die blitzenden blauen Augen blickte und mit drohend erhobenem Zeigefinger, so wie er es bei einer großen Gebotsmahnung von der Kanzel zu thun pflegte, sich also vernehmen ließ: „Mit einem über die Welt verbreiteten Schiboleth, Hannah, bezüchtigen wir als ihre ärgsten Feinde die, welche für einen guten Zweck das ungute Mittel nicht verwerflich finden und nicht zum erstenmale, Hannah, entdecke ich dich auf so unchristlichen Schlangenwegen. Soll auch die Mutterliebe ihre Jesuiten haben? Mit einem Komödienspiel auf die Schwächen seiner Nebenmenschen spekuliren, durch Hochmuth Großmuth erwecken —"

„Mitleiden durch ein saures Gesicht," fiel Frau Hannah ein, indem sie ihm zärtlich die Wangen strich. „Ich will es nicht wieder thun, Konstantin; aber sage mir doch: hast du im großen Weltwesen wie im bescheidensten Einzelnleben jemals einen guten Zweck ohne Jesuitenkünste, wie du es nennst, erreichen sehen?"

„Hast du mich jemals auf Schlangenwegen entdeckt?“ fragte schier entrüstet ihr Konstantin dagegen.

„Niemals!“ antwortete sie mit dem reinsten Klang der Aufrichtigkeit.

„Aber — aber“ — sie stockte und nur in Gedanken setzte sie hinzu: „Wie häufig hast du auch, redliches Herz, deine besten Zwecke verfehlt!“

„Aber — warum stockst du, Hannah?“ fragte der Pfarrer.

„Aber was sehen wir denn in der Natur, Konstantin, auf die du uns so oft als eine Lehrmeisterin verweist: Uebles aus Gutem entstehen, oder Gutes aus dem Uebel?“

„Beides,“ antwortete er, „beides Hannah. Allein Moral und Natur decken sich nicht wie — wie —“

„Friedrich Wilhelm den Exhirten Klaus,“ ergänzte sie mit einem Lächeln; worauf ihr Konstantin dann fortfuhr: „Die Pflanze saugt erstickende Dünste ein und haucht Lebensluft aus; ein tödtlicher Giftstoff wird zur heilsamen Arznei, — wir wollen diesen großen Gegenstand zu gelegener Stunde gründlich mit einander besprechen, Hannah,“ unterbrach er sich selbst. Ihn drängte der Pathenbrief an seinen königlichen Herrn.

Und an stilistischem wie kalligraphischem Schwung ein Meisterstück, würdig eines allerhöchsten Gevattersmannes, war es, welches in der Mitternachtsstunde dieses Siebenschläfers Konstantin Blümel, evangelischer Pfarrer zu Ober- und Unterwerben, freiwilliger Jäger von 1813, Ritter des eisernen Kreuzes zweiter Klasse,

unterzeichnete, an Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm III., zur Zeit in Bad Teplitz, adressirte und nachdem er den theuren Namen mit seinem Athem trocken gehaucht hatte, über Nacht zwischen den Blättern seiner Erbbibel verwahrte. Früh am anderen Tage trug er das Schreiben persönlich nach dem städtischen Postbüreau, empfahl es, wennschon bereits „Rekommandirt“ darauf stand, dem Beamten zu gewissenhafter Beförderung und verbrachte darauf sechs Tage in einer patriotischen Spannung, wie er sie, seitdem er in den Friedensstand zurückgetreten war, nicht wieder empfunden hatte. Beide Gatten hatten sich bis zur Entscheidung unverbrüchliches Schweigen gelobt.

Und endlich, endlich am siebenten Tage, da traf es ein, das heißersehnte blaue Couvert, dessen Inhalt sogar Frau Hannahs verwegenste Hoffnungen überbot. Denn den eigenhändigen vier Zeilen, in welchen der „wohlaffektionirte König“ die Taufzeugenschaft bei dem zehnten Sohne des Klaus Tobias Frey in Oberwerben huldvollst acceptirte, war ein Pathengeschenk von zehn Zehnthalerscheinen beigefügt.

Die zehn Zehnthalerscheine hat die Frau Pastorin bei ihrem nächsten Stadtgange als Heckepfennig für den armen Hutmannssohn in die Kreissparkasse getragen; das allerhöchste Handschreiben aber ist von ihr, als Seitenstück zu dem Aufruf „An mein Volk,“ dem schwarzweißen Bande des eisernen Kreuzes angeheftet worden. Und so hatte der Segen des Täufertages sich an der armen Mutterwaise schon im ersten Natur-

zustande, bevor sie noch ein Christ geworden war, in doppelter Art bewährt. Der zehnte Hirtensohn war ein Kapitalist geworden und hatte seinem Wohlthäter eine unvergängliche Herzensfreude eingetragen.

Nachdem Pastor Blümel mit feuchten Augen und fliegender Hand sein allerunterthänigstes Dankesschreiben abgefaßt hatte, rüstete er sich zu dem Gange nach dem Pächterhause, um gleichzeitig die Frau Amtmännin Mehlborn als Zeugin für sein Töchterchen und den Herrn Amtmann Mehlborn als stellvertretenden Königszeugen bei dem Sohne des Exschäfers Frey zu Gevattern zu bitten.

Die Rittergüter unserer Gegend sind keine Latifundien und die Edelhöfe, wenngleich sie häufig Schlösser heißen, weder mittelalterliche Burgen, noch moderne Prachtpaläste; so war auch das Hauptgut von Werben nur mäßigen Umfangs und das Schloß mit seiner langgestreckten, glatten Façade, nur ein räumliches Wohnhaus, das, — abgerechnet seine breiten, sich zum Flusse niedersenkenden Gartenterrassen, — ebensogut in einer städtischen Straße hätte stehen können. Die Schäden des Krieges waren selbst von außen nur oberflächlich an ihm ausgeheilt, denn es blieb unbewohnt, seitdem es zu Anfang des Jahrhunderts aus den Händen der im Mannesstamme erloschenen, reichbegüterten sächsischen Familie der Werben als Tochtererbe in die der preußischen von Hartenstein übergegangen war.

Auch die Pächterwohnung, die mitten im Schloß-

hofe lag, war zwar umfänglicher, aber weniger ansehnlich als manches Bauernhaus im Dorfe; das Dach mit Schindeln gedeckt, der Fußboden mit Estrich ausgegossen, das runde Fensterglas in Blei gefaßt; das vorspringende Deckengebälk hätte ein Mann vom Schlage des Schäfers Frey mit der Hand erreichen können. Der reiche Mehlborn aber fühlte sich heimisch in diesem bescheidenen Vaterhause und bewirthschaftete von ihm aus das Gut, obgleich er es eben so leicht von dem besser erhaltenen Hofe Unterwerbens, ursprünglich einem großen Vorwerk und Filialdorfe des Hauptgutes, hätte thun können. Es war dieses Thalgut kurz nach dem Kriege käuflich auf ihn übergegangen; nicht das einzige, auf welchem in diesen drangvollen Zeiten der Pächter zum Herrn des Edelhofes ward, auf welchem sein Vater als Großknecht gedient hatte. Lieferungen und Lasten werden unerschwinglich; der Bodenwerth sinkt und der Hypothekenwerth steigt; nach dem Frieden droht, unverstanden, oder mißverstanden, das neue Ablösungsgesetz; das Inventarium eignet bestentheils dem Pächter, der indessen auf fremdem Boden geerntet und sein Heu in's Trockene gebracht hat. So hier wie anderwärts. Ehren-Mehlborn, der überdies keinen verächtlichen Mahlschatz erheirathet hatte, würde schon dazumal auch das heiß von ihm ersehnte Hauptgut haben an sich bringen können, wenn die Generalin von Hartenstein sich zu der Entäußerung des Stammsitzes ihrer Familie hätte entschließen können. Heute, das heißt zehn Jahre

später, lag diese Entäußerung vor den Augen ihrer Erben als unvermeidliche Perspective.

Bis zu dem Erwerb des Thalgutes hatte Johann Mehlborn sich nicht mehr gefühlt als jeder andere emsige, zähe, reichgewordene Bauer. An dem Tage jedoch wo Excellenz von Hartenstein, als Sachwalter seiner Gemahlin, die geschäftliche Korrespondenz statt an den Pächter Mehlborn Edelgeboren, an den Rittergutsbesitzer Herrn Mehlborn Hochwohlgeboren richtete, stach ihn zum ersten Male die bewußte, nobele, spanische Fliege. Hatte er sich bisher mit dem Haben begnügt, nun warf er sich nebenbei auch auf das Werden und Sein. Zunächst das Werden und Sein eines titulirten Mannes.

„Denn siehst du, meine Röse," sagte er zu seiner Frau, „Rittersleute wären wir nun; richtiger Adel bis auf das kleine „von", das aber auch nicht ausbleiben wird, zum wenigsten für unsere Kinder. So weit hätten wir's mit Gottes Hülfe gebracht. Jedennoch mich auf den Kreistagen und im Kreisblättchen schlechtweg als Herr Mehlborn tractiren zu lassen und dich von den Nachbarn als bloße Madame, das geht mir wider den Strich. Mittel sind da: ich kaufe mir den Amtmann, Röse."

Frau Röse nickte zustimmend mit dem Kopfe, ihr Johann kaufte sich für so und so viel hundert Thaler den Amtmann und fühlte sich, was seine eigene Person anbelangte, mit dieser Würde allenfalls zufriedengestellt. Für seine Kinder aber wollte er höher hinaus, „dem

Throne um ein Paar Stufen näher," und ein kluger Kopf, wie er war, faßte er das Ding auch beim richtigen Zipfel: er sparte für sie und ließ sie etwas lernen.

Sie wurden daher der Dorfkameradschaft in Kantor Beyfußens Schulstube entrückt. Die Tochter, ein ungewöhnlich befähigtes Kind, bereiteten die kürzlich aus der Fremde herbeigezogenen Freunde in der Pfarre so weit vor, daß sie, die erste Bauerntochter unserer Gegend, nach ihrer Konfirmation in ein vornehmes Institut der Hauptstadt aufgenommen werden konnte.

„Denn siehst du, Mutter," so sagte der Amtmann zu seiner Amtmännin, „siehst du, was für die Grafentöchter in Bielitz drüben nicht zu gut ist, das ist für unsere Brigitte allenfalls gut genug. Sie erben von ihrem Alten einmal einen Sack voll Schulden und unsere Brigitte erbt von mir zum allerwenigsten ein Rittergut. Aber unter einem Baron thue ich es einmal für sie nicht."

Mutter Rosine hätte bei dieser Schlußwendung freilich gern mit dem Kopfe geschüttelt, sie nickte aber doch und ihr Amtmann brachte seine Brigitte zu den Gräfinnen in die „Institution", bei dieser Gelegenheit aber auch unter die Augen der gutsherrlichen Excellenzen, die bisher persönlich ihm unbekannt, durch gewisse Beziehungen zu seiner Tasche indessen erwünschtermaßen vertraut geworden waren und da in dem Worte „Erbe" ein anzügliches Medium liegt, that durch dieses persönliche Bekanntwerden die Vertrautheit einen mächtigen Vorwärtsschritt.

Oder wäre Hilmar von Hartenstein, weil Geld und Gut ihm zu entschlüpfen drohten, nicht ebenso, wie Brigitte Mehlborn eine Erbin war, ein Erbe gewesen, ja mehr als ein Erbe, war er nicht im Genuß? Im Genuß eines alten, stolzen Namens, des Glanzes, welcher von einem ruhmwürdigen Vater auf den einzigen Sohn zurückstrahlt, im Vollgenuß der traditionellen Stattlichkeit, Ritterlichkeit, Frohlebigkeit seines Geschlechts, ein Hartenstein par excellence? Sind diese Erben eines Temperaments, welches die Gabe des Reichwerdens und selber des Reichbleibens auszuschließen scheint, nicht allemal auch die des Zaubers liebenswürdiger Unwiderstehlichkeit? Und unchristliche, das heißt herzenshärtige Gottesgeschöpfe, sind sie beileibe ja auch keineswegs. Naturphilosophinnen, wie Frau Hannah Blümel, wollen freilich behaupten, daß derlei kat'exochén liebenswerthe Lebeleute den Gegenbeweis liefern zu dem Gesetz, welches aus dem Schlimmen häufig ein Gutes erwachsen läßt und daß durch ihre cavalière Liebenswürdigkeit weit mehr Uebel und Weh über die Welt verbreitet worden ist, als durch die Langweiligkeit der sogenannten Philister sammt und sonders; mögen auch erst nachfolgende Geschlechter die bittere Hefe des süßen Weines zu verwinden haben. Aber Brigitte Mehlborn war bei sechszehn Jahren noch keine Philosophin, wennschon sie starke Anlage hatte, es eines Tages zu werden. „Der und kein Anderer!“ sagte sie zu sich selbst, als sie den Tag vor ihrer Einführung in die residenzliche Kostschule, an der Tafel

der Excellenzen dem schönen Gardereiterlieutenant in seiner blitzenden Uniform zum ersten Male gegenübersaß.

Und: „Meinetwegen auch die!“ sagte zwei Jahre später seufzend der schöne Gardereiterlieutenant, vor die Alternative gestellt, sich aus einem hauptstädtischen Schuldensumpfe auf den soliden Boden eines provinzialen Infanterieregimentes zu retten und den letzten Anspruch an sein einstiges Muttererbe fallen zu lassen, oder diese Erbaussicht aus der Hand der Pächterstochter, um den Preis des Graziengürtels, zurückzuerhalten.

Der tapfere General überwand das Loch im Stammbaum wie es einem Helden ziemt; seine Gemahlin kränkelte und dachte an eine selige Ewigkeit, in deren Angesicht man es hinsichtlich gewisser geistigen Gewöhnungen, Vorurtheile genannt, glimpflicher als in gesunden Tagen zu nehmen pflegt. Mutter Mehlborn wurde nicht gefragt, würde aber, wenn gefragt, schwerlich mit dem Kopfe geschüttelt haben. Vater Mehlborn aber schrieb, unter Frau Hannah Blümel's freundseelsorgerischer Correctur, triumphirend Ja und Amen und seine Brigitte kehrte als strahlende Braut in das Pächterhaus zurück.

In Kurzem präsentirte sich auch der ritterliche Bräutigam, wie es hieß weniger strahlend als seine Braut, und leider, der Frühlingsparaden halber, nur für einen halben Tag, so daß den Freunden in der Pfarre der Vorzug seiner Bekanntschaft versagt blieb. Indessen soll vor dem Abschied die Verlobtenstimmung doch noch

recht merklich zum Durchbruch gekommen sein, da ein gewisses heikles Geschäft, von Vater auf Sohn übertragen, sich über Erwarten glatt abgesponnen hatte.

Und warum hätte wohl auch Vater Mehlborn, selbst abgesehen von seinem edelmännischen Gelingen, die Schnüren seines Säckels allzustraff anziehen sollen? Der Bodenwerth stieg, das Gut trug jetzt allenfalls eine Hypothek mehr; noch eins oder das andere von diesen gewissen heiklen Geschäften und der Stammsitz der Werben war ungetheilt Mehlborn'sches Erbe.

Schon im Sommer wurde die Hochzeit gefeiert, weder in Ober- noch Unterwerben, die beide zu excellenzlichen Festivitäten nicht angethan waren; auch nicht in der Residenz, aus welcher vor Kurzem General von Hartenstein zu einem Oberkommando in die östliche Provinz versetzt worden war, sondern möglichst still in einem kleinen märkischen Badeorte, in welchem die kranke Generalin sich zur Kur aufhielt. Amtmann Mehlborn war es zufrieden, sich als Brautvater mit einer Gasthofsrechnung abfinden zu dürfen, obschon dieselbe, der Rangstufe der Hochzeitssippe entsprechend, mit doppelter Kreide angeschrieben wurde. Auch daß die Brautmutter, der Ernte und anderer Unvermeidlichkeiten halber, zu Hause geblieben war, konnte ihm nur zur Genugthuung gereichen. Er hatte, da er noch Ehren-Mehlborn hieß, seine Röse gern zu Kirmeß- und Erntetanz unter lustige Festgenossen geführt; seitdem sie jedoch seine Gemahlin und eine gnädige Frau ohne kleines „von" geworden, sah er sie nur gern innerhalb ihrer vier Pfähle. Sie

war und blieb nun einmal unempfänglich für jede höhere Kulturbestrebung.

So das Schicksal der Tochter. Aber schon Jahr und Tag vor deren Einführung in das residenzliche Institut war auch der Sohn der Sphäre des Pachthofes entrückt worden und wäre es bei diesem Anlaß nahezu geschehen, daß Mutter Rosine zum ersten und einzigen Male energisch den Kopf geschüttelt hätte. Denn der Hannes war von ihrer eigenen stillen Art und beiden am wohlsten, wenn er ihr im Milchkeller und Hühnerhof am Schürzenzipfel hing. Er wuchs ihr daher auch weit dichter an das Herz als die nach dem Vater schlagende, aufgeweckte Tochter und sie hätte ihn dort großziehen mögen, wo er nach seiner wie ihrer Meinung, und sicherlich auch nach der der Natur, hingehörte: auf dem elterlichen Hofe. Wenn aber Vater Mehlborn sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, was konnten Mutter Rosine und ihr Hannes dann wohl dagegen thun? Und Vater Mehlborn hatte es sich in den Kopf gesetzt, seinen Stammhalter dem Throne um verschiedentliche Stufen näher rücken zu lassen.

„Hannes," hatte er gesagt, „Hannes, du studirst; ich schenke dir ein Rittergut; du wirst Landrath, heirathest eine Gräfin, meinethalben eine arme, und alles was weiter hinausliegt, findet sich von selber."

So wurde denn der arme stille Hannes mühsam durch das Gymnasium gedrillt, brachte es auch bis zur Universität, aber bis zum Landrathsamte und allem, was weiter hinaus liegen sollte, brachte er es nicht,

denn der arme Hannes fiel im Zweikampf mit einem Korpsbruder, der das kleine „von" vor seinem Namen ererbt und dem reichen Landsmann, welcher es erst erwerben sollte, den Spottnamen „Mehlwurm" angehängt hatte.

Zuverlässig: der arme Hannes war von Natur kein Raufbold, der sich durch einen unschuldigen Mehlwurm zu Mordgedanken hätte treiben lassen. Aber sie hetzten und stachelten ihn in Spott und Ernst, und der am eifrigsten hetzte und stachelte, ihn mit dem, was er der Ehre der Familie schuldig sei, ganz toll und thöricht machte, das war der Mann, den er Bruder nannte, weil er der Gatte seiner Schwester geworden war. Und so kriegte der arme Hannes denn einen Stich in die Brust, lag ein Paar Tage purpurroth in loderndem Fieber und Phantasien von dem heimischen Hof und dann wurde er weiß und stiller denn je. „Ach, Mutterchen, wie kühl muß es in deinem Milchkeller sein!" war sein letztes Wort.

Die Leiche wurde nach dem Thalgute gebracht und mit möglichstem Pomp in einem Gewölbe unter der dortigen Kirche beigesetzt, das auf diese Weise zur Erbgruft der Mehlborn eingeweiht wurde. Diese Feierlichkeit, sammt ritterlicher Grufterrungenschaft, trug viel dazu bei, daß der Vater sich von dem Wetterschlage, so jach als er ihn niedergeworfen hatte, wieder emporrichtete. Denn kein Schmerz, der nicht eine Noth in sich schließt, wandelt das Grundwesen eines Menschen um; und Vater Mehlborn hatte wohl den einzigen

Sohn, aber nicht, was eine Noth in sich geschlossen haben würde, den einzigen Blutserben verloren. Er schaffte in die Breite und baute in die Höhe wie zuvor; als ihm aber bald darauf von seiner Brigitte, die von jeher sein Liebling gewesen, der erste Enkel geboren ward, tröstete er sich, als hätte er nie einen Sohn besessen, in der Zuversicht, den freiherrlich Hartenstein-schen Namen dem Namen Mehlborn verbunden zu sehen, sobald nur erst auch das Hauptgut Mehlborn'sches Erbe geworden sein würde.

Für die Mutter dahingegen war der Tod des Sohnes ein Schmerz der umwandelnden Noth. Ein Stoß in den Herzgrund brachte, wie Pastor Blümel es ausdrückte, den Heilandstrieb zum Durchbruch, über welchem im gleichmäßigen Tageslauf sich eine Erdenschicht gebildet hatte. Und vielleicht hat nur der Mutterschmerz diese Gewalt. Rosine Mehlborn hatte bis in das Matronenalter still vor sich hin geschäfftert, keinem Menschen zu Leide, aber auch keinem, außer ihren Allernächsten, zu Liebe. Nun, da sie an ihrem tiefsten Bedürfen Mangel litt, wurde sie die leise Helferin bei jedem fremden Mangel, auf welchen ihr Blick gerichtet ward. Ihr Amtmann durfte es nicht merken, Einer aber merkte es, der ihr nimmer aus den Augen wich. Im Morgendämmer und wenn der Mond in ihre Kammer schien, zwischen den Lämmerwölkchen, welche das blaue Himmelsfeld überziehen, vom ersten Stern des Abends und von dem letzten früh blickte ihres Hannes gutes Gesicht auf sie herab; und wenn der Mangel,

den sie gewahrte, ein recht großer und ihre Hülfe ein Opfer war, da sah sie ihren Hannes lächeln und sie lächelte auch, nickte ihm zu und sagte: „Mein Hannes, ich komme bald!"

An ihre Brigitte dachte sie wohl auch, sie war ja ihr liebes Kind; wenn sie aber nicht ihr liebes Kind gewesen wäre, würde sie an jeden Menschen eher als die Brigitte gedacht haben. Der Tochter Natur war ihr unverständlich und wurde es durch ihr Schicksal je mehr und mehr.

Die beiden Erbkinder von Werben waren erst wenige Monate ein Paar geworden, als der einzige Bruder, ein Opfer seiner unfreiwillig überkommenen Standespflichten, fiel: Im Pächterhause brach schier ein Mutterherz; höher hinauf jedoch, „dem Throne näher," trat der beklagenswerthe Ausgang hinter dem Spottreiz des Anlasses zurück; der Name Mehlborn erhielt einen belustigenden Klang, den seine alten Träger, Gottlob! nicht ahneten, der von dem chevaleresken Gatten der vormaligen Trägerin jedoch die Ehrenpflicht heischte, mit seinem besten Kameraden ein Paar Kugeln zu wechseln. Ein Menschenopfer war in diesem zweiten Kampfe um den Mehlwurm nicht zu beklagen, der Wurm selbst aber um so weniger zur Ruhe gebracht worden. Hilmar von Hartenstein verstand daher einen gnädigen Wink von oben herab und vertauschte bis auf Weiteres die blitzende Gardeuniform mit einer schlichten der Linie unter seines Vaters Commando und in dessen wenig vergnüglicher Garnison. Wehe aber der liebenden Frau,

welcher ein solches Opfer unter Zähneknirschen gebracht worden ist!

Vier Jahre waren seitdem verflossen, die alte Frau von Hartenstein war gestorben, die junge Frau von Hartenstein ein einziges Mal in der Heimath gewesen, um den Eltern die beiden Enkel vorzuführen, auf welchen ihre irdische Zukunftshoffnung beruhte; bei dieser rührsamen Gelegenheit aber auch gegen Vater Mehlborn ein Geschäft der allerheikelsten Art, — weil ohne die Entäußerung des Stammgutes, — durchzusetzen. Unbegreiflicher Weise für Vater Mehlborn sträubte sich gegen diese Entäußerung mehr als der Erbe der Mutter die Mutter der einstigen Erben. Brigitte von Hartenstein wollte die Lebensstellung ihrer Kinder nicht ausschließlich auf den Reichthum ihres Vaters gegründet sehen.

Die Entwicklung, welche die vormalige Schülerin seit ihrer Verheirathung in Wesen und Willen genommen hatte, gab den Freunden in der Pfarre mancherlei zu denken und vertraulich zu besprechen. Brigitte von Hartenstein war auf bestem Wege zu werden, was ungefähr von ihrer Zeit ab eine „bedeutende" Frau genannt worden ist; eine Species, die man in früheren Tagen wohl auch dann und wann gefunden, allein anders betitelt hat. Kein Landmann würde in ihr den ländlichen Ursprung vermuthet, aber auch kein Edelmann sich ihr als seines Gleichen vertraulich genähert haben; sie hätte für eine Gelehrtentochter gelten können, so nach dem Grunde hin hatte sie sich mit zäher Ausdauer

vertieft und so geflissentlich vermied sie den Schliff der Kreise, in welche sie sich einem Einzigen zu Liebe gestellt. Sie hatte unter diesen Menschen seit dem Tode ihres Bruders, aber nicht durch diesen allein, bitterlich gelitten; sie verachtete, ja, sie haßte diese Menschen. Jenen Einzigen aber liebte sie noch immer mit der hartnäckigen Ausschließlichkeit einer nüchternen Verstandesnatur. Sie nannte diese Liebe ihre Pflicht und forderte ausschließliche Gegenliebe als ihr Recht. Daß sie ihren schönen, charakterlosen Gatten liebte, lediglich weil er ihr heute wie in der ersten Stunde gefiel, gestand die charaktervolle Frau sich nicht ein. Daß sie, um von ihm geliebt zu werden, erst lernen mußte, ihm zu gefallen, würde sie unter ihrer Würde gehalten haben.

„Hannah," sagte Pastor Blümel zu seiner Gattin nach einem langen Spaziergange mit seiner einstigen Schülerin, „Hannah, diese noch minorenne Frau hat die Kritik der reinen Vernunft gelesen und merkwürdiger Weise verstanden."

„Würde sie nicht besser daran sein, Konstantin, wenn sie dieselbe n i c h t verstanden hätte?" entgegnete Frau Hannah.

Seit diesem Besuche hatten die Amtleute kein Mitglied ihrer angefreiten Sippe wiedergesehen. Pünktlich am ersten jedes Monats traf ein Brief der Tochter ein, ein braver, kluger Brief, ein Musterbrief, „man könnte ihn drucken lassen," sagte der Vater; die Mutter aber weinte allemal den ganzen Tag, nachdem ihr Amtmann ihn vorgelesen und sehnte sich mehr denn je nach ihrem

Hannes, dessen Briefe nicht wie gedruckte geklungen hatten, aber „wie mit Lettern" in ihrem Herzen geschrieben standen.

Und so war es bis auf die heutige Stunde geblieben. Die Amtmännin hatte ihr Trauerkleid nicht abgelegt, der Amtmann trug den Kopf höher denn je. Frau Hannah Blümel, die mitunter das Gras wachsen hörte, wollte ihm indessen doch anspüren, er hätte den bisher höchsten Schritt auf seiner Jakobsleiter eben so gern, oder wohl gar lieber unterlassen.

Pastor Blümel war festlich angethan in kurzem Beinkleid, langen schwarzen Strümpfen und Schuhen, über dem Leibrock ein schmales Chormäntelchen am Rücken niederhängend. Er hatte, als er in die Gegend versetzt wurde, diese Art halbamtlicher Interimstracht als eine übliche vorgefunden und, vielleicht noch der einzige in der Ephorie, sie beibehalten bei einem Kranken- und Trostbesuch, oder, wie heute, als Gevatterbitter. Eben griff er nach dem Hute, den er bei derlei Gängen aber nicht über das Käppchen setzte, sondern, dem Brauche nach, in der Hand trug, als gegen alle Familienordnung die kleine Balsamine, — häuslich Minchen, — in das geistliche Gemach stürmte, um einen Besucher anzumelden, der sich der Mutter in der Laube „Herr von Hartenstein" genannt habe.

Herr von Hartenstein! ein Landsmann aus der alten Heimath, ein Held aus seiner großen Zeit, sein Patron, nach dessen Bekanntschaft er sich seit zehn Jahren ge-

sehnt hatte! welche neue, frohe Ueberraschung an diesem Tage frohester Ueberraschungen! Oder sollte es der Sohn des Ersehnten sein, seiner Schülerin Gatte, vielleicht sein künftiger Patron? Ei nun, dieser oder jener, jedenfalls ein theurer, hochwillkommener Gast.

Nun gab es aber noch einen dritten Hartenstein; einen, den Konstantin Blümel persönlich gekannt hatte zu einer Zeit, wo er eine nähere Beziehung zu jener Familie sich nicht träumen ließ, ja dem er diese Beziehung recht eigentlich dankte; einen Kameraden vom York'schen Korps und — seltsamste Wandlung bei einem Hartenstein! — einen geistlichen Amtsbruder, dessen Name, neuerdings laut in die Oeffentlichkeit dringend, des alten Waffenbruders Erinnerung lebhaft angefacht hatte; einen, dessen Wiedersehen er noch inniger als die Bekanntschaft der beiden anderen ersehnt — und just auf die Vermuthung dieses dritten kam Konstantin Blümel nicht. Ja, als der Gemeldete jetzt, von der Hausfrau geleitet, die Schwelle überschritt, selber da schwankte er noch zwischen der Annahme von Vater und Sohn. Erst als der Fremde sich mit den Worten einführte: „Sie scheinen mich nicht wiederzuerkennen, Herr Prediger: Ich bin der Doctor Joachim von Hartenstein," erst da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; allein — wunderbar! eine steife Verbeugung war alles, was ihm zum Willkomm des Ersehnten gelang.

Während er nun aber, stumm vor Ueberraschung, dem bleichen, ergrauten, bürgerlich gekleideten Manne gegenüberstand, den er zuletzt mit kampfgerötheten Wan-

gen, in der blauen Litewka, das eiserne Kreuz auf der Brust, gesehen hatte, während er in plötzlicher Scheu kaum die Fingerspitzen des Amtsbruders zu berühren wagte, wo er so gern die Hand des Kameraden geschüttelt hätte, da entschleierte sich mit der Gedankenschnelle, für die es keinen Maaßstab giebt, vor Konstantin Blümels Seelenauge die Wechselwirkung von Natur und Schicksal, die diesen lange verehrten Mann ihm plötzlich zu einem Fremden machte. Es war der Kämpfer, welcher dem Versöhner gegenüberstand.

„So schön und so tapfer wie ein Hartenstein" galt als Sprüchwort unter dem preußischen Soldatenadel und von fünf Söhnen eines alten tapferen Obersten aus der Friedericianischen Schule war der jüngste, Joachim, der schönste und feurigste, „den Hektor der Armee" hatte ein hoher Frauenmund ihn genannt. Sämmtlich waren sie Militairs und sämmtlich folgten sie dem Vater in den Feldzug von 1806. Der unselige 14. Oktober zertrümmerte Ehre und Glück auch dieses heldenmüthigen Geschlechts. Das vaterländische Heer lag am Boden einer Leiche gleich, an der die Würmer zu nagen begannen. Auch gegen den Obersten tauchten aus einem unentdeckbaren Winkel Bezüchtigungen auf, welche bei Freund wie Feind ein höhnendes Echo weckten. Wer unterscheidet in so trüben Tagen scharf die Linie, auf welcher Unglück und Unglimpf sich scheiden? Wo so viele unrein werden, ätzt das geblendete Auge ein reiner Punkt. Erst beruhigten Zeiten liegt die Klärung ob.

Als nach dem Frieden die militairische Untersuchungs-

commission ihr Werk begann, war der jammervolle Greis seiner Pein erlegen; von oberster Stelle ist der Flecken auf seinem Ehrenschilde nicht bestätigt worden; in den Herzen seiner Söhne lebte er fort als ein Held. Vier von ihnen umstanden seine Bahre; der fünfte moderte in den Gruben an der Saale. Die Armee war aufgelöst, der Brüder Zukunft eine Frage. Dort auf das todte Haupt des Vaters leistete einer nach dem anderen den Schwur, die verdunkelte Ehre rein zu waschen, dereinst im Kampfe gegen den Ueberwältiger des Vaterlandes, zunächst in dem gegen den Verläumder des Vaters.

Es war ein Kamerad, ein Freund, ja, ein Blutsfreund, von welchem die Schmähung wenn nicht ausgegangen, so doch erweislich nachgesprochen worden war. Die Brüder stritten sich um den Vorzug der rächenden Hand; sie losten, ein jeder mit dem heimlichen Vorbehalt, für den Rächer einzutreten, wenn er unterliegen sollte.

Die blutige Reihenfolge wurde ihnen erspart; der das Loos zog, war Joachim, noch ein Jüngling; doch hielt er sein Mannesrecht fest gegen den Widerspruch der Männer und führte es durch als ein Mann.

Der Beleidiger fiel; aber auch dem Rächer war eine Kugel in die Brust gedrungen, die er nach langen Jahren mit in das Grab genommen hat. Als er von seinem schweren Krankenlager erstand, war die Hartenstein'sche Blüthe auf seinem Antlitz einer Marmorblässe gewichen und durch sein blondes Lockenhaar zogen sich weiße Silberfäden; ein Leidensmerkmal, aber ein adeln-

des; ein Merkmal der Wandlung, die auch in der Seele des Jünglings sich vollzogen hatte und die, wie tief Erinnerung und Gegenwart drücken mochten, bei einem Hartenstein eine sonderbare genannt werden mußte.

Nur der älteste der Brüder, der gegenwärtige General, blieb im Dienst der reorganisirten vaterländischen Armee. Die beiden mittleren suchten in der Fremde einen Platz, auf welchem sie sich früher als jene mit dem Ueberwältiger messen durften. Joachim ging nach Königsberg und studirte Theologie; unter den Armen der Aermste, unter den Eifrigen der Eifrigste. Er war noch nicht großjährig, als er, anhebend mit den Wunden und der Schmach des Vaterlandes, die lange Reihe jener Erdenmächte hatte kennen lernen, mit denen im Ringkampf der Mensch zum Gottesleugner, oder zum Heilandsjünger wird.

Er hatte seine geistlichen Prüfungen eben zurückgelegt, als in seiner unmittelbaren Umgebung die bahnbrechende Erhebung ihren Ausgang nahm. Auch Joachim griff wieder zu dem Schwert. Seine beiden Brüder waren in Oesterreich und Spanien gefallen; nur der älteste und jüngste der Söhne des unglücklichen Obersten von 1806 erlebten den Tag der Befreiung, beide mit den höchsten Zeichen der Tapferkeit auf der Brust.

Als Kameraden im York'schen Korps hatte der Rittmeister von Hartenstein den freiwilligen Jäger Blümel wiedergefunden, dem er schon während seiner Studienzeit in Königsberg flüchtig begegnet war; und da nach dem Frieden die Pfarrstelle in Werben neu zu besetzen

stand, machte er deren Patron, seinen Bruder, auf diesen treupreußischen Mann als den geeignetsten Seelsorger in der jüngsterworbenen, noch zweifelhaften Provinz aufmerksam.

Auch er selbst kehrte von der Fahne zur Kanzel zurück; sein Sinn war aber nicht derart gerichtet, um sich in einer stillen Landpfarre, wenn auch warm und behaglich einzunisten; und bald genug fand er denn auch den Wirkungskreis, in welchem sein Name, seine bedeutende Erscheinung, eine ungemeine Rednergabe und vor allem sein Temperament und Wille zur völligen Geltung kommen durften. Als Oberdomprediger und Propst in einer provinziellen Hauptstadt, als Doctor der Theologie, dessen Ehrendiplom die Universität jener Stadt ihm verliehen hatte, als ein Magnat der Kanzelberedtsamkeit, würde die höchste Würde seines Standes, die eines Generalsuperintendenten oder protestantischen Bischofs, ihm nicht entgangen sein, wenn nicht auf neuem Gebiet die alte kampfesmuthige Ader seines Geschlechtes in ihm entzündet worden wäre. Er hatte auf das lutherische Bekenntniß geschworen und sein Versöhnung suchender reformirter König durch Einführung der Union ein Scharmützel der Geister heraufbeschworen, als eine von dessen Haupttriebfedern der Propst von Hartenstein sich erwies. Er war der erste und oberste von denen, welche sich der neuen Ordnung widersetzten. Seine Hartnäckigkeit kostete ihm die glänzendste Perspective. Was fragte er danach? Sie konnte, ja, sie mußte ihm sein gegenwärtiges Amt kosten.

Was verschlug es ihm? Er wäre Reiseprediger, Agitator geworden, ein zum Märtyrer berufener Streiter für seines Gottes Ehr'.

Der eigenartig strenge Zauber seiner Persönlichkeit und Begabung hatte ihm in weiten Kreisen Anhang erworben; selbstverständlich auch Gegner und Spötter. Viel Feind, viel Ehr, sagte Joachim von Hartenstein und sagten seine Getreuen. Die Frauen zumal schwärmten für ihn wie für einen neuen Propheten. Der dreifältige Ritter der Geburt, des Schwertes und des heiligen Worts würde nicht vergebens die Hand nach den glänzendsten Erbtöchtern seiner Provinz haben ausstrecken dürfen, und er hatte in frühreifer Jugend als stark empfänglich für Frauenhuld gegolten.

Dennoch dachte er an eine Verheirathung erst nach dem Tode seiner Mutter, die er als treuester Sohn unter seinen Schutz genommen hatte; und wenn bei seiner Wahl die Stimme des Herzens sich auch mit weltlicher Zweckmäßigkeit verband, für den Entschluß gaben den Ausschlag das Pflichtgebot eines lutherischen Bekenners und der starke Hartenstein'sche Stammessinn, da in Hilmar, seinem einzigen Neffen, das alte Geschlecht voraussichtlich nicht in ruhmwürdiger Weise seinen Abschluß gefunden haben würde.

Die Erkorene war ein blutjunges Fräulein, Schwestertochter seiner Schwägerin, in deren Hause sie, frühverwaist, heranwuchs. Der General und seine Gattin sollen sich mit der Hoffnung getragen haben, durch Ottiliens liebliche Sanftmuth dem unbotmäßigen Sinne

ihres Sohnes einen Zügel angelegt, gleichzeitig aber auch das Stammgut des gemeinschaftlichen Großvaters von Werben durch das Erbtheil der Waise der Familie erhalten zu sehen. Ebenso ging die Rede, daß der Vetter dem Bäschen überaus hold; das Bäschen dem Vetter mindestens nicht abhold gewesen sei, bis des Oheims unerwartete Werbung dem kindlichen Gemüthe plötzlich eine veränderte Richtung gab. Die Waise blickte zu dem edlen Manne empor nicht nur wie zu einem Vater, sondern wie zu einem Helden, einem Helden auf dem Gebiete, in welchem sie selbst einen Platz, wenn auch den demüthigsten, einnahm; sie fühlte sich durch seine Wahl in ihren eigenen Augen gehoben und würde „Ja" haben sagen müssen, selbst wenn im heimlichsten Grunde eine Stimme „Nein" geflüstert hätte.

So sagte sie denn „Ja" und wurde in ehrfürchtiger Hingebung das Weib des Mannes, der ihr Vater sein konnte. Hilmar von Hartenstein aber sagte, eingeklemmt zwischen Trotz und Noth: „Meinetwegen auch die!" und heirathete Brigitte Mehlborn.

Das Resultat der weltlichen Ehe lag zur Zeit selbst vor Freundesblicken noch im Nebel; die geistliche Ehe dahingegen leuchtete bis in weite Ferne als eine jener „wohlgerathenen", welche der große Meister Luther „die allersüßeste Gottesgabe" nennt; der Familie aber, zu der sie sich jemehr und mehr erweiterte, gaben des Vaters unbedingte Autorität, seine kirchliche Ausnahmestellung und angeborene adlige Sitte ein Gepräge,

das sie vor profanen Berührungen fast klösterlich abschied.

So halb Prälat und halb Patriarch, mit einem merklichen Ueberguß vom Militair und Cavalier: so war der Mann, oder so erschien er mindestens Konstantin Blümel, nachdem derselbe ein hochwerthes Bild aus seiner Erinnerungsmappe mit dem gegenwärtigen Original verglichen und für dieses Original in der Galerie seiner Phantasiegestalten vergeblich nach einem Seitenstück gesucht hatte.

Eine hohe, schmächtige Gestalt, das frische Kolorit und die tiefe Augenbläue aller Hartenstein bläßlich abgedämpft, der dunkle Reiseanzug von weltmännischer Einfachheit, nichts was an den Pietisten, aber auch nichts, was an die Eitelkeit der Gesellschaft erinnerte, vornehm vom Scheitel zur Zehe, herzenskühl und doch eiferartig: so sah Frau Hannah ihres Gatten vielbesprochenen einstigen Gönner, sah ihn ihrer Vorstellung gemäß und weil sie ihren Konstantin kannte, begriff sie dessen stumme Verwirrung und war beflissen, den Pflichten landpfarrlicher Gastfreundschaft an seiner Statt gerecht zu werden. Sie nöthigte Hochwürden in das behaglichere Wohnzimmer. Zu welchem Zweck? der Raum genügte ja, meinten Hochwürden. Sie bot Erfrischungen an; Hochwürden dankten dafür. Sie erlaubte sich die Hoffnung, Hochwürden ein Nachtlager in ihrem Hause annehmen zu sehen. Hochwürden erklärten, daß sie ihren Wagen nach dem Pächterhause vorausgeschickt und sich frische Postpferde dorthin bestellt

hätten, da die Universitätsstadt noch vor Nacht erreicht werden sollte und der neuen Verwandtschaft doch nicht unbegrüßt vorübergegangen werden dürfe.

Der Propst, — er selber nannte sich, analog seinem großen Vorbilde, — den Doctor von Hartenstein, — begleitete die letzten Worte mit einem Lächeln, welches die heitere Pfarrfrau nicht zum Mitlächeln reizte, hinterdrein jedoch einen lachenden Eifer in ihr entzündete. Sie sah, daß ihre Gegenwart im geistlichen Gemach von Ueberfluß sei und zog sich mit der Verneigung einer alten, gräflichen Gouvernante zurück.

„Geht mir doch," so hatte sie bei einem ähnlichen Anlasse gesagt, „geht mir doch mit den Freunden, die sich vermessen, für uns durch Feuer und Wasser zu laufen! Wann geräth denn ein Mensch in Feuers- und Wassersgefahr? Und geräth er einmal hinein, ist es unter hundert Fällen neunundneunzig Mal nicht der Freund, sondern der Erste Beste, der rasch bei der Hand, die Hülfe bringt. Sein Alltagspäckchen sollen wir dem Freunde tragen helfen, vor den kleinen Scherereien, die der Fremde übersieht, oder verlacht, nicht die Nase rümpfen und nicht erst Handschuhe anziehen, wenn es gilt, seinen Karren aus dem Sumpfe zu ziehen: nicht mehr, nicht weniger heißt das, was in der vierten Bitte unserem täglichen Brode zugezählt wird."

Dieser ihrer Auslegung vom täglichen Brode, das Frau Hannah selber „hausbackenes" nannte, gemäß, brach sie heute, — drei Tage vor dem Danksagungsgottesdienst und dem heiligen Taufact! — die Klausur

der Wochenstube, um ihrer guten Freundin in einer nie erlebten Verlegenheit mit den Erfahrungen einer in angesehenen Familien conditionirt gewesenen Hauswirthin unter die Arme zu greifen. Sie lachte hellauf, wenn sie sich den Wirrwarr im Pächterhause vorstellte, nachdem der fremde Diener den Besuch des vornehmen Herrn Vetters angemeldet hatte. Und just in der ersten Juliwoche, wo alle dienstbaren Hände bei der Ernte beschäftigt waren!

Schade, daß die kluge Pfarrfrau nicht auch im geistlichen Gemach die Mittlerrolle übernehmen durfte!

Sobald die beiden Amtsbrüder sich allein gegenüberstanden, der eine den anderen um Kopfeshöhe überragend und darum auch unwillkürlich auf ihn niederblickend, sagte der Fremde:

„Sie werden in gegenwärtigen Zeitläuften nicht voraussetzen, Herr Prediger, daß ich auf einer Vergnügungs- oder Vetternreise hier Halt gemacht. Mein Kommen gilt ausdrücklich Ihnen, das heißt, dem Pfarrer."

Pastor Blümel verbeugte sich schweigend. Der Andere fuhr fort:

„Da mein Standpunkt sattsam bekannt ist, darf ich mir Präliminarien ersparen."

Wiederum eine stumme Verbeugung von Seiten des Pfarrers.

„Wohlan denn, Herr Prediger. Wie stellt sich das Pastorat Ihrer Ephorie zu der neuen Agende und der Durchführung der Union?"

Pastor Blümel wußte seit dem ersten Wort, worauf

die Glocke ausgehoben. Er hatte sich zum Widerstande gefaßt und antwortete ruhig:

— „Man hat sie, soviel mir bekannt, einmüthig als einen königlichen Act versöhnender Christenliebe aufgenommen." —

„Auch Sie?"

„— Ich unbedingt." —

„Und das Patronat?

„— Hat in Stadt wie Land keinen Widerspruch erhoben." —

„Auch mein Bruder?"

„— Seine Excellenz schrieben mir auf meine Anfrage: die Heilsordnung, die meinem König genügt, wird auch mir genügen. Ich gedenke das nächste Abendmahl innerhalb einer unirten Gemeinde zu genießen." —

„Es sieht ihm ähnlich!"

„— Das freut mich, Hochwürden." —

„Aber die Gemeinden?"

„— Werden, so weit sie die Unterscheidung begreifen, sie nicht als eine Beeinträchtigung ihres protestantischen Bekenntnisses auffassen." —

„Warum auch nicht? Es sind ja Sachsen! Landsleute der großen Aufklärer von Leibniz an bis Lessing und — —"

„— Und vor diesen Martin Luthers!" —

„Gewiß. Vor Allen Luthers!"

„— Ich fürchte, Hochwürden nicht mehr zu verstehen." —

„Und ist doch so verständlich. Jede Zone kann

einen Helden zeugen, aber in jeder Zone wird der Held verschieden wirken. In keinem anderen deutschen Gau würde eine kirchliche Neuerung so rasch Wurzel schlagen und sich so behaglich haben ausbreiten können wie in diesem."

„— Hochwürden scheinen das zu beklagen." —

„Sie irren, Herr Prediger. Ich bin Lutheraner. Ich kann und will nichts anderes sein; ebensowenig wie ich als Preuße wieder ein Reichsdeutscher, — und damit meine ich das Reich vor seinem kläglichsten Verfall, das heißt vor der Reformation und lange bevor es einen preußischen Staat gegeben hat, — werden könnte. Aber eben weil ich nichts anderes sein kann, will ich das, was ich bin, ganz sein und werde mich bäumen bis zum Aeußersten, ehe ich mir und den Meinen Luthers Heldenthat verpfuschen lasse."

„— Ich nenne es sie vollenden, Hochwürden, so wie der Meister selbst sie vollendet haben würde, wenn — —"

„Er, er?" rief der Propst mit durchbrechender Leidenschaft. „Er, welcher der Satansversuchung so urkräftig widerstand, daß er lieber „dem stärksten Puff, den er dem Papstthum versetzen konnte," — seine eigenen Worte! — entsagte, als daß er das Sakrament vom Fleisch und Blut in ein Abendmahl von Brod und Wein verhunzen ließ."

„— Mehr als zehn Menschengeschlechter sind seit diesen Erstlingskämpfen für eine erneuerte Norm abgestorben," — entgegnete nunmehr gleichfalls warm

werdend, Konstantin Blümel. „Sollen der Wahn und die Wuth des sechszehnten Jahrhunderts nicht in dem weiten Grabe des siebenzehnten verschüttet worden sein? Sollen sie heute, im neunzehnten, zu einem Scheinleben wieder aufgerüttelt werden?"

„Und was hat diesen Wahn und diese Wuth, wie Sie es nennen, Herr Prediger, in den Menschengeistern abgelöst? Goldmacher, Forscher nach dem Stein der Weisen; Betrüger und Betrogene auf den Thronen und zu Füßen derselben; der nüchternste Vernunftsdienst, ein künstlich aufgewärmtes Heidenthum, Atheisten und Sanscülotten auch unter uns; dünkt Ihnen deren brütendes Wühlen menschenwürdiger als Jener Leben und Sterben für ein untrügliches Wort, für eine ewige Idee?"

„— Die ewige Idee beharrt, Hochwürden, aber die Ideen die sie gebiert, wechseln und wandeln in den Menschenseelen. Auch wir haben zu leben und zu sterben gewußt für eine Idee und unsere Kinder und Enkel werden es für die ihre wieder wissen. Sie haben, verehrter Herr, noch eben sich mit Wärme auf den jungen Staat berufen, den Sie und ich mit gleicher Liebe unser Vaterland nennen. Nun wohl, dieser Staat hat jüngst einen Zuwachs von Millionen römisch-katholischer Christen erhalten: sollte das nicht eine Mahnung sein für alle protestantische Gruppen, das, was sie trennt, zu vergessen, um als geschlossene Phalanx unseren Widersachern gegenüber zu stehen?" —

„Als lose, wehrlose Banden, wollen Sie sagen,

Herr Prediger, gegenüber einer Armee in Reih und Glied! Wird diese unselige Neuerung vollendete Thatsache, so giebt es in einem halben Jahrhundert nur noch griechische oder römische Christen und deutsche Heiden. Jede Kirche heischt für ihren Bestand ein unumstößliches Dogma. Wir haben die Tradition, die Glorie der Heiligen, das Erbtheil Sankt Peters, den Mariadienst, das Meßopfer und noch vier der Sakramente über Bord geworfen, verschleudern wir auch noch die Lehre von der Ubiquität, das heißt den Wortlaut der Schrift — —"

„— Wir verschleudern sie nicht, Hochwürden — —"

„Ihr verwässert sie nur. Das Phlegma setzt sich zu Boden, was von der Essenz sich nicht verflüchtigt hat, sammelt sich in einer spiritualistisch stark anziehenden Zone. Mit anderen Worten: die Böcke scheiden aus in das freigeistige Lager, die Schafe in die römische Herde. Halten wir aber zusammen wie ein Mann, Ihr zumal in dieser neuerworbenen Provinz, deren Stimmung geschont werden muß, und die so ungemischt wie keine zweite der lutherischen Lehre angehört, so wird man die heillose Zumuthung fallen lassen und das undeutbare Gotteswort wird der Wall bleiben, an welchem die stolzen, römischen Wellen, so hoch ich sie, vorahnend, steigen sehe, sich brechen werden."

Es war dem Pfarrer von Werben eine neue Erfahrung, solch einem eiferartigen Kämpen auf religiösem Gebiete Widerpart zu halten. Auf dem bewegten Schauplatz seiner Jugendjahre tummelten sich die Gei-

ster in einer anderen Richtung und in seinem späteren Stillleben war es die Sitte mehr als der Glaube, die ihn zu reinigender Fehde herausforderte. Aber in diesem Widerstande lag ein Reiz, welcher die Schüchternheit überwand. Seine Blicke hafteten leuchtend an den beiden Kreuzen, welche für ihn, so gut wie für seinen Gegner, die Regulatoren des Lebens und Wirkens waren und ein warmer Strom entquoll der bewegten Seele. Er schilderte sein Traumbild einer auf dem evangelischen Urgrund geeinigten und gereinigten Kirche als einer Anstalt menschlicher Liebe zur Verkündung der göttlichen, als der idealsten Macht für das unter den harten Forderungen der Materie sich abringende Menschengeschlecht, als der höchsten Instanz für alle dunklen, strittigen Lebensfragen. „Dieser hehre Tempelbau," so schloß er seine Rede, „er leuchtet mir vor wie den Wüstenpilgern das gelobte Land. Mit Augen schauen werde ich ihn nicht. Aber schon das ist hohe Freude, zwischen Unglauben und Aberglauben, zwischen Willkür und Knechtung ein Sandkorn zu seinem Untergrunde beizutragen. Und das meine ich zu thun, indem ich unbeirrt in die Fußspuren eines ersten Schrittes versöhnender Weisheit und Bruderliebe trete."

Herr von Hartenstein hatte ihm mit merklicher Ungeduld zugehört. Nach den letzten Worten ergriff er rasch seinen Hut und erwiderte: „Ich bin zu positiv gerichtet, zu nüchtern, wenn Sie so wollen, um Ihnen in dieses Phantasienreich, — „Schlaraffenland" würde unser kerniger Meister es vielleicht genannt haben, —

folgen zu können. Ueberdies drängt die Zeit. Und so habe ich nachträglich nur zu sagen: Verzeihung, daß ich Sie aufgehalten habe, Herr Prediger. Sie waren im Begriff, in Amtsgeschäften auszugehen."

„— Nur in einer privaten Angelegenheit zu Amtmann Mehlborn, Hochwürden," versetzte der Pfarrer. —

„Dann freut es mich, daß unser Weg der gleiche ist," sagte Herr von Hartenstein und sie brachen auf.

Sie schritten an der Kirche vorüber, deren Thür von Sonnenauf- bis Untergang offen stand; eine Neuerung des Blümel'schen Regiments, von welcher leider seltener als er gehofft ein stiller Einkehrer Segen zog. Ohne weitere Erklärung trat der Propst ein und der Pfarrer folgte ihm.

Des Erbaulichen an Construction wie gottesdienstlichem Geräth war hier so wenig wie an allen anderen ländlichen Bethäusern unserer Gegend wahrzunehmen. Wände und Deckengebälk weiß getüncht, ein rother Ziegelboden, Kanzel, Altartisch und Bänke, ohne Schnitzwerk, von dunkel gebeiztem Holz. Eine Fallthür aus rohen Bohlen gezimmert, führte hinab in die von der Werben'sche Gruft, die voraussichtlich keinen erdenmüden, oder noch erdenfrohen Pilger mehr aufnehmen sollte. Der Propst äußerte kein Verlangen, der abgelebten Sippe seine Ehrfurcht zu bezeugen, dahingegen er einer geistlichen Geschlechtsfolge, auf die er unerwartet stieß, einen bemerkbaren Antheil zuwendete. Es waren die Bildnisse sämmtlicher Gemeindepfarrer seit dem ersten lutherischen Bekenner, die den schmalen

Altarplatz in doppelter Reihe umzogen. Der damalige Patron hatte ein Legat zu dieser Stiftung ausgesetzt und der Kunstwerth nach dem Maße des Geldwerths unverkennbar abgenommen. In gleicher Größe und gleichem schwarzen Talar und Barett standen die würdigen Herrn, einer neben und einer über dem anderen in Reih' und Glied. Kein geistlicher Nachfahre würde sich durch den Aufblick zu ihnen erbaut, oder physiognomisch belehrt, kein leiblicher Nachfahre sich also einen werthen Ahnherrn geträumt, oder gewünscht haben. Die Gemeinde aber hing mit Liebe an ihrem einzigen Ornament, und bis auf die kürzlich erlebte Franzosenzeit, ihrer einzigen historischen Erinnerung. Die Namen selber der ältesten der alten Seelenhirten hatten sich fortgeerbt von Geschlecht zu Geschlecht; von diesem ein Erlebniß, von jenem ein Charakterzug, von den beliebtesten ein Schwank; und man würde sich williger irgend welche Veränderung der alten Agende, ja sogar ein neues Gesangbuch haben gefallen lassen, als eines der kaum noch erkennbar nachgedunkelten alten Pastorbilder gemißt.

Die Altarwände waren bis auf einen einzigen Platz gefüllt. „Soll die Reihe dieser treuen Männer geschlossen werden mit einem, der von ihrem Glauben abgefallen ist?" sagte, auf die leere Stelle deutend, der Propst, mit einem Ton, der halb wie Spott und halb wie eine Beschwörung klang.

Pastor Blümel unterdrückte die Antwort. Die Kirche, *seine* Kirche, würde ihm der letzte Ort zu polemischer Widerrede gewesen sein. Er hatte im Stillen längst

auf den letzten Platz in der geistlichen Galerie verzichtet. Seine Werben'schen Beichtkinder, er wußte es, würden ihn keineswegs als einen Abtrünnigen verketzern, weil er auf des preußischen Königs Befehl zwei neue Worte, von denen eines obendrein der Herr Jesus war, in die alte Spendeformel aufnahm; die Werbenschen Leute waren ja überhaupt beileibe keine widerborstigen Unterthanen. Daß aber ihre geistliche Galerie an Reliquienwerth für sie eingebüßt haben würde, wenn sie mit einem neuen Preußen, anstatt mit einem alten Landsmann ihren Abschluß fand, das wußte Pastor Blümel auch und Pastor Blümel, obgleich oder weil Unionist, verstand Reliquienwerth zu schätzen.

Pastor Blümel „herbergete gern" nach christlicher Vorschrift, wie seine Hannah es that nach natürlicher Neigung; wenn Pastor Blümel aber die Gastlichkeit eine germanische Erbtugend nannte, so nannte Frau Hannah ihren Konstantin einen deutschen Schwärmer. Und zu leugnen ist allerdings nicht, daß Konstantin Blümel zu den Schwärmern gehörte, die ihr Volk — selbstredend en bloc! — in jeglicher Völkertugend leuchten sahen mit alleiniger Unterschätzung derjenigen, in welcher es allezeit geleuchtet hat und will's Gott auch fernerhin leuchten wird, denn die Bescheidenheit ist die Tugend des Würdigen.

Verwies dann der Gatte die Gattin auf seines armen Volkes nothgedrungene Arbeitsamkeit, welche den gastfreien Naturtrieb in Zügel halte, so verwies die

Gattin den Gatten aus der Völkerkunde auf die weit größere Armuth just der gastfreiesten Stämme und aus seiner persönlichen Erfahrung auf das Institut der Schenke, für dessen Pflege es dem deutschen Mann niemals an Muße und Batzen gebreche.

„Die Schenke," sagte sie, „ja die Schenke, Konstantin, ist eine urteutonische Einrichtung; und wenn dein alter Heide ihrer nicht gebührentlich Erwähnung gethan haben sollte, bewiese es, daß er der blondgelockten Germania nicht bis in den Herzgrund gedrungen ist. Der Schenkenzug aber bläst naturgemäß das gastliche Herdfeuer aus. Leben wir denn in einer Wüstenei? Sind wir nicht eine civilisirte Nation? Vivat für's Geld! jeder für sich und die Schenke für alle! vivat die Schenke! Und dann die deutsche Humanität, Konstantin! Die armen Gastwirthe müßten ja bankrott werden, wenn jeder Hauswirth seinen Anhang in seinen eigenen vier Pfählen beherbergen wollte! Ist einer ein wohlhäbiger Mann und hat er bedürftige Anverwandte, denen seine deutsche Gemüthlichkeit die Gasthofsrechnung ersparen, oder einen guten Freund, mit dem er sich einmal vertraulich aussprechen möchte, ei nun, da findet sich allenfalls oben zwischen den Rumpelkammern des Bodens ein Plätzchen, wo man ihn untersteckt; für die Hauswirthe selbst würden diese hohen Regionen im Sommer zu heiß, im Winter zu frisch und keinenfalls behaglich gefunden werden; für einen auswärtigen Besuch dahingegen sind sie hinlänglich temperirt und von genügendem Behagen."

Frau Hannah erzählte dann recht kurzweilig ihre gastfreundlichen Erlebnisse bei dem städtischen deutschen Biedermann und bei dem ländlichen ungefähr desgleichen. Will sagen, wenn der ländliche kein Bauer ist, denn richtige Bauern besuchen sich nicht. Bewirthen und bewirthet werden ist ein Spaß für Leute die nichts zu thun haben: für Pastoren und Adel.

Zwei oder drei Tage jedoch, hier zu Lande in der Zeit, wo das Kirchenjahr auf die Neige geht, da ist unser Bauer in der That ein ideal germanischer gastfreier Mann, da kracht seine Tafel von Speisen und Tränken, die er sich zwölf Monate lang am Munde abgezwackt hat, da wird auch der Ungeladene nicht ungesättigt entlassen, die Brosamen fallen in des Armen Schooß und die auswärtige Freundschaft nächtigt in den dicksten Federbetten. Prosit die splendide Kirmeßzeit!

Und in dieser splendiden Weise war die heilige Kirchweih auch von Johann Mehlborn gefeiert worden, so lange er sich nur noch als reicher Bauer fühlte; seitdem er sich aber als titulirter Erb-, Lehn- und Gerichtsherr fühlte, wurde noch zehnmal mehr gebrodelt, gebackt und gezapft, nur, versteht sich, für eine erlesenere Gesellschaftsschicht als die bäuerliche Bekanntschaft und Freundschaft der Pflege. Es kamen benachbarte Kantoren und Pastoren, Amtsleute und Gutsbesitzer, unter letzteren bis jetzt freilich nur noch die ohne kleines „von"; es kam der städtische Anhang, der für den Hof arbeitete, vom Schornsteinfegermeister bis zum Schuhmachermeister hinab; die willkommensten Gäste

aber waren jene anderweitige Kunden, die als Müller, Fleischermeister, Bäckermeister und so weiter die Produkte des Hofes bezogen. Wäre der gnädige Herr Propst zur novemberlichen Kirmeßzeit in den Hof geschneit, er hätte vor der christlichen Herbergslust seiner neuen Sippe Respect bekommen müssen.

Nun aber fuhr er in das Haus wie ein Blitz zu hoher Sommerszeit; in der Natur der reichsten, in der Wirthschaft der kahlsten und für die Gastfreundschaft der ungelegensten des ganzen Jahres. Kleeernte, Heuernte, Rapsernte noch nicht vollständig eingebracht und die Kornernte vor der Thür! Für einen städtischen Kourierdienst kein Pferd im Stall, kein Knecht, keine Magd auf dem Hof, kein Kuchen gebacken, kein Braten im Vorrath, die Gardinen ungewaschen, nicht einmal die gute Stube frisch gescheuert!

Und diese unwirthliche Blöße, dieser so zu sagen Naturzustand, stieg mit grausamer Helligkeit jach vor Johann Mehlborns Seele auf, als er, in Hemdsärmeln und Leinenhosen zum höchsteigenhändigen Abbansen auf einem Heuwagen stehend, zum erstenmale im Leben eine Equipage mit silbernen Wappenschildern an den Schlägen in den Hof fahren, einen Livréediener mit silbernen Wappenknöpfen vom Bocke springen sah und von unten herauf ihm, Johann Mehlborn, den bevorstehenden Besuch des Herrn Propstes von Hartenstein ankündigen hörte. Der feine Bediente hatte ihm demnach, trotz Hemdärmeln und Leinenhosen, die freiherrliche Verwandtschaft an der Nase angesehen; er

konnte, weiß Gott! sich doch nicht selbst verleugnen wie der Portier im excellenzlichen Hause bei ungelegenen Besuchen seine Herrschaft verleugnete. Er hätte aus der Haut fahren, oder in ein Mäuseloch kriechen mögen.

Wenn aber gastlicher Sinn eine zweifelhafte Volkstugend ist, eine ritterliche Tugend ist sie sonder Zweifel. Ein einziger schwacher Moment und Ritter Mehlborn ist tapfer gefaßt und gewillt, dieser Tugend Raum zu geben. Vom Wagen herunter, in's Haus hinein!

„Röse, Röse, den Schlüssel zur guten Stube! Einen Besen, Sägespähne, Röse! Weißen Sand, ein Wischtuch, eine Bürste, Röse!“

Selbst ist der Mann! gefegt, gewischt, gebürstet mit eigener ritterlicher Hand; der geschicktesten Jungemagd zum Muster. Der Sophabezug von klatschrosenrothem Moiré leuchtet, als hätte noch niemals ein Kirmeßgast darauf Platz genommen; das Holzwerk von strohgelber Birkenmaser blitzt und blinkt wie pures Gold. Aber das Blankwichsen der geschnitzten, schwarzen Delphine, welche den Fuß des Sophatisches zieren, das kostet noch Schweiß! Ist die gute Stube des Amtmannshauses Stolz, so sind die geschnitzten Delphine der Stolz der guten Stube. Die Tische der Nachbarschaft sammt und sonders haben noch vier dünne glatte Beine; Amtmann Mehlborns Sophatisch hat einen dicken Fuß mit drei geschnitzten „Philadelphias!“

„Aber, Mutter, so rühre dich doch, du stehst ja wie im Traume!“

Die unschuldige Mutter Röse, sie im Traume! Als

ob in solcher Hatz einem Menschen der Frieden käme, wo er seinen Liebling zwischen den Abendwolken lächeln sieht! Hatte sie denn nicht erst dem abtrabenden Postillon ein Kümmelchen reichen müssen und dem feinen Bedienten ein Schmalzbrod dazu schmieren? Und pustete sie denn jetzt nicht nach Lungenkräften die Fliegenleichen aus den goldenen Tassen auf der guten Kommode? die armen, hochmüthig verirrten Fliegen, die in der guten Stube einem grausamen Hungertode erlegen waren, da sie in der bescheidenen Wohnstube drüben sich behaglich bis in den Winter hinein hätten mästen können!

„Aber, Mutter, ist denn heute Zeit für die Fliegen? Wer guckt denn auch gleich in die Oberköpfchen!"

Mutter Rosine stellte das Pusten ein und machte sich an das Putzen der Fensterscheiben, denen durch die abgelebten Insekten erbärmlich mitgespielt worden war.

So, nur noch ein Paar Hände voll Sand auf die gefegten Dielen gestreut, und die gute Stube ist in Stand. Bleiben der Herr Vetter über Nacht, wird ein Bett darin aufgeschlagen. An Federbetten ist kein Mangel und an Ueberzügen auch nicht; sogar ein paar weiße sind für erhofften vornehmen Besuch angeschafft worden, und bis zum Beziehen ist auch die Jungemagd wieder auf dem Hof.

„Jetzund an's Decken!"

Amtmann Mehlborn ist ein Fünfziger, aber noch bei Jünglingskräften. Ein Spiel für ihn, die schwere eichene Tafel aus der Leutestube in die gute zu rücken, die beiden Enden herauszuziehen und während die Amt=

männin Weißzeug und Geschirr auflegt, die Vorräthe herbeizuschleppen, welche Rauchkammer und Keller in Julitagen bieten. Treppauf, treppab, wie ein Wetter! Beim Heuladen in der Mittagsgluth würde dem beleibten Herrn der Kopf nicht so schmählich geraucht haben wie bei diesen gastfreundlichen Ritterdiensten. Zweien Schinken und einem Dutzend diverser Würste werden Holzzeichen und Bindfäden abgeschnitten, das letzte Sauergurkenfaß geöffnet, ganze Batterien von Weinflaschen des edelsten — Werben'schen — Gewächses aufgepflanzt; was der Tafel an Mannichfaltigkeit gebrach, ersetzte die Masse. Eine Schwadron hätte sich beim Herbstmanoeuvre an ihrer Fülle sättigen und in undisciplinarischen Taumel zechen können. Aber immer hatte der Hausherr seiner Gastlichkeit noch nicht genug gethan; — das liebe Gut, blieb etwas übrig, kam ja nicht um! — immer hatte er noch etwas zu fordern, etwas auszusetzen.

„Aber, Mutter, hausmachenden Drell! fix, ein blumiges Tischtuch!"

„Röse, der Teller hat einen Sprung!"

„Aber Frau, hast du denn gar kein Augenmaaß? Dort hinunter noch eine Wurst; die Geometrie muß doch 'rauskommen, Röse."

Die arme Mutter Röse wußte nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Das Weinen war ihr näher als das Lachen. „Ach, daß die gute Frau Pastorin auch gerade in Wochen liegen muß!" seufzte sie.

„Ja," brummte ihr Amtmann, „wenn man die Leute

nicht braucht, hat man sie das ganze Jahr, und braucht man sie endlich einmal — —"

„Hat man sie auch!" ergänzte eine lachende Stimme und Holland war aus seiner Noth.

Nummero eins brachte die gute Freundin heimlichen Trost: Hochwürden blieben nicht über Nacht, es brauchte kein Bett aufgeschlagen zu werden. Nummero zwei: verurtheilte sie die Strategie der Massen: zu einer Abendmahlzeit war die Stunde viel zu früh. Hurtig die Tafel wieder hinaus! Dort auf den Sophatisch eine leichte Collation, eine Schale Milch, ein Körbchen Erdbeeren, frisch von den Kindern im Pfarrgarten gepflückt und fürsorglich mitgenommen, das genügte.

Dem gastlichen Rittersmann kam es hart an, sein geometrisches Kunstwerk eigenhändig wieder zu zerstören; Brode, Butter, Käse, Schinken, Würste, saure Gurken und sämmtliche Weinflaschen bis auf zwei, eine rothe und eine blanke, die sich absolut nicht abdringen ließen, bis auf gelegenere Zeit nebenan in die Schlafkammer zu tragen. Gottserbärmlich kam ihm die „Collision" über den „Philadelphias" vor! Aber die Frau Pastorin war Gouvernante in einem Grafenhause gewesen, sie mußte sich auf den Appetit vornehmer Leute in der Vesperstunde verstehen.

„Wenn der gnädige Herr nun aber bis in den Abend hinein bleibt?" fragte Mutter Rosine schüchtern.

„Dann machen wir Thee, Frau Amtmännin."

„Thee? Ist der arme Herr denn krank?"

„Gottlob! nein. Aber seinesgleichen trinken, auch wenn sie gesund sind, Abends Thee."

„Was Sie sagen, Frau Pastorin! Kamillen oder Flieder?"

„Aber Mutter, Mutter wie dumm!" fuhr der Amtmann dazwischen. „Amerikanischen Thee, Thee aus Chinarinde natürlich."

„Ich schicke durch Luischen schon die rechte Sorte und sie besorgt das übrige, wenn er bleibt. Aber Sie werden sehen, er bleibt nicht."

„Desto besser," dachte der Amtmann; laut jedoch sagte er: „Das thäte mir leid."

„Nun aber fix an die Toilette. Dein seidenes Abendmahlskleid, Mutter! Und Handschuhe, hörst du, Handschuhe! Und noch eins: Rufe mich nicht „Jôhann", so heißen bei den Vornehmen alle Kutscher und wenn du von mir redest, sage nicht „mein Amtmann" wie gegen die Bauern und das Gesinde. Nenne mich — —"

„Ich werde dich gar nicht nennen, Jôhann," versprach Frau Rosine und ihr Amtmann gab sich damit zufrieden. Sie hätte „mein Gemahl", oder „lieber Johannes", wie es diesem geistlichen Vetter am eindrucksvollsten geklungen haben würde, doch im Leben nicht über die Lippen gebracht.

„Sie ist und bleibt Hentschler-Röse!"

Mit diesem Stoßseufzer sprang der korpulente Herr, leichtfüßig wie ein Hirsch, die Treppe zum Boden hinan, wo in dunkler Kammer, zwischen Pfeffer und Mottenkraut eingepackt, das Kleid des Hochzeitsvaters ruhte,

das um schweres Geld vom königlichen Hofschneider geliefert, binnen fünf Jahren selbst nicht zum Genuß des heiligen Mahles aus der Lade genommen worden war.

Unten in der Wohnstube aber blickten und nickten die beiden guten Freundinnen sich lächelnd zu. Das Gottestischkleid blieb ruhig im Schranke hängen; nur eine frische Haube wurde aufgesetzt und statt der leinenen eine schwarze Taffetschürze über den Alltagsoberrock gebunden, der seit des armen Hannes Tode ein Trauerrock geblieben war. Die Amtmannsfrau sah häuslich nett aus, recht wie die liebe stille Seele, die sie ja war. Und dann saßen die beiden guten Freundinnen nebeneinander und plauderten, nicht von dem fremden vornehmen Besuch, sondern von dem Wiegenpärchen in der Pfarre und der geplanten sonntägigen Doppeltaufe. Frau Hannah vertraute Frau Rosinen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, — bis es jedenfalls heute noch von ihrem Konstantin gelöst werden würde, — das Geheimniß von dem königlichen Mitgevatter und seinem Stellvertreter. Frau Rosine hatte sich darauf gefreut, auch die arme Hutmannswaise ihr Pathchen nennen zu dürfen; sie erkannte es aber doch dankbarlichst an, daß ein so hoher Ehrenposten, für den der Herr Landrath sich nicht zu groß geachtet haben würde, ihrem Amtmann zugedacht worden war. Das Eingebinde, versicherte sie, werde sie sich indessen nicht nehmen lassen, so als ob sie die richtige Gevatterin wäre, und was in späteren Tagen Pathenpflicht sei, darauf könne die Frau Pastorin sich von ihr Rechnung machen.

Während dieses gemüthlichen Zwiegesprächs unten in der Wohnstube machte oben in der Bodenkammer der germanische Hauswirth recht ungemüthlich die Erfahrung, was es bedeuten will, daß Hoffarth Zwang zu leiden hat. In seinem Alltagsrock hatte er es kaum bemerkt, wie umfänglich die hohen Bestrebungen auch seinem Leibe angeschlagen waren. Der blaue Frack würde geplatzt sein, wenn er die gelben Knöpfe hätte schließen wollen, die Arme staken wie in einer Zwangsjacke in den Aermeln, die steife, hohe, weiße Kravatte ging hinten nicht mehr zu und die noch höheren weißen, steifen Vatermörder reichten nur noch bis hinter die Ohren; die feinen Lackstiefeln aber preßten, daß der arme Gestiefelte laut aufstöhnen mußte. Ist es indessen nicht ein Merkmal des Wohlstandes, wenn der Mensch in die Breite auslegt? und gewöhnt er mit einiger Geduld sich schließlich nicht an alles, selbst an pressende Stiefel? beides wahr! allein, — ach, daß unser heißestes Verlangen doch fast immer zu früh, oder zu spät in Erfüllung geht! seit acht Tagen hat der städtische Meister den Bartwuchs nicht geschoren, den üppigen Haarwuchs seit vier Wochen nicht gestutzt! Freund Beyfuß würde willig seine Hand zur Aushülfe geboten haben, aber wo in dieser Hast den Allerweltsmann Beyfuß auftreiben?

Ei nun, was einmal nicht geht, das geht nicht und ein kluger Kopf wird aus jeder Noth eine Tugend zu machen wissen! Die feinsten Pastores fangen alleweile an, ihre Haare lang zu tragen, der Propst von Hartenstein thut's am Ende auch; warum Amtmann Mehlborn

also nicht, da er wenn auch nicht selbst ein Pastor, doch halb und halb der Patron eines Pastors ist und die Quatember zu zählen sind, wo er es ganz und gar sein wird? Was aber die Stoppeln im Gesicht anbelangt, so wird Amtmann Mehlborn es gelegentlich einfließen lassen, daß er sich nicht nur zwei civile Backenbärte, sondern auch einen ritterlichen Schnurrbart stehen läßt, und das wird keine leere Ausflucht sein; Rittersmann Mehlborn begreift sich selber nicht, daß er des kennzeichnenden Schmuckes so lange entrathen konnte! Mit außerordentlicher Genugthuung steckt er den Siegelring an, dessen Carneolstein mit einem verschlungenen J. M. und einer Krone, aber leider noch ohne Perlen darüber, das Mittelglied des Zeigefingers erreicht; wer hätte dieses Juwel bemerkt, wenn die weißen Hochzeitshandschuhe noch an die Hand zu bringen gewesen wären? Der Herr Amtmann wird sie in der Hand tragen, vornehm wedelnd, nach Art eines Cavaliers. Es ist ein befriedigtes Lächeln, mit welchem der Herr Amtmann einen letzten Blick in seinen kleinen Handspiegel wirft. Die dicke goldene Erbskette an der silbernen Uhr macht einen nobelen Effect, das dicke Berloquebündel hüpft und blitzt, daß es eine Lust ist, über der schwarz verhüllten rundlichen Leibesfülle. — Er langt nach seinem Hut und — läßt ihn fallen, ein Stich ist ihm jählings durch das Mark gefahren!

„Fix, Johann, fix! Sie sind schon da!" hört er von unten herauf das unverbesserliche Weib rufen, das er noch eben im Geiste „seine Gemahlin" angeredet hat.

In seinem Aufruhr, seiner Hast und der pressenden Fußbekleidung wäre er um ein Haar die steile Bodenstiege hinabgestürzt, und was er unten im Flur zu sehen und zu hören bekommt, ist wahrlich nicht dazu angethan, ihm die Contenance zurückzugeben. Im Hintergrunde entschlüpft die geistliche Beratherin verstohlen durch die Hofthür, — in diesem entscheidungsvollen Moment! O, daß ihr guter Freund im nämlichen Moment ihr nicht Schur um Schur vergelten konnte! — Im Vordergrunde steht seine Gemahlin im kattunenen Alltagsoberrocke, sonder Reverenz noch Handschuhe ihrem Pastor und erst nach diesem dem hohen Gastfreunde die schwielige Hand zum Gruße reichend und ihn in den reinsten Werben'schen Naturlauten willkommen heißend.

„Zum Katholischwerden ist's!" sagte Johann Mehlborn; das heißt er dachte es nur; denn dieser bedeutende Mann wußte, was er seinem Stande, den Ehestand eingeschlossen, schuldig war. Wer verlangt von dem häuslichen Weibe die Bildung des Mannes? Wie das hochzeitliche Gewand den kattunenen Oberrock, wie den etiquettewidrigen Händedruck die Reverenz, zu welcher, so tief als in sothanem knappen Gewande thunlich, der stattlich breite Rücken abwärts gezogen wird, so deckt der Wohllaut der männlichen Rede die „kalligraphischen" Schnitzer der Frau. Noch niemals hatte Johann Mehlborn Gelegenheit gehabt, sich so im Zusammenhange vor einer Standesperson auszusprechen. Inständigst war sein Bedauern, dem hoch-

würdigen Herrn Propst in diesem bescheidenen Amtshause, das er, nämlich Johann Mehlborn, nur ihrem beiderseitigen Herrn Bruder, Excellenz, zü Gefallen und Vortheil noch nicht geräumt habe, keinen solenneren Empfang bereiten zu können; zuverlässig war seine Betheuerung, daß der hochwürdige Herr Propst mit aller Standesgemäßheit aufgenommen werden würde, wenn er ihm, nämlich Johann Mehlborn, künftighin auf dessen eigenem Rittergute die Ehre seines Besuches vergönnen werde. Wie Honigseim floß der „französisch" gewürzte Vortrag über Johann Mehlborns rothe Lippen, wie Musik klang sie in sein eigenes Ohr; in seinem stolzen Haupte reifte während desselben der Entschluß, als Bewerber um den Platz eines ritterschaftlichen Abgeordneten im Provinziallandtage aufzutreten und durch seine leider erst so spät erprobte rednerische Gabe die große lange schwebende Frage der zu verbreiternden Wagenspur zum endlichen Austrag zu bringen. Als aber von Seiten des so standesgemäß Gefeierten der Vortrag nur mit einer stummen Verbeugung gefeiert ward, — es schien heute der Tag stummer Verbeugungen, — da wird es jedem natürlichen Menschen einleuchten, daß Johann Mehlborn an der so lautgerühmten oratorischen Kraft des geistlichen Hartenstein bedenklich irre ward.

Und auch im Punkte der feinen Lebensart schien es schwächer mit ihm bestellt, als es von einem freiherrlich von Hartenstein'schen Familiengliede zu erwarten gewesen wäre. Denn was sollte man dazu sagen, daß

er, in die gute Stube und auf den Ehrenplatz des klatschrosenrothen Kanapees genöthigt, auch von dieser Höflichkeit keine Notiz nahm, sondern wie der ordinärste Bauer sich einen Rohrstuhl aus der Ecke holte und sich nicht einmal darauf setzte, nein, nur die Hände auf die Lehne gestützt, stumm wie ein Oelgötze hinter demselben stehen blieb?

Ei nun, mochte er stehen, der curiose Menschensohn! Ein gebildeter Hauswirth muß Langmuth üben. Was er sich aber nunmehr herausnahm wird der langmüthigste Hauswirth sich von dem curiosesten Menschensohne schwerlich gefallen lassen. Erquickte er sich wohl durch einen Tropfen an der Collision, die über den Philadelphias aufgetragen stand? Armselig genug war sie; was wahr ist, muß wahr bleiben. Jedoch wer trug die Schuld als die superhelle Pastorsfrau, die eines Mehlborn Gastfreundschaft nach ihrer eigenen Pauvreté taxirte! Gut. Aber durfte von der doch gewiß reputirlichen Mahlzeit, die in der Schlafkammer bereit stand, wohl ein Bissen hereingebracht werden? Bewahre! Als ob man es an Aufzählen, Anpreisen, Nöthigen hätte fehlen lassen! Und mir nichts, dir nichts, ohne alle Façon schlug er eines wie das andere ab, schüttelte den Kopf und bat — um ein Glas Wasser. Ein Glas Wasser! nicht der miserabelste Landstreicher hätte in des reichen Johann Mehlborn Hause mit einem Glas Wasser fürlieb genommen, und dieser nobele Anverwandte — —!

„Dieser nobele Anverwandte kann mir gestohlen

werden!" dachte der reiche Johann Mehlborn, that nun auch nicht mehr dergleichen, warf sich in einen Stuhl und hielt seinen Mund. Ein Engel, ach nein, kein Engel, ein höchst unfriedsamer Geist flog durch die gute Stube.

Aber so ungemüthlich ihm selbst zu Muthe war, ein friedsamer Geist gab dem guten Pastor Blümel ein, was allenfalls noch geeignet schien, der überhandnehmenden üblen Laune zu steuern. Er setzte sich auf den Ehrenplatz, ließ sich ein Glas Wein einschenken, stieß mit dem Herrn Amtmann an auf sein Wohl, trank es aus ohne allen Appetit und sann — mit dem stärksten Verlangen nach seiner Pfeife — auf einen ablenkenden Unterhaltungsstoff, zu welchem er sein persönliches Anliegen nicht geeignet erachtete.

Noch hatte er denselben indessen nicht gefunden, als die Hausfrau in die stille gute Stube zurückkehrte, ihrem Gaste das gewünschte Glas Wasser reichend, das sie frisch am Brunnen geschöpft hatte. Er dankte und trank; sie bat ihn, ihr die Ruhe nicht mitzunehmen. Er ließ sich an ihrer Seite nieder, und nun brach sie das Eis, indem sie, in ihrer so arg- wie harmlosen Weise, sich nach dem Befinden der gnädigen Frau und der lieben kleinen Familie erkundigte.

Die gute Frau schien den Schlüssel zu ihres schweigsamen Gastes Herz und Lippen gefunden zu haben; denn er gab freundlich den Bescheid, daß es seiner Ottilie recht wohl gehe und daß Gott sein Haus mit drei Kindern gesegnet habe, einem Sohn, Martin, —

„Wie unser Herr Doctor Luther!“ fiel Frau Rosine ein.

„Nach ihm, Frau Amtmann, wie es einem lutherischen Pfarrer für seinen Erstgeborenen ziemt. Die beiden jüngeren sind Töchter.“

„Wie heißen denn die lieben kleinen Fräulein, gnädiger Herr?“

„Lydia und Priscilla, Frau Amtmann.“

„Die Namen habe ich aber noch niemals gehört. Wohl Freundschaftsnamen, gnädiger Herr?“

„Evangelische Namen, treue Bekennerinnennamen,“ erklärte der Propst und sein ungetreuer Amtsbruder hörte, mit Recht oder Unrecht, zum zweitenmale eine Anzüglichkeit aus der Erklärung heraus.

„Mein seliger Sohn hatte auch einen schönen frommen Namen. Er hieß Johannes, gnädiger Herr,“ flüsterte die arme Mutter und ihre stillen Augen blickten thränengefüllt gen Himmel.

Auch Joachim von Hartenstein schlug die Augen groß in die Höhe, sein bleiches Gesicht wurde noch einen Schatten bleicher; er stemmte die Hand gegen die Brust und seine Lippen zuckten wie von verbissenem Schmerz. Zum zweiten Male flog ein Engel durch die gute Stube, wenn es nicht der Geist alter, blutiger Stunden gewesen ist.

Pastor Blümel räusperte sich, was seine Freundin an ein Wort des Dankes, das sie ihm schuldig sei gemahnte.

„Ich freue mich recht auf den Sonntag,“ sagte sie,

indem sie ihm über den Tisch hinüber die Hand reichte. „Wie ein Kind freue ich mich, mein lieber Herr Pastor. Und daß das kleine Herzchen halbwegs nach mir heißen soll, und daß — —"

Der Pastor Blümel drückte bedeutungsvoll ihre Hand, gab auch mit den Augen einen Wink, nicht fortzufahren; die ehrliche Seele hatte jedoch in seiner Hannah Schlangenschule allzu geringe Fortschritte gemacht, um diese Warnungszeichen zu verstehen. „Und daß," setzte sie hinzu, „daß auch mein Jôh — — mein guter Mann, wollte ich sagen, die Ehre haben soll." —

Der gute Mann war froh, bei schicklicher Gelegenheit das vornehme Schweigen brechen zu dürfen. „Was für eine Ehre?" fragte er. „Bin ich auch mit gebeten, als Fr — —, als Speisegevatter, meine ich, he? Schön Dank, Pastorchen. Ich bin dabei. Schön Dank!"

„Behüte, Vater," entgegnete die Amtmännin, ihr Pastor mochte blinken, so viel er wollte. „Behüte nicht blos so nebenher. Stehen sollst du, selber stehen bei dem armen kleinen Frey."

„Sollte mir fehlen!" brummte der Amtmann, dem der alte Mehlborn bedenklich in den ritterlichen Nacken zu schlagen begann. „Komm mir doch nicht mit deiner alten Litanei. Der Herr Pastor weiß es ja, ich stehe nicht, ein für allemal nicht bei — —"

„Aber Jôhann bei dieser ehrenvollen Gelegenheit — —"

„Schöne Gelegenheit! Schöne Ehre, den zehnten

Jungen von einem Bruder Saufaus über's Wasser zu halten! Schönes Exempel, für zehn Kinder Bettelpathenbriefe an honnete Leute auszutragen! Und thut's Einer beim zehnten, muß er's beim neunten auch thun, und dann beim achten, beim siebenten, am Ende wird ein Observatorium draus und der herzallerliebste Allerweltspathe kann selber Bettelpathenbriefe austragen gehen."

Es wäre jetzt dringend Zeit gewesen, mit der Eröffnung vom Königsgevatter einzuschreiten. Aber die gute Freundin hatte sich besonnen, daß sie ihrem Pastor damit nicht vorgreifen dürfe, und dem Pastor widerstand sie jetzt erst recht. Er war sich kaum deutlich bewußt, aus welchem ersten oder letzten Grunde. Witterte er erneuten Streit mit dem geistlichen Zeugen? War es die Entrüstung über seines Beichtsohnes erbarmungsloses Gebahren, heute doppelt empfindlich vor diesem streng richtenden Zeugen? In der Stille entschlossen, die Ehre der königlichen Stellvertretung einem Würdigeren als diesem hartherzigen reichen Manne zuzuwenden, begnügte er sich, ihm zu sagen, daß er die geziemende Erwiderung auf eine schicklichere Stunde verschiebe.

Leider jedoch ließen Rede und Gegenrede sich nicht mehr aufhalten. Herr von Hartenstein war auf den beregten Fall aufmerksam geworden und seine Nachbarin in vollem Zuge, ihm die gewünschte Aufklärung zu geben. Mit einer Geläufigkeit, welche bei der stillen Seele nur erklärt werden kann durch die Freude, mit

der ein guter Mensch des anderen Loblied singt, Thränen der Rührung und des Freundesstolzes in den Augen, erzählte sie von dem Trauerfall im Hirtenhause, von des Herrn Pastors erbaulichem Grabsermon und der Wohlthat der lieben Frau Pastorin. Wie sie das verwaiste Kind an das Mutterherz und sogar an die Mutterbrust genommen habe, wie der zehnte Sohn und die siebente Tochter in der Wiege nebeneinander lägen, als wären sie ein Zwillingspärchen und wie sie, die schon jetzt in aller Unschuld, nicht anders denn zwei Engelchen, mit einander in der Badewanne säßen, sie gleicherweise auch nächsten Sonntag mit einander im Bade der heiligen Taufe zu Christen geweiht werden sollten.

Der Gastfreund hatte ihr zugehört mit gefälligerem Antheil als der Ehegatte, der irgend etwas Unverständliches in seinen Bart brummte. Jetzt richtete der erstere an den letzteren die Frage:

„Verstehe ich Sie recht, Herr Amtmann, so entziehen Sie sich einer der wesentlichsten Christenpflichten aus dem Grunde, daß in Ihrer Gemeinde, wie in etlichen anderen mir bekannten die Unsitte waltet, die Taufzeugen an Stelle der Eltern das Kirchenopfer tragen zu lassen?"

„Na, das fehlte gerade noch!" rief der alte Mehlborn und lachte dabei mit so gröblichem Spott, daß sein vornehmer Widerpart schier entsetzt zusammenzuckte. „Auch noch die Spesen den Gevattern auf den Hals gewälzt! Daß das Stehen egal ein Muß würde,

notabene blos für den, der was zu spesen hat, und daß zu guterletzt der rückständige Herr Taufzeuge in den Thurm spazieren müßte, derweile der Mosjö Lump von Vater sein Fleisch und Blut anstatt des Zinshahnes in die Pfarre trüge. Quod non, Herr Hochwürden, so dumm ist die Werbener Gemeinde nicht. Verlangt's nun einmal die Humorität, daß dem Kindersegen Thor und Thür geöffnet und dahero, wie unser Herr Pastor es beliebt, die Taufgebühr erlassen wird — —"

„Die Taufgebühr darf auch den ärmsten Eltern nun und nimmer erlassen werden," unterbrach ihn der Propst mit einem strengen Seitenblick auf seinen Amtsbruder. „Die Christenliebe mag der Menschennoth auf anderen Wegen entgegenwirken. Jedwede unserer Gebühren ist ein Opferzoll, welchen der große Reformator aus der alten Kirche in die neue gerettet hat."

„Ein gemein Almosen, das man williglich gäbe und austheilete unter die Armen nach dem Exempel Sankt Pauli," citirte Pastor Blümel mit ruhiger Würde und mochte der standfeste Lutheraner das Citat wohl gültig finden, da er kein anderes dagegen anführte. Aus seiner persönlichen Amtspraxis war bekannt, daß er die Stolgebühren seiner reichen Gemeinde zwar nicht blos als ein freiwilliges Almosen in Empfang nehme, daß er aber das, was er mit der rechten Hand gefaßt, alsobald mit der linken in seine Armenbörse lege und daß diese Börse lose Schnüren habe.

„Wenn demnach," so wendete er sich von dem geistlichen Widerpart zu dem weltlichen zurück, „das Gottes-

opfer es nicht ist, das Ihnen widersteht, und ich nicht annehmen kann, daß der heilige Act an sich es ist, da Sie ja in höher gestellten Kreisen sich demselben nicht zu entziehen scheinen, so ist mir unerfindlich was — —"

„Was mir bei Betteltaufen widersteht?" unterbrach ihn nicht der Ritter, sondern der Bauer Johann Mehlborn im allertrautesten Werben'schen Deutsch. „Na, sehen Sie, Herr Hochwürden, das Menschenopfer ist es, das, was man ein Beutelmassacriren nennt, um mich noch christlich auszudrücken. Höher hinauf, ei freilich, Geldkosten macht's da auch; ganz gehörige Kosten: Gevatterkutsche, Gevatterbouquet, Gevatterhandschuhe, ein feiner Präsentirteller für die Frau Gevatterin, die schweren Douceurs noch gar nicht in Anschlag gebracht. Aber es bleibt unter der Freundschaft, man hat seine Ehre und seinen Spaß davon, dem Amen folgt ein Tractament und damit hat die Geschichte ein Ende. Contrair bei solcher Lumpenbagage, da fängt die Drangsalei nach dem Amen erst an. Als da ist: Eingebinde, niemalen schwer genug; so und soviel in's Becken für den Küster, so und soviel der Hebamme in die Hand. Was geht mir, Johann Mehlborn, die Hebamme an? Anjetzo: die Suppen für die Gevattermutter, sechs Wochen lang, und die Altgevattern desgleichen; den Topf gehaufte voll, daß die ganze werthgeschätzte Familie während des Wochenbettes hübsch satt wird. Anjetzo: Pathenpräsent am ersten Geburtstag und an jedem kommenden von Neuem bis in Methusalems Alter hinein; Weihnachtens ein Wecken; Aus-

lösung am Kindeltage; was Blankes für den Neujahrskarmen; Kleidasche zum ersten Abendmahl; Geschenk zur Hochzeit, zur Großpathenschaft; kurz und gut: eine Schraube ohne Ende, eine quasi vom hohen Herrgott eingesetzte Sakrirerei. Du hast was, heißt's, und ich habe nichts; du bist mein Herr Pathe, folglich mußt du mich füttern, mich anziehen, mich was lernen lassen; mußt für mich gut sagen, mir borgen, mir helfen und immer wieder helfen. Sela."

Der erzürnte Bauer schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß Gläser und Flaschen aneinander klirrten; Mutter Rosine wimmerte, Pastor Blümel blickte ernst vor sich hin, Herr von Hartenstein zog die Lippen, ob es nun Ekel bedeutete, oder blos ein Lächeln, so tief hinab, als Lippen sich ziehen lassen. Dann aber äußerte er mit strengem Ton: derlei weltliche Verquickung schädige die Würde des Sakramentes und müsse ihr von berufener Seite durch Lehre und Beispiel gesteuert werden. Der Taufzeuge sei bewußter Bürge für des Täuflings unbewußtes Christengelübde; er habe darauf zu halten, daß auch kein Jota desselben in seiner geistigen Zucht verkümmert werde. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Die leibliche Fürsorge, das weltliche Fortkommen sei Sache der Familie, eventuell der Gemeinde, welcher es, insofern sie wohl geführet werde, an gutgewillten Christenbrüdern mit offenem Herzen und offener Hand nicht fehlen werde; wobei jedoch in erster Ordnung darauf zu achten sei, daß der Pflegling auf seinem

natürlichen Grund und Boden erwachse, damit die Wohlthat sich nicht in eine Wehethat verwandele.

„Man soll eines Kindes Wiege nicht verrücken,“ fuhr er darauf, ausschließlich zu dem Pfarrer gewendet, fort. „Das aber um so weniger, wenn, wie im gegenwärtigen Falle, außer dem urväterlichen Sündenerbe, aus dessen Joche uns alle nur die Gnade erlöset, außer dem Erbe elementarer Noth, unter dessen Joche, nach göttlicher Ordnung, die ungeheuere Mehrzahl der Menschheit im Schweiße ihres Angesichts seufzt und seufzen wird bis an das Ende der Tage, auch noch ein besonderes Erbtheil bösen Blutes einem Kinde eingeimpft ist und jemehr und mehr zu wuchern droht. Die Sünde der Väter soll heimgesucht werden bis in das dritte und vierte Glied; oder, falls Ihnen dieser Wortlaut antiquirt dünken sollte, Herr Prediger: auch das Laster entwickelt sich von Geschlecht zu Geschlecht, wie die Tugend, wie die Sitte, wie alle sogenannte Kultur. Der Großvater dieses Knaben war vielleicht nur ein Bärenhäuter; der Vater ward zum Trunkenbold. Der Sohn, im Taumel gezeugt, der elementaren Arbeitsstufe, in die er hineingeboren ward, entrückt, für die höhere, auf welcher er erwächst, unzulänglich beanlagt, ein heimliches Gift in seinen Adern, wird als Thor und kann als Verbrecher enden. Gefährlicher als Sünde thun, wirkt Sünde gut heißen und der vor Allen, welcher einer Gemeinschaft als Hüter göttlicher Zucht und Ordnung vorzustehen berufen ist, soll es unterlassen, das warnende Beispiel der Sündenfolge zu vertuschen. Ich

nehme den Einwand, den Sie mir machen wollen, Herr Prediger, von Ihren Lippen. Ja wohl, im Reiche Gottes, da sind wir Gleiche. In ihm, und nur in ihm, da giebt es wohl Stufen, aber keine Schranken; da konnte der niedrigste Sprosse des niedersten Volkes, konnte selber der sündige Zöllner noch zum Apostel werden. Und solch ein Apostel, von Gottes Gnadenfinger berührt, solch ein Erwählter war auch der arme Bergmannssohn, auf dessen Namen wir geweiht sind. Die abgelebte Schule des Klosters, in der er selbst gebildet worden war, zu sprengen, die Christenheit in ihre natürliche Ordnung zurückzuführen, die verweltlichte Kirche zu einem sichtbaren Gottesreiche wieder aufzurichten, das war der hehre Plan, dessen Bau die Nachfahren in Trümmer schlagen, und von dem es wie ein scharfer Splitter in das Auge eines Getreuen dringt, wenn er das erste Sakrament gleich einem Markttrödel abschätzen sieht."

Im Hofe schmetterte ein Posthorn. Der Propst erhob sich; der Pfarrer auch. Seltsame Widersprüche rangen in des friedlichen Mannes Brust: die Liebe, die ihm Glaube war, und Zorn, ja Feindseligkeit gegen zwei Menschen, welche er seit Jahren im gemeinen, wie im erhabenen Sinne Freunde genannt hatte, drängten ihn zum Protest gegen des einen schnöde, des anderen grausame Konsequenzen. Hatte er bis zur Stunde einen mutterlosen Säugling zu zeitweiser Obhut in sein Haus genommen, in diesen Minuten der Leidenschaft nahm er ihn an sein Herz als eines jener Stiefkinder

der Natur, an welchem er den Beweis adelnder Menschenliebe zu führen habe. Und so sagte er denn mit gehobenem Haupt und der Klangfarbe der Ironie, die wahrlich in seinem Gemüthe ein Fremdling war und trotzdem Wort um Wort sich bis zur heimlichen Schadenfreude steigerte:

„Sie würden mich wohl kaum so sträflicher Fahrlässigkeit in meinem Amt, so schwerer Irrthümer in meinem Glauben und Handeln vor Zeugenohren bezüchtigt haben, Hochwürden, wenn Sie nicht mindestens den Versuch einer Rechtfertigung meinerseits erwartet hätten, wäre es auch nur, um Ihrer mächtigen Logik mit meiner schwächlichen, neue Beweismittel zuzuführen. Wohlan, ich wage den Versuch: vor diesen Zeugenohren selbstverständlich auf beregten Einzelnfall beschränkt. Ist es ein Irrthum, das Erbtheil, welches uns der Erlöser mit seinem Leben und Sterben erworben hat, für wirksamer zu halten als das, welches uns im Blute des ersten und vielleicht des letzten Vaters überkommen ist, so bin ich dieses Irrthums schuldig, indem ich mich vermesse, einen Erben väterlicher Sündhaftigkeit aus seinem Wurzellande in das meine zu verpflanzen und unter der Zucht meines Hauses, wenn auch nur zu elementarer Arbeit und Noth, aber, so Gott will, zu einem Erben seines Reiches heranzubilden. Und fernerhin: ist es Schädigung eines sakramentalen Weiheactes, wenn brüderliche Liebeswerke aus ihm gefolgert werden, so bin ich in hohem Maaße dieser Schädigung schuldig, denn ich habe meiner Gemeinde bei jedem amtlichen

Anlaß das Steuern und Stillen menschlicher Noth als christliche Tugend und Sitte an das Herz gelegt; ja, ich war noch in dieser Stunde gewillt, einem Gliede meiner Gemeinde das Gemüth für jenes Erbtheil der Barmherzigkeit zu erwecken und seinen rückwirkenden Segen ihm zuzuwenden. In letzterem Betracht und durchaus ohne Vorbehalt, bekenne ich mich endlich schuldig einer Irrung, deren Konsequenz auch mir, Hochwürden und mir zumeist, wie ein scharfer Splitter in das Auge gesprungen ist; eines sträflichen Mangels von Gott gebotener Klugheit in der Berechnung des Herzens, das ich für jene Zuwendung empfänglich und darum ihrer würdig achtete. Aus diesem Grunde, Herr Amtmann, ziehe ich mein Gesuch an Sie zurück, noch bevor ich es gestellt. Es fehlt — Gott Preis! — in meiner Gemeinde weder an gläubigen Christen, noch an gutwilligen Menschenfreunden, welche für die Waise des armen Hirtenweibes das weihende Gelübde mit allen barmherzigen Folgerungen nicht scheuen und daher ein Anrecht haben, es im Namen des ersten Gottes- und Menschenfreundes in unserem Vaterlande auszusprechen. Unser theuerer König hat sich selbst geehrt, indem er den zehnten Sohn eines der ärmsten seiner Unterthanen mit seiner Pathenschaft beehrte."

Der Redner schwieg und seine drei Hörer schwiegen auch; der eine starr mit offnem Munde, die andere schluchzend mit vor die Augen gehaltener Schürze; der dritte lächelnd. Aber es war nahezu ein amtsbrüderliches Lächeln, mit welchem der standfeste Lutheraner

sich von dem biegsamen Unionisten in der Stille verabschiedete. Der eiferartige Widerspruch schien ihn priesterlicher angemuthet zu haben als vorhin das ideale Schlaraffenland.

„Aber Mann — Blümel — Pastor — Freund!" stieß endlich Johann Mehlborn hervor, indem er seinen Seelenhirten mit beiden Armen schüttelte, als wäre er ein Apfelbaum, „Im Namen Seiner Majestät! Königlicher Prokurist! Allerhöchster Mitgevatter! Und das sagen Sie erst zu guterletzt?"

„Hätten Sie Ihrem irdischen Lehnsherrn zu Gefallen thun sollen, Herr Amtmann, was Sie dem himmlischen verweigerten!" entgegnete Pastor Blümel, drückte Frau Rosinen die Hand und folgte Herrn von Hartenstein, der sich mit leichtem Gruße empfohlen hatte.

Mit hastigen Schritten schlug Konstantin Blümel den Heimweg ein. So hoch hatte er sein Haupt nicht getragen, so stolz seine Brust sich nicht geschwellt, seitdem sein Kommandeur das eiserne Kreuz an dieselbe geheftet. Ja, solch eine Kampfesstunde macht frisches Blut!

Und doch, warum ging er mit Siegerschritten? Daß er ein verworfenes Stiefkind der Natur als das seine angenommen — war das ein Triumph? Vor zwei Stunden würde er das Gleiche gethan, würde, hätte er es durchzuführen vermocht, sämmtliche Waisen seiner

Gemeinde angenommen haben, — ohne jeglichen Tugendstolz. Daß er einen bethörten Mann vor Zeugenohren mit einer Hohnrede gegeißelt? Hatte er den alten Mehlborn nicht gekannt? Hatte er nicht schlechthin gelogen mit der Entschuldigung, daß er das Herz ihm zu öffnen gehofft? Ja, hatte er nicht geradezu mit Schlangenklugheit auf seine Thorheit spekulirt? Daß er einem tapferen geistlichen Obersten tapfer Widerpart gehalten? — Das also war es, — allein das!

Unwillkürlich mäßigte er seinen Schritt. Was schied ihn plötzlich von dem Manne, den er viele Jahre freudig und dankbar verehrt hatte? Was machte ihn zu seinem Gegner? Hatte Jener eine That gethan, ein Wort geredet, das der reformatorische Held, auf welchen sie beide geschworen, verleugnet haben würde? Widersprach Konstantin Blümels eigene Satzung der von den durch Gott gesetzten Erdenschranken, von dem Erbe der Sünde in unserem Blut, von dem kaum merkbaren Fortschritt der sittlichen Kultur? Wie oft hatte er denn das Wagniß, eines Kindes Wiege zu verrücken, gelingen sehen?

Vor der offenen Kirchthür hielt er still. Die letzten Sonnenstrahlen fielen auf die schwarzen Priesterbilder am Altar; die leere weiße Stelle glänzte wie eine Silberscheibe. Wäre er in Wahrheit nicht mehr würdig diese Stelle einzunehmen? Wäre er in Wahrheit ein Abtrünniger, weil — —

Hastende Schritte, ein gekeuchtes: „Halt, halt!" unterbrachen die Prüfung. Der arme Quartalsritter! Wie der Schweiß von seiner Stirn tropfte, wie er

pustete im knappen, goldknopfigen Hochzeitsfrack! Wie er Lippen und Augen zusammenkniff, so oft die zierlichen Lackstiefel auf ein Steinchen stießen!

„Aber, Pastor, Pastor!“ schrie er schon von weitem. „So nehmt doch nur Raison an, alter Freund! Kann denn einem Menschen nicht einmal was Menschliches passiren? Ich war in der Bosheit, Pastor. Hol der Henker diesen hochmüthigen Narren mit seiner verrückten Wiege und seinen Schranken und Stufen! Der pure Tusch! Auf mich ging's, Blümel, egal auf mich. Na, drei Kreuze hinter dem Patron! Ich stehe, Pastor! Ich stehe aus gutem Herzen und bleibt Ihr trotzig, so stehe ich mit Gewalt. Aber, so wahr ich Johann Mehlborn heiße: ich stehe!“

Pastor Blümel war kein hartköpfiger Christ; er pflegte dem reuigen Sünder die Hand entgegen zu strecken und Neinsagen ist ihm keiner Zeit eine leichte Sache gewesen. Dennoch würde er in diesem außerordentlichen Falle schwerlich nachgegeben haben, hätte er sein eigenes Gewissen völlig rein gefühlt, — und wäre nicht seine Hannah von der Gartenpforte aus des Sturmes und Abpralls Zeugin gewesen und herbeigeeilt, die Mittlerschaft zu übernehmen. Mit dem Handgelübde, auch ohne französische Stunde, den Exhirten Frey gegen braven Lohn in seinem Schacht arbeiten zu lassen; mit dem fernerweitigen Handgelübde, in Zukunft, wenn gewünscht, der Pathenpflicht sammt Pertinenzien bei jedem Werbener Fröhnerkinde gerecht zu werden, erkaufte der Rittergutsbesitzer Mehlborn die Ehre,

kommenden Sonntag am Taufstisch der Werbener Kirche und für ewige Zeiten in deren Taufregister als Stellvertreter Seiner Majestät von Preußen zu paradiren. Die Versicherung: „Wen Johann Mehlborn über das Taufwasser gehalten hat, den wird er auch bei gemeinen Gelegenheiten über Wasser halten," gab er in seiner Herzensfreude ungefordert noch drauf und drein.

Ach, er ahnete nicht, der wohlgemuthe Ritter, daß er mit dieser Ehre die höchste Stufe zum Throne erklommen haben sollte und daß er seiner Magnatenlaune zum letzten Male volles Genügen gethan; aus welchem Grunde denn auch diesem Tage ein ausführliches Kapitel in der Geschichte seines Stiefpathen bewilligt werden mußte. Denn mit dem Besuche des geistlichen Hartenstein war in seine stolze Brust ein Keimkorn mißtrauischer Abneigung gegen eine Familie, um deren Gunst er bis dahin so eifrig geworben hatte, eingesenkt worden. Und das Korn sproßte und bestockte sich. Als seine Brigitte das nächste Mal ein Schuldenregister ihres flottlebigen Gatten, ohne gleichzeitigen Kontrakt für den Verkauf des Gutes, einreichte, schlug er die Tilgung rundweg ab.

In Konstantin Blümels Seele dahingegen hatten nach einer schlummerlosen Nacht die stolzen Wellen sich gelegt und Joachim von Hartenstein nahm als Mensch, als Patriot und Priester fast uneingeschränkt den bisherigen Raum in seinem Herzen wieder ein. In seinem Tageskalender, welcher diesen Aufzeichnungen vielfach zur Vorlage dient, steht unter jenem Datum geschrieben:

„Alles Unheil ist werdendes Heil. Ein absoluter Trieb nach Erhaltung wirkt daher unheilvoll, weil er sich feindlich gegen das Werdende verhält. Mit Recht ist in verwandtem Sinne behauptet worden, „daß sogar ein absoluter Trieb nach Vollkommenheit eine Krankheit sei." Hätten vollkommene Menschengeschlechter eines Heilands bedurft? Und bedürfte seiner ein vollkommener Mensch — wenn es einen gäbe? Bei alledem: welch ein Zauber liegt doch in der Macht eines Glaubens, auch wenn wir ihn nicht verstehen und selbst wenn er zum Fanatismus wird, den wir auf jedem anderen Gebiet als dem göttlichen hassen."

Bei dem Verrücken der Wiege und der Liebesprobe an einem Stiefkinde der Natur, blieb es selbstverständlich und bei dem gemeinsamen Tauffest blieb es auch. Nur das Programm desselben erlitt eine kleine Abänderung insofern, daß auch die Täuflingin einen Vicepathen erhielt und der Täufling ihrer sogar zwei. Es hatte sich nämlich der werthe Amtsbruder Kurze in Bielitz am Tage zuvor den Knöchel verstaucht und schickte als Stellvertreter seinen Sohn. Der Feierlichkeit that dieser Wechsel indessen keinen Eintrag und der darauf folgenden Fröhlichkeit kam er nur zugute, da der ehrwürdige alte Herr Amtsbruder als Gevatter für Gevatterin Luischen lange nicht so gepaßt haben würde wie der junge, muntere Herr Kandidat. Das wunderbare Wasser wirkte in den jugendlichen Herzen einen bis dahin schlummernden sympathischen Zug und das obligate Gevatterküßchen zauberte auf die jugend-

lichen Wangen einen Rosenflor, welcher das Herz der Taufmutter verheißungsfroh klopfen ließ.

Frau Hannah Blümels Taufkuchen war noch niemals so hoch aufgegangen wie bei diesem Doppelfeste und die Erdbeerbowle, welche sie aus den Gewächsen ihres Gartens und Weinbergs gebraut, war noch keinem ihrer Herrn Gevattern so angenehm prickelnd wie heute Amtmann Mehlborn zu Kopfe gestiegen.

Als majestätischer „Prokurist" trug er, selbstredend, den goldknopfigen Frack, dem ein städtischer Meister unter den Armen ein Stück bequemlich eingesetzt hatte. Ebenso selbstredend würde für einen bloßen Prokuristen das Eingebinde eitel Verschwendung gewesen sein. Aber die Gesundheit der Täuflinge stand ihm zu und wurde glorreich von ihm ausgebracht, nachdem das erste Glas vom Taufvater auf das Wohl des Allerhöchsten Gevattersmannes geleert worden war. Als spät am Abend der Vicegevatter der Taufmutter zum Abschied die Hand drückte, rief er in seinem kräftigsten Baß: „Ich will nicht Johann Mehlborn heißen, wenn dieser Königspathe es nicht einmal bis zum Verwalter auf einem von Johann Mehlborns Rittergütern bringt!"

So großartig war die Perspective des zehnten Hutmannssohnes schon an dem Tage, da er einen Namen erhalten hatte!

Dieser Name war ein gebotenes Pathen- und zwiefältiges Muttererbe. Da der Frey'sche Nachwuchs jedoch bereits durch einen Friede und durch einen Hannes vertreten war, mußte dem „Friedrich Hans"

ein Rufename beigefügt werden und entschied sich Pastor Blümel für den einigermaßen sonderbar, aber kennzeichnend lautenden Decimus, der auch in der Gemeinde, da er an das schmählich ausgetauschte Decemhuhn erinnerte, lange nicht so „preußisch" gefunden wurde wie der der Septima, welche, geschwisterlicher Analogie halber, der Rose Konstantia angehängt ward. Kantor Beyfuß äußerte sogar bedenklich: „Wenn's nur nicht eine böse Sieben bedeutet!"

Und so schlummerten und strampelten denn Rose und Decimus als junge Christen nebeneinander unter dem Wiegenhimmel und weil sie mit ihrem Kosenamen Ma und Mus hießen, waren die ersten Laute, die sie lallen lernten, Mus und Ma.

Knabenstern.

Noch bevor das Korn geschnitten worden, war der kleine Mus auch von Vaterseite eine Waise; und hatte der Hutmann Frey des Gerechten sanftes Schlummerkissen auch leider verwirkt, so ist es, — Gott sei heute noch Dank dafür! — doch kein Sünderende, das er etwa im Taumel, oder in der Verzweiflung genommen hat. Er starb im Gegentheil einen Opfertod, wennschon unbewußt und ohne daß Einer von denen, welchen er schweres Unheil abgewendet, es ihm gedankt hätte.

Ein wildes Gebahren ging dem Sterben voran; keiner in der Gemeinde hatte ähnliches erlebt, daher denn auch in ihr der alte heidnische Erbfeind, Kobold geheißen, seit der Kriegsdrangsal nicht dermaßen seinen Spuk getrieben. Selber der aufgeklärte Kantor Beyfuß konnte nicht leugnen, daß er, spät am Abend von einem Besuch in der Weidenmühle heimkehrend, einen bärengroßen schwarzen Kater mit Gluhaugen, gleich illuminirten Fensterscheiben, das Hirtenhaus habe umschleichen sehen. Der noch aufgeklärtere Amtmann

Mehlborn lachte freilich seinen Freund Beyfuß aus und nannte des Klausen Zustand schlechtweg Säuferrappel; der Kreisphysikus, den Pastor Blümel zu Hülfe rufen ließ, nannte ihn dahingegen Wasserscheu. Der verdächtige Wirthshund, welchen er in der Geburtsstunde seines Sohnes erdrosselt, hatte den Klaus in die Hand gebissen. Wer achtete darauf? Der Klaus am wenigsten. Es war ein Tollhundsbiß.

Da seit dem Siebenschläfer keine Leiche im Dorfe bestattet worden war, fand Klaus Frey sein Reihengrab an der Seite seiner Frau. Pastor Blümel sprach den Segen darüber und im Frühling sproßte der Rasen auf dem Hügel des lästerlichen Mannes so grün wie auf dem des tugendlichen Weibes; aber nur auf letzterem lag Jahr für Jahr ein Johanniskranz.

Die Waisen, welche seit der Mutter Tode ein Vagabondenleben geführt hatten, wurden nunmehr in die Welt verstreut. Zweien von ihnen erwirkte der Pfarrer ein Unterkommen in provinziellen Versorgungsanstalten; dem dritten, durch seines Patrons Vermittlung, sogar eine Stelle im königlichen Militairwaisenhause. Die älteren Brüder wurden auf Bauernhöfen zu Knechten herangezogen; keiner jedoch in der heimischen Gemeinde, wo seit des Vaters nach wie vor nicht geheuerem Ende der Widerwille gegen die Hirtenbrut ein unüberwindlicher geworden war und die Ehre, welche dem jüngsten derselben als Pastorziehkind angethan ward, das böse Blut obendrein ätzte.

Die gute Amtmannsfrau hätte wohl gern das Bei-

spiel in der Pfarre nachgeahmt und den kleinen blond-lockigen Hannes als Sohn in ihr Haus genommen. Aber welchen Kampf mit ihrem Amtmann würde das gekostet haben! Und die gute Amtmannsfrau fühlte sich von Tage zu Tage weniger eine Kämpferin. Ihre Kräfte gingen auf die Neige; bald, so getröstete sie sich, würde sie mit ihrem rechten Hannes im rechten Vaterhause vereinigt sein. Sie begnügte sich daher, in die Hand ihrer Pfarrfreundin eine kleine Summe niederzulegen, die für das Kostgeld zweier der Waisen, so lange sie zum Dienen noch nicht herangewachsen waren, eben zureichte. Darüber hinaus klapperte sie aber auch oftmals, — den Ohren beider Freundinnen recht tröstlich und wohlgefällig, mit dem Inhalt einer Sparbüchse, die sie die Gevatterbüchse nannte und in die sie wohl jeden Tag ein Münzstück für ihre Zwillings-pathen steckte.

So stand das Hirtenhaus denn leer; der Rest seines Geräthes, Bett und Lumpen, waren der Toll-wuth halber verbrannt worden; das Schindeldach blieb unausgebessert, denn lange Zeit fand sich — Gottlob! — in der Gemeinde keine Familie, die arm genug gewesen wäre, zwischen den kahlen Lehmwänden ein Obdach zu suchen.

Die nächsten Jahre brachten böse Seuchen über das Land; bei uns die alten Blattern, weiterwärts die neue Cholera. Die Hälfte des jungen Frey'schen Enacksgeschlechtes war dahingerafft, bevor der jüngste desselben ahnete, was Brudersein heißt. Man hat ihm

späterhin seine Abstammung nicht verheimlicht; er kannte aber keine Familie außer der, welche ihn aus dem kalten Mutterleibe warm an ihr Herz und fest an ihre Hand genommen hatte; und fürwahr, er würde denen seines Blutes nicht mit gleicher Innigkeit angehangen haben, denn das zärtliche Neigen des Kindes stützte die tiefe Dankbarkeit der Waise.

In der töchterreichen Pfarre aber wurde das fremde, männliche kleine Anwesen von Keinem als Ueberlast, oder unnützer Brodesser angeschaut, sondern wie der Zugehörigste gehätschelt und gehegt. Alle Welt hatte ihre Freude, wenn sie den Mus und die Ma nebeneinander auf der Mutter Schooße sitzen, oder späterhin sie Hand in Hand laufen und spielen sah. Sie waren unzertrennlich wie Zwillingskinder, dabei aber so verschieden geartet wie leibliche Geschwister es selten sind. Ma: zart, zierlich, behende, ein schwarzlockiges Strudelköpfchen, zu Lust und Verdruß nervös erregt. Mus schon dazumal, wie er lebenslang geblieben ist: groß, stämmig, weiß und roth, niemals krank und niemals ungeberdig. Blinkende Sternchen nannten die Schwestern die Augen der kleinen Ma; die des Bruder Mus hätten sie Vollmondsaugen nennen müssen, so groß und rund waren sie, so hell und still. Aber nicht wie der liebe Mond, oder hinter ihrem dichten Wimperschleier die Sternchen der Ma, blickten sie stetig hinunter zu den Käferchen und Blümchen im Grunde, sondern unverwendet und ungeblendet auf-

wärts zu den Himmelslichtern, wenn sie durch die Scheiben oder durch die Laubenblätter drangen.

„Das Mädchen sieht, wie sie kriechen, der Junge, wie sie fliegen," sagte Kantor Beyfuß; mit welchem Sprichwort er freilich dem einstigen Verwalter ein bedenkliches Prognostikon stellte. Die Mutter aber vertheidigte ihren Mus; erklärte, daß er die Augen nicht von dem Schwesterchen verwende, so oft sie ihn allein mit ihr in der Kinderstube, oder auf dem Rasenplatze lasse; daß er den Quirlequitsch hüte wie einen anvertrauten Schatz und ihr den Aerger mit einer Kindsmagd erspare.

Ueberhaupt wußte die Mutter sich etwas mit ihrem Mus; und zwar nicht etwa, wie es mancher anderen Mutter beigekommen sein würde, um der Wohlthat willen, die sie ihm erwies, sondern, was schwerlich einer anderen beigekommen sein würde, um eines geheimnißvollen Segens willen, der mit dem Mus unter ihrem Dache eingezogen sei. Frau Hannah Blümel war gegen gute wie böse zauberische Einbildungen in der Gemeinde ihrem Konstantin bisher eine rüstige Hülfsstreiterin gewesen; nun mußte sie sich um ihres Johannisglaubens willen manchmal von ihm strafen lassen.

So glatt und gleich, so ohne jegliche Krankheitsnoth und Fährlichkeit war es noch nie in ihrer Kinderstube abgelaufen. Auch in der Wirthschaft glückte alles; alles gedieh; die Familie breitete sich aus über Hoffen und Erflehen. Seitdem am doppelten Tauffeste aus

dem Gevatterküßchen ein Verlobungskuß geworden war, hörten die Bräute in der Pfarre von Werben nicht auf. So oft nach dem Hochzeitsschmaus der Brautkranz ausgetanzt wurde, spielte das blinde Glück der nächstfolgenden Schwester das ahnungsvolle Symbol auf das Haupt und kaum ein Jahr verging, daß aus der Krone nicht eine Haube geworden wäre. Es zählte kein Nabob und kein Pair zu der Freierschaar; aber wer in der Pfarre von Werben hatte sich auch Rechnung auf einen Nabob oder Pair gemacht? Das junge Paar baute seinen Herd und das Elternpaar sah ihn bauen auf seinem eignen bescheidenen Grund; das junge Paar zog aus und das Elternpaar sah es ziehen oftmals in weite Ferne; wenn aber die Wehmuthsthränen gegen die Freudenthränen hätten abgezählt werden sollen, würden die letzteren überwogen haben. An dem Tage wo Balsamine, — das Minchen des Hauses, — mit einem amerikanischen Schulmanne, vielleicht auf Nimmerwiederkehr zu Schiffe ging, da sagte Pastor Blümel zu der bewegten Mutter, indem er dem Liebling zu seinen Füßen die dunklen Löckchen streichelte:

„Erkennst du jetzt, Hannah, die väterliche Liebe, die uns statt des ersehnten Benjamin dieses Röschen gab? Denn ein Haus ohne Töchter kommt mir vor wie ein Garten ohne seinen holdesten Schmuck, die Blumen.“

„Und einen Baum der unserem Alter Frucht und Schatten geben soll, hat eine gütige Hand ja auch

zwischen die Blumenkinder eingepflanzt," versetzte Frau Hannah und sah ihren Decem mit ächten Mutteraugen an.

Aber das ist weit vorgegriffen. Als bei der jüngsten Pfarrhochzeit, in Ermangelung anderweitiger Bewerber, Schwester Rosen der Brautkranz und Bruder Decimus der Bräutigamsstrauß gereicht wurden, da feierten Rose und Decimus ihren dreizehnten Johannistag. Zur Zeit jedoch stehen sie erst im Beginn ihres zweiten Stufenjahres, das heißt, sie sind vom Mus und der Ma zum Decem und Röschen vorgeschritten und traben selbander in Kantor Beyfußens Schulstube.

Und da muß denn leider bekannt werden, daß im flüssigen Lesen und zierlichen Schreiben der große Decem von dem kleinen Röschen auf eine für den Helden einer Geschichte bedenkliche Weise überholt worden ist; ja, wäre zwischen menschlichen Hirnschalen nicht eine unsichtbare Zahlenwelt aufgetaucht, — nach dem Sprachlaut vielleicht das erste Mysterium, welches den urwilden Jäger von dem urwilden Jagdthier unterschied, — da müßte dem Biographen für seines Helden Schülerehre bange werden. Die Arithmetik rettet sie. Schwester Röschen hat es im Leben nicht über das dritte der Species hinausgebracht; aber mit Addiren und Multipliciren hat das klügste Frauenköpfchen ja auch für seine Lebenszeit mehr als genug gethan, während, wenn möglich, noch ein Dutzend weitere Species erfunden werden müßte, um diesem oder jenem männlichen Schädel sein Gnügen zu thun. Und hinreichend

dick für derlei Speciesappetit war Held Decems Schädel schon in seinem ersten Stufenjahr. Kantor Beyfuß, der sich als einen zweiten Adam Riese schätzte, erklärte den Pfarrdecem für ein Quatermillionengenie, wie es ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen sei. Die heidenmäßige Fertigkeit müsse dem Täufling mit dem heidenmäßigen Namen eingebunden worden sein, äußerte er vertraulich gegen Frau Julchen, seine Hausehre. In einem städtischen Kaufmannsgeschäfte, da könne der Junge es einmal zu etwas bringen; was aber ein Verwalter auf Amtmann Mehlborns Wirthschaftshofe mit solcher Quatermillionenkunst anfangen solle, das war dem Kantor Beyfuß ein Räthsel.

Und dem Pastor Blümel war es um so mehr ein Räthsel, als er sich niemals für einen Nebenbuhler Adam Riesens gehalten und es niemals beklagt hat, daß von allen idealen Gebieten das sogenannte unumstößliche ihm das verhüllteste gewesen, ja nahezu ein grauenerregendes geworden ist, als er in der Schülerzeit einen Zipfel seines Schleiers zu lüften gezwungen ward. Wie sollte er, des Knaben vor Gott und Menschen verantwortlicher Führer, die ihm selbst so fremdartige Gabe entwickeln, wie sie in seiner bescheidenen Lebenssphäre dereinst verwerthen?

Dieser erst durch die Schule geweckte Sinn wurde indessen noch bedenklicher, wenn der Vater ihn mit einem zweiten in Verbindung brachte, der sich schon früher, ohne durch Lehrwort oder Beispiel erregt worden zu sein, in dem Knaben offenbart hatte, bis dahin

aber von den Eltern als eine Kinderlaune belächelt worden war: der nämlich für das Licht und die Lichter des Himmels.

„Es ist der dem Menschen eingeborene Trieb des Suchens," sagte der Vater, „des Suchens ohne bestimmten Zweck. Das Kind sucht mühsam Steinchen und Blümchen und wirft sie, hat es sie gefunden, wieder fort. Ich alter Knabe sogar, bücke ich, wenn ich mich im Walde ergehe, nicht hundertmal meinen steifen Rücken, um mich mit Pilzen zu beladen, deren Wohlgeschmack mir unerfindlich ist, die du Hannchen, der Giftgefahr halber, nicht auf den Tisch zu bringen wagst, und die ich wieder fortwerfe, wie die Kinder ihre Steine und Blumen, wenn mir nicht eine alte Kräuterfrau begegnet, der ich mit meinem Funde einen Gefallen erweise."

„Aber was sucht denn unser Decem zwischen Wolken und Sternen, Konstantin?" fragte nach dieser Erklärung Mutter Hannah.

Ja, was suchte der Decem, wenn er im Sommer stundenlang auf dem Hünengrabe hinter dem Pfarrgarten saß und — unverwendet wie ungeblendet — der Sonne nachstarrte, ohne etwas anderes zu sagen als: „Nun steht sie über dem Thurm," oder: „nun ist sie am Zornberg, — über den Fluß weg, — in der Stadt?" Was suchte er, wenn er an langen Winterabenden, oder in stiller Morgenfrühe den aufgehenden Mond erwartete, sich verwunderte über seine wechselnde Gestalt, und ohne den Namen eines einzigen zu wissen, sämmtliche größere Sternbilder kannte, die er am Hori-

zonte auf- und niedersteigen sah? Ehe er noch einen Blick in einen gedruckten Kalender gethan, hatte er sich auf eigene Hand einen Familienkalender gebildet, hatte herausgebracht, um welche Stunde zu Vaters Geburtstag, im December, die Sonne aus ihrem Nebelbette stieg und um welche sie sich zu Mutters Geburtstag, im August, in ihr Flußbett niederlegte. Wie vor Jahrtausenden vielleicht auch schon ein Hirtensohn, sah er in den Sternen des Himmelswagens eine Freundesgruppe und taufte sie, der Größe nach, auf die Namen seiner sieben Schwestern; seinen Liebling aber, Winters den letzten im Morgendämmer, also den ersten, welchen er beim Erwachen gewahr ward, den nannte er noch ganz apart seinen Röschenstern.

Dem ruhigen, kräftigen Knaben durfte frühzeitig mancher Botenweg in Stadt und Umgegend anvertraut werden. Als er eines Tages mit seinem gefüllten Henkelkorbe von einem solchen außer Athem zurückkehrte, schalt ihn die Mutter ob seiner Hast. Er aber sprach und seine runden stillen Augen sprühten dabei von heller Lust:

„Ich bin mit der Sonne um die Wette gelaufen, Mutter, und früher angekommen als sie.“

„Die Sonne läuft nicht, Mus,“ versetzte die Mutter lächelnd, „unsere Erde ist es, die mit den lieben Sternchen ringelrund um sie tanzt wie ihr Kinder um eure alte Mama.“

Das war das erste Problem in Decimus Freys kindlichem Hirn und es erregte in ihm einen Aufruhr

wie kaum ein zweites in späteren Tagen. Die Sonne, die er laufen sah, sollte stille stehen und die Erde, die er feststehend unter seinen Füßen fühlte, sollte sich drehen, hatte die kluge Mutter gesagt, war also wahr.

Die kluge Mutter bereute ihre Uebereilung; sie wußte, daß ihr Konstantin derlei vorzeitige Aufklärung nicht billigte und sie war eine gehorsame Ehefrau, wenn sie auch dann und wann auf schlängelnden Wegen das Ziel zu erreichen suchte, das sie ihn auf geradem Wege verfehlen sah. Wer aber A sagt muß B sagen, und so half sie sich am Abend aus der Verlegenheit mit einem Kunststückchen, dessen sie sich aus ihrer Gouvernantenzeit erinnerte. Sie steckte eine Stricknadel durch ihr Wollknäuel und drehte es als Mutter Erde im Kreise um sich selbst und gleichzeitig auf halbschiefer Bahn um die leuchtende Astrallampe, die als Großmutter Sonne präsentirt worden war, während Schwester Riekchen mit einem Zwirnsknäuel, Enkelchen Mond genannt, eine ähnliche Bahn um die Erdenmutter beschreiben mußte.

Die lustige Ma lachte hellauf, nicht über das Experiment, nach welchem sie gar nicht geguckt hatte, sondern über ihren dummen Mus, der mit gläsernen Augen und offnem Munde, starr wie ein Götzenbild den Wunderbeweis anstarrte. Der Mutter aber war es, als ob sie das Herz des Versteinerten hämmern hörte. Er saß die ganze Nacht aufrecht in seinem Bett, die Blicke an den Vollmondshimmel geheftet, am anderen Tage aß und trank er kaum, schlich gleich

einem Nachtwandler achtlos auf seine Umgebungen umher; nach Sonnenuntergang aber kam er jubelnd vom Hünengrabe gesprungen, fiel der Mutter um den Hals und rief: „Jetzt hab' ich's weg!"

Aehnliche Probleme folgten sich: nach einem starken Gewitter ein Doppelregenbogen, ein Sternschnuppenfall und noch mehrere; alle aber waren weniger packend, oder leichter zu lösen als jenes erste und ihre mähliche Enträthselung im Herzen dieses glücklichen Kindes vielleicht das am stärksten empfundene Glück; ein Glück, wie es so rein und freudig ja immer nur in der Kindheit, die nicht nach dem Zusammenhange forscht, empfunden werden kann.

Die Mutter half ihm in seinem kindlichen Ringen nicht weiter. Im Herzensinnersten aber weidete sie sich an ihres Knaben sonderbarer Doppelgabe, deren eine sie sein Decemstheil, die andere seinen Johannissegen nannte. Sie baute Luftschlösser auf ihren Grund, wie jede rechte Mutter sie für ihren Liebling baut, mag der besonnene Vater dieselben auch unerbittlich wieder niederreißen. Und Vater Blümel riß die ihren unerbittlich nieder.

Konstantin Blümel gehörte nicht zu den eifrigen Glaubenshelden, welche dem urewigen Menschendrange aus dem Dunkel zum Licht das zürnende »Eritis sicut deus« entgegenhalten. Gewißlich nicht. In der Tiefe seines Gemüthes hatte er den Punkt gefunden, auf welchem Glauben und Wissen, Denken und Dichten sich decken, und ehrte er darum jegliche Forschung,

welche den Menschen dem Menschen näher bringt, dem vergangenen, dem gegenwärtigen, dem zukünftigen, ob sie nun Kenntniß wirke, Nutzen, Sitte, oder auch nur Freude. In der Himmelskunde aber sah er einen Größendrang, welcher den Menschen von dem Menschen abzieht und welchen er dem Erklimmen unwirthlicher Gletschergipfel verglich. Es war Konstantin Blümel nicht gegeben, den Begleitstern eines Fixsterns zu entdecken, oder seine Bahnelemente auch nur hypothetisch festzustellen. Wäre es ihm aber gegeben gewesen, würde er höchst wahrscheinlich die Mühe der Entdeckung und selber der Hypothese sich erspart und während der Zeit seine alten Heiden und neuen Christen auf den Gehalt der Bergpredigt hin geprüft, oder seine Rosenstöcke oculirt haben.

Wie aber der Größenwahn in der Himmelsforschung ihm widerstand, so wies er als einen Liebeswahn auch im eigenen Herzen die Versuchung zurück, sich auf einer jener fernen Welten eines leibhaftigen Wiedersehens seiner Vorangegangenen zu getrösten. Denn unsere Heimkehr ist in Gott und Gott ein Geist, der wohl seinen Willen, aber nicht sein Wesen zu offenbaren uns Menschen fähig und würdig erachtet hat.

In Schauern der Unendlichkeit sich entzücken beim Aufblick zum nächtlichen Sternenhimmel; lieben, auch als Symbol, die wärmende Leuchte, die aus dem Erdenstaube neues Leben weckt, das und nicht mehr hieß ihm menschliches Theilhaben an jenen unerreichbaren Welträumen, und mit vorlauter Neugier, mit plumpem

Werkzeug sich in ihre Bahnen drängen, hieß ihm den Adel ihrer Poesie, den Zauber ihrer Heimlichkeit entweihen.

Darum waren es auch nur vorübergehende Bedenken, welche ihm bei seines Pfleglings eigenmächtigen Kalendarium, oder seinem Vorsprung in den vier Species auf Kantor Beyfußens Schulbank aufstießen und ferne lag es ihm, aus ihnen den Schluß auf eine Dissonanz für seine Zukunft zu ziehen. Nicht zu einem Arbeiter im Geist, zu einem verständnißvollen, gesitteten Arbeiter in Feld und Flur ihn heranzubilden, hatte er den Knaben an seine Hand genommen und der ruhig starke Pulsschlag, den er in dem jungen Herzen spürte, galt ihm als Bürge, daß es sich von seinem natürlichen Grunde nicht verirren werde. Weise aber war es, mütterlichen Hirngespinnsten, die sich gar leicht dem Kindergemüthe einnisten, von vornherein zu steuern; weise, auch nach Außen hin, den Knaben seinem Ursprung und seiner Bestimmung gemäß heranzuziehen; und wenn der Hirtensohn seinem geistlichen Vater eine Wohlthat mehr als die andere gedankt hat, so ist es die Pflege des schlichten Sinnes, der sein mütterliches Erbtheil war, und der dem Durchbruch seines Wesens aus dem Dunkel zum Licht Raum und Freiheit wahrte.

Mutter Hannah verstand und liebte es, ihre Töchter, — und das hübsche Nesthäkchen zumal, — zierlich zu kleiden. Sie hätte für's Leben gern auch mit ihrem Sohne ein bischen Staat gemacht. Wie schicklich ließen

sich aus Konstantins abgelegtem Zeug Pumphöschen und Wämschen für den Mus zurechtstutzen! Aber der Mus trug noch als Decem, und sogar Sonntags, einen blauen Leinenkittel, reinlicher aber nicht zierlicher wie der ärmste Fröhnersohn; er schlief, schon da er noch Mus hieß, allein in einer kalten Bodenkammer, und wenn Schwester Ma, die ein Leckermäulchen war, ihre Semmel nicht dick genug mit Butter gestrichen und womöglich noch Honig darauf haben wollte, so tunkte Bruder Mus ein Stück Schwarzbrod in seine Morgen- und Abendmilch, ohne nach Butter und Honig zu lechzen. Bis zu Thränen hat es ihn aber oftmals gerührt, wenn er seine Pastormutter, um nichts vor ihrem lieben Jungen vorauszuhaben, auch nur ein Stück Schwarzbrod tunken sah. Er wußte er war ein armes Waisenkind, und wenn er groß war, diente er als Knecht auf einem Bauernhofe. Seine stolzen Pathenaussichten waren gleich luftigen Schemen verflogen.

Denn während unter einem liebreichen Walten im Pfarrhause alles Gute zum Besseren sich entwickelt hatte, war im befreundeten Amtshause die Skala des Friedens und der Freude tief unter Null gesunken, seitdem Mutter Rosine zu ihrem winkenden Hannes in den Himmel gegangen. Pathe Mus spürte den schlimmen Wandel zum erstenmale, als er an der Hand seiner Pastormutter der Leiche folgte und sein Herr Vicegevatter, der ihm bisher allezeit lachend einen Klaps auf die Backe gegeben und „Mosjö Verwalter" genannt

hatte, heute, als Hauptleidtragender, ihn mit einem grimmigen Blick bei Seite stieß und „Zudringlicher Bengel!" zwischen den Zähnen murmelte. Die schlimme Wandlung hatte indessen eine Vorgeschichte, die fast so alt wie Pathe Mus selber war.

Seit bei dem Besuche des geistlichen Hartenstein ein erster undeutlicher Schatten in Johann Mehlborns stolzes Gemüth gefallen war, sah er die Ehe seiner Tochter in einem getrübten Lichte, das bei den geringfügigsten Anlässen nachdunkelte. Der spekulative Bauer hatte die excellenzliche Spekulation auf ein von Schulden befreites Erbgut klar genug durchschaut und sie nicht minder berechtigt erachtet wie seine eigene väterliche Spekulation auf ein freiherrliches Wappenschild. Aber, wohlgemerkt! fest in der Hand, gleich einer Goldbarre, mußte das Besitzthum gehalten werden, nicht flüssig wie Quecksilber zwischen den Fingern zerrinnen. Darum hatte er wohl eine Zeit lang die Wechsel des Generals, der Universalerbe seiner Gemahlin war, honorirt, sein Darlehn auf das Gut eintragen lassen und die Zinsen vom Pachtschilling abgezogen. Als sein Guthaben jedoch so hoch angeschwollen war, daß die Zinsen den Pachtschilling überstiegen, protestirte er die Wechsel und öffnete seine väterliche Hand nur noch zu der im Heirathskontrakt bedingten, äußerst mäßigen Rente; ein, wie er meinte, unfehlbares Mittel, das Gut, das er buchstäblich in der Tasche hatte, auch dem Namen nach an sich zu bringen. Daß das Werben'sche Erbe, welches die Hartenstein verschleudert hatten, aus

Mehlborn'scher Hand auf beider Enkel übergehe, das war nun einmal eine von den fixen Ideen, deren vielleicht nur ein so harter Bauernschädel wie Johann Mehlborns fähig ist.

Wohlgemerkt aber auch zum zweiten: der Blutsfreundschaft seiner Tochter mußte die Ehre angethan werden, welche den faktischen Besitzern zweier Rittergüter und eines Geldkastens, der leichtlich noch ein drittes in sich schloß, gebührte. Hieß das aber, — um nur den Anlaß aufzuführen, der sozusagen dem Fasse den Boden ausschlug, — hieß das aber den faktischen Besitzern beider Werben die schuldige Ehre anthun, wenn die Tochter mit den beiden Enkeln herbeieilt, den letzten Segen der verlöschenden Mutter zu empfangen, der Herr Eidam jedoch bleibt seelenruhig zu Hause, als ginge ihm die Sache keinen Pfifferling an, entschuldigt sich nicht einmal wie in früheren Zeiten mit Manoeuvren und Paraden, erscheint auch nicht beim feierlichen Begängniß und schenkt sich sogar, so gut wie sein Herr Vater Excellenz, die schriftliche Kondolenz, an welcher doch selber die gräflichen Nachbarn auf Bielitz es nicht fehlen lassen!

Nun aber war die Frau mit dem guten Herzen todt. Es fehlten hier ihre sänftigenden Thränen, dort die heimlich nachhelfende Hand. Hier wie dort steigerte wechselseitig Ursache die Wirkung, Wirkung die Ursache der Abneigung bis zur Erbitterung, bis zur Verwilderung und schließlich bis zum Bruch. Als der junge Herr schuldenhalber den Dienst quittiren mußte, lachte

er über die Zumuthung, auf dem Gute, dessen Erbherr er nominell noch war, abhängig von seinem widerwärtigen Schwiegervater und unter dessen Augen ein knappes Bauernleben zu beginnen. Bei Nacht und Nebel war er seinen Gläubigern und unleidlichen Familienbanden entwichen; es ging die Rede, daß durch Vermittlung seines Vaters ihm in russischen Diensten eine förderliche Stellung erwirkt worden sei. Die Ehe wurde gerichtlich geschieden.

Seine Gattin hatte diesem Schritte, zu welchem ihr Vater seit Jahren gedrängt, bis zum Aeußersten widerstanden. Nicht, daß der Zauber, der ihr junges Herz berückt, auf die Dauer sich gegen Gleichgültigkeit und Zügellosigkeit behauptet hätte: Brigitte Mehlborn war keine Romanheldin. Nicht, als ob sie sich über die Gründe getäuscht hätte, welche nach bürgerlichen und selbst nach christlichem Recht eine Scheidung gestatteten: Brigitte Mehlborn hatte ein scharfes Auge, Ungehöriges an Menschen und Zuständen zu sehen und zu sichten. Aber Brigitte Mehlborn gehörte zu den spröden Naturen, welche den einmal erwählten Standpunkt behaupten gegen Freund und Feind. Eben weil sie nicht mehr liebte, wurde es ihr leichter Lieblosigkeit zu ertragen als sich über sie zu beschweren; eben weil sie ihre Klageberechtigung kannte, scheute sie deren demüthigendes Eingeständniß; und so geschah es, daß, während der schuldige Gatte nach einer vollgültigen Befreiung, die er nicht beanspruchen durfte, drängte, die schuldlose Gattin in dieselbe erst dann willigte, als

es galt, ihr mütterliches Alleinrecht gegen jedweden Anspruch zu wahren. Nicht dem Vater, der kein Verlangen danach trug, dem Vater des Vaters, der Verlangen danach trug, entzog sie durch eine gerichtliche Scheidung die Obervormundschaft über die Kinder, die nur auf diese Weise ihr ausschließliches Eigenthum werden konnten.

Aus dem gleichen Grunde entzog sie diese Bevormundung aber auch ihrem eigenen Vater, über dessen Sphäre sie sich erhoben hatte nicht erst durch ihre Ehe, sondern durch einen eingeborenen Bildungstrieb, den späterhin ein stark herausgeforderter Widerstandssinn nur stachelte. Vater und Tochter hatten jetzt die nämlichen Feinde; sie konnten aber nicht mehr die nämlichen Freunde haben.

Johann Mehlborn war, in jachem Rücklauf der spät entwickelten Magnatenschrulle, über deren Ursprung hinweg zum alten zähen Bauerntrotz zurückgekehrt. Er würde, hätte er die Macht dazu besessen, aus republikanischer Tugend niemals einen Königsthron gestürzt und kommunistische Weltverbesserer, die zur Zeit auch im deutschen Vaterlande einen stillen Anhang fanden, würde er, mochten sie Professoren oder Schneider heißen, ohne Gnade zu Galgen und Rad verurtheilt haben. Aber alles, was Edelmann hieß, das haßte Johann Mehlborn trotz einem Robespierre. Ehre und Macht der Gesellschaft gipfelten für ihn, wie einst für die Helden des Bundschuhs, wenn auch aus anderen Gründen, in dem Stande, der die Scholle bebaut und sein

Geld in Eisentöpfen vergräbt. Er aß nicht mehr mit der linken Hand, sondern aus der Faust, wie sein Vater, der Großknecht, es gethan, trug Schmierstiefeln und im Winter einen Schafspelz, bediente sich „französischer" Redensarten nur, wenn ihm im ehrlichen Werbener Deutsch keine volksthümlich genug klingenden einfielen und würde sich des „Amtmanns" mit Freuden entäußert haben, wenn ihm die Regierung das schöne Geld, das er ihm gekostet, zurück erstattete. Hätte er es durchzusetzen vermocht, würde seine Brigitte den Namen Hartenstein, oder mindestens das schnöde Adelszeichen vor demselben abgelegt und als ländliche Wirthin auf ihrem Erbhofe gewaltet haben; ihre Kinder würden als Bauernenkel erzogen worden sein und das leichte Patrizierblut würde sich zu dauerhaftem Arbeiterblut verdichtet haben.

Aber er vermochte es nicht durchzusetzen. Seine Brigitte war die Erbin seines harten Kopfes; sie beharrte bei Namen und Titel und übersiedelte als Wirthschafterin auf ihres Vaters Hof so wenig, wie sie als Dame des Hauses in den Palast ihres Schwiegervaters übersiedelt war, sondern zog in die den Familiengütern benachbarte Universitätsstadt der Provinz. Wie Vater Mehlborn keine tragbare Krume seines Ackers unbebaut ließ, so hätte sie jede geistige Faser in ihren Kindern entwickeln mögen und hier fand sie ausgiebige Bildungsmittel für dieselben. Für ihre eigene Person aber fand sie hier einen Boden, in welchem sich leichter Wurzel schlagen ließ als in dem kalten, schweren des

Nordens; fand die Ansprüche an das äußere Leben so bescheiden wie sie sie finden mußte, wenn sie auch nach Außen hin sich Geltung verschaffen wollte. Da sie Erziehungsgelder von ihrem Schwiegervater nicht annahm, ihr erbitterter Vater aber jegliche Unterstützung verweigerte, sah sie sich auf ihr mütterliches Erbtheil beschränkt und trug kein Bedenken das Kapital anzugreifen, weil die Zinsen für ihre Zwecke nicht ausreichten. Es wurde ihr leicht, sich in schicklicher Mitte von Hartenstein'schem Uebermaaß und Mehlborn'schem Untermaaß zu halten; ein alter Name, eine reiche Erbaussicht woben einen gewissen Nimbus um ihre Person und ihr Haus; im Kreise ihrer neuen Lebensgenossen wurde Brigitte von Hartenstein unbestritten gefeiert als eine „bedeutende" Frau, die einzige Eitelkeit, für die sie empfänglich war.

Sie hat es wahrscheinlich niemals erfahren, daß ihr alter Freund in der Pfarre es gewesen, dem sie das aus der Noth helfende mütterliche Erbtheil zu danken und daß derselbe um dieses Erbtheils willen die Gunst seines Patrons in spe verwirkt, auch manches kleine Scharmützel mit seiner Hannah zu bestehen hatte. Auch Decimus ist hinter das Geheimniß erst gekommen, lange nachdem er es als einen Segen erkannt, die Schutzherrschaft seines Vicepathen wider Wissen und Willen verscherzt zu haben. Die Sache hatte sich aber also zugetragen:

Als Mutter Rosine das ersehnte letzte Stündlein nahen fühlte, ließ sie an einem Tage, wo sie ihren

Amtmann fernab auf einem großen Viehmarkte wußte, den treuen Seelsorger an ihr Lager entbieten, um nachdem sie das heilige Abendmahl aus seiner Hand empfangen hatte, die Bitte an sein Herz zu legen, daß er ihren letzten Willen aufsetze und denselben hinter ihres Amtmanns Rücken gerichtlich dingfest mache. Zwar wolle sie ihrem Amtmann, da er nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt, nicht zuwider sein und ihr Eingebrachtes ihm ganz allein verschreiben, so wie die selige Frau Excellenz mit ihrem Gute es an den Herrn Excellenz gethan. Ihre liebe Brigitte sei ja ihres Johann einziges bischen Fleisch und Blut, was könne ihr durch die Verschreibung entgehen? Heirathen wolle ihr Amtmann nicht wieder, weil das schöne Werben'sche Anwesen nicht zerkleinert werden solle, und in der Hand ihres lieben Schwiegersohnes würden die paar Tausend Mütterliches seiner Frau ja doch verdunsten wie Wasser auf einem heißen Stein. Mit dem Eingebrachten sollte ihr Amtmann also seinen Willen haben; von ihrem Ersparten aber habe sie, Mutter Rosine, Diesem und Jenem eine kleine Zuwendung zugedacht, um welche die gute Frau Pastorin wisse, ihr Amtmann aber nicht früher wissen solle, bis sie, Mutter Rosine, unter der Erde sei. Und dazu gehöre eine Verschreibung, welche sie allein nicht fertig bringe.

Pastor Blümel lehnte nicht nur dieses Ansinnen ab, sondern redete ihr auch das Testamentsvorhaben aus. Der Großtheil ihres Vermögens gebühre dem Gesetze nach der Tochter und gesetzlichen Ordnungen entgegen zu verfügen,

mache selbst unter den nächsten Angehörigen fast allemal böses Blut. Amtmann Mehlborn sei reich, weit reicher als seine Gattin muthmaße; auf etliche Tausend Thaler mehr oder weniger könne es ihm nicht ankommen, während dieselben unter Umständen der Tochter zu einer Wohlthat zu werden vermöchten; sie habe einen klugen Kopf und bis zu ihrer Großjährigkeit in Jahr und Tag bleibe das Vermögen ja ohnehin in des Vaters Hand. Die Mutter solle der gesetzlichen Ordnung daher ihren Lauf lassen, etwaige besondere Wünsche ihrem Manne anvertrauen und sich auf deren redliche Erfüllung verlassen.

In der Hauptsache leuchtete dieser Freundesrath der guten Frau ein. Sie hatte zu der Verschreibung sich überhaupt ja blos, um Ruhe zu haben, entschlossen; nur gegen die letzte Versicherung schien sie Bedenken zu hegen, nickte indessen auch hierzu schließlich mit dem Kopfe, richtete sich im Bett in die Höhe und kramte tief aus dem Stroh eine thönerne Sparbüchse hervor. in deren Spalt sie hastig noch einen Papierschein, den sie unter ihrer Jacke verborgen gehalten hatte, klemmte. Die Büchse wollte sie dem Pastor absolut aufnöthigen; seine liebe Frau wisse schon, was sie zu bedeuten habe.

Und der Mann der lieben Frau wußte es auch. Es war ja die Gevatterbüchse, mit welcher die Frau Pathin manches Mal vor den Ohren ihrer guten Freundin geklappert hatte, um derselben ihren wachsenden Inhalt bemerkbar zu machen; auch manches Mal, wenn sie vor ihren Augen wiederum einen Thaler

hineinsteckte, den Thaler „einen Heckepfennig für ihre Pathenkinder" genannt. Denn Mutter Rosine ließ es sich nun einmal nicht nehmen, daß sie, obgleich nur für einen der Täuflinge in das Kirchenbuch geschrieben, für beide das Christengelübde ausgesprochen habe, wie sie ihre Pathenpflichten denn auch allezeit für beide in der herkömmlichen Weise bethätigt hatte.

Selbstverständlich, daß Pastor Blümel die Annahme des heimlichen Pathengeschenkes noch viel entschiedener ablehnte als die Abfassung eines heimlichen Testamentes. Das Hin- und Widerreden hatte die Kranke merklich erschöpft; die Tochter, welche der alte Freund schon vor einigen Tagen herbeigerufen, langte nur noch rechtzeitig an, der Mutter die Augen zuzudrücken. Der Amtmann aber hatte über einem, allerdings vortheilhaften Ochsenhandel den letzten geeigneten Moment für die Verschreibung verpaßt; er mußte das gesetzliche Kindestheil auszahlen, will sagen sich des Schraubstockes begeben, durch welchen er die Scheidung der freiherrlichen Ehe, einschließlich des Gutsverkaufs, erpreßt haben würde. Von mündlich vorgebrachten letzten Erdenwünschen und Auslieferung der Pathenbüchse war keine Rede. Die geheime Unterredung mußte dem Amtmann aber doch zu Ohren gekommen sein, denn er hatte seitdem auf die Freunde in der Pfarre einen argen Zahn.

Frau Hannah empfand und verstand vollkommen, daß ihr Konstantin nicht anders, als er gehandelt, hatte handeln können. Sie war eine ehrenhafte Ehefrau. Sie hatte aber auch ein Mutterherz und darum zwickte

sie heimlich, ja dann und wann auch wohl vernehmlich, der Unwille über den entschlüpften Heckepfennig. Die Pathenbüchse hatte gar zu getröstlich vor ihren Ohren geklappert. Nicht um ihres Röschens willen; der Inhalt würde ungetheilt dem Decem zu gute gekommen sein. Erlebte sie es denn nicht Jahr für Jahr, wie ohne Kopfzerbrechen sich Töchter versorgen? Aber ein Sohn, der das Brod erwerben lernen soll, welches Frauen nur zu backen und zu verzehren brauchen! Ihr braver Junge! Der reiche Mann hatte die arme Waise ihres Nothpfennigs schnöde beraubt. Dabei blieb sie und wenn Vater Blümel dagegen einwendete, der Tod sei der Kranken zuvorgekommen, ehe die Wünsche ausgesprochen wurden, dann rief seine Hannah aufgebracht:

„Konstantin, Konstantin! die Menschheit kennst du, aber den Menschen kennst du nicht. Warum geht der Amtmann dir aus dem Wege, sucht, statt wie sonst bei uns, Rath und That bei allerlei fremdem Volk? Warum schneidet er unserem guten Jungen ein Gesicht, schimpft ihn einen zudringlichen Bengel und giebt ihm einen Rippenstoß? Versündige dich nur einmal an einem Unschuldigen und du wirst ganz gewiß sein Feind geworden sein, — das heißt, wenn du ein Mehlborn bist," setzte sie lachend hinzu und ihr Konstantin konnte in der Stille des Herzens ihr nicht gänzlich Unrecht geben.

Die Tochter war übrigens nicht besser als die einstigen Freunde mit dem Amtmann daran, obgleich ihr kein Unrecht durch ihn widerfahren und obgleich sie nothgedrungen die Scheidung endlich beantragt hatte. Sie

hatte nach derselben den Vater nur für so lange Zeit wiedergesehen, als erforderlich war, ihm ihre getroffenen Einrichtungen auseinanderzusetzen und das mütterliche Erbtheil in Empfang zu nehmen. Sein Zorn, seine Drohungen prallten an ihr ab, wie ihre Vernunftsgründe an ihm; er aber erboste sich über sie und sie erboste sich nicht. Aerger lag so wenig wie Nachgiebigkeit in ihrer Natur. Sie that, wie sie überzeugt war, ihre Pflicht. Sie würde ihn öfter besucht haben, aber er lud sie nicht ein; er betrat niemals ihr Haus, selbst wenn er in ihrem Wohnorte Geschäfte hatte. Sie schrieb ihm lange Briefe, aber es war zweifelhaft, ob er sie nur las; jedenfalls beantwortete er sie nicht. Nach allem Vorhergegangenen, — und dazu gehörte, daß durch einen Zufall der schmähliche Anlaß von seines Sohnes Tod dem Vater erst nach Jahren kund geworden, da die Tochter ihn doch von Haus aus gekannt und schweigend hingenommen, — hatte sie es gründlich bei ihm verschüttet, weil sie während der Scheidungsverhandlungen nicht die Abtretung des Gutes von ihrem Schwiegervater durchgesetzt; eine Forderung, die bei einiger Nachgiebigkeit ihrerseits, schwerlich auf Widerstand gestoßen wäre.

Aber warum ihre intimste Angelegenheit mit der eigennützigen ihres Vaters verquicken? Was verschlug ihr der Besitz von so und so viel hundert Morgen altheimischen Landes? Sie hatte auf dem elterlichen Hofe sich niemals zu Hause gefühlt; sie dachte an nichts weniger, als ihre Kinder zu Landwirthen zu erziehen

und kaum hätte etwas ihr unverständlicher sein können, als daß der alte Bauer, ihr Vater, jetzt mehr denn je nach dem Besitztitel, als nach einem Racheact an dem verhaßten Geschlechte, trachtete. Sie, Brigitte, hegte keine Rachegedanken und keinen Haß gegen eine Familie, mit welcher sie ein- für allemal abgeschlossen hatte, nachdem sie ihre mütterliche Freiheit gegen jener Ansprüche durchgesetzt. Im Guten wie im Schlimmen dachten Vater und Tochter nur an sich selbst; eine Einigung war daher nicht abzusehen.

Der Pachtkontrakt von Hochwerben lief in diesem Jahre zu Ende und keine der beiden Parteien hatte bis in den Sommer hinein einen Schritt zur Erneuerung oder Kündigung desselben gethan. Der General offenbar nicht, weil er die erstere für unvermeidlich erachtete. Er hätte heute ja leichtlich die doppelte Pachtsumme erzielen können; aber das Inventar eignete dem Amtmann und die Schuldenlast war nicht abzuschütteln. Wohl oder übel, es mußte alles beim Alten bleiben. Der Amtmann dahingegen war entschlossen, endlich kurzen Proceß zu machen. Zu Michaelis kündigte er die Hypothek. Voraussichtlich hatte er dadurch gewonnen Spiel; trotzte aber sein Widerpart, kam es zur öffentlichen Versteigerung, nun so erstand es Johann Mehlborn; freilich mit schwerem Verlust; denn den Spottpreis der Pachtung und die hohen Procente konnte die beste eigene Bewirthschaftung nicht ersetzen. Aber er hatte seinen Willen und hatte seine Rache und Wille und Rache sind schon das Risico eines Geldopfers werth, zumal

wenn das Opfer ein so unwahrscheinliches ist wie in gegenwärtigem Falle.

Seitdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, betrachtete Johann Mehlborn das Werben'sche Hauptgut als sein unbedingtes Eigenthum, war aber seltsamer Weise der Aufenthalt daselbst ihm verleidet. Er wandelte, vorläufig nur in Gedanken, die Säle des Schlosses zu Kornböden, das Pächterhaus sammt guter Stube, zu Gesindekammern um und übersiedelte in Wirklichkeit schon vor der Ernte mit seiner Wirthschaft auf das Thalgut. Das dortige Wohnhaus hieß nicht ein Schloß; kein Edelmann hatte jemals in ihm gefaullenzt und gepraßt; unter der dortigen Kirche ruhten keine ritterlichen Gebeine, nur die seiner Rosine und ihres Hannes, an welchen letzteren er Tag und Nacht mit wurmendem Grimme zurückdachte, nicht mehr als an einen seiner Standesehre sich opfernden Kavalier, sondern als an einen von einem Junker gemordeten redlichen Bauernsohn. Ja, um den Preis des eigenen Lebens hätte er den zurückgesetzten Erben wieder lebendig machen mögen, seitdem die vorgezogene Erbin sich in schnödem Hochmuth von dem Vater abgewendet hatte. Und wahrlich ein hoher Preis wäre es nicht gewesen, den er für die Erweckung des guten Jungen gezahlt haben würde. Johann Mehlborn hatte keine Freude am Leben mehr als höchstens die, Anderer Lebensfreude zu verkümmern und vergällen. Sobald er nur erst Herr beider Werben hieß, würde er sich willig in die Gruft zu seiner Rosine und ihren Hannes haben tragen lassen.

Es war in der Morgenfrühe nach einem gestrigen Unwetter, dem der erwähnte Regenbogen folgte, nicht der erste, welcher vor Decems Augen, aber der erste, welcher vor seiner Seele sich als neues Himmelswunder aufbaute.

„Was ist das?“ hatte er staunend gefragt, als er, nachdem gegen Abend die Sonne sich durch das chaotische Gewölk gerungen, eine bunte Brücke, über den Fluß hinweg, sich vom Zornberge bis zum Hünengrabe spannen sah.

Der Vater, welcher, bis die herrliche Erscheinung sich verzogen, schweigend mit gefaltenen Händen am Fenster gestanden hatte, schlug die heilige Schrift auf und las das Kapitel von der Sündfluth und dem Friedensbunde Gottes mit der geretteten Menschheit.

„Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, soll man meinen Bogen sehen über den Wolken.“ Das war die Antwort auf des Decem Frage.

Und gewiß eine herzbewegliche Antwort! Der närrische Decem hätte nun aber gern auch noch gewußt, wie der liebe Vater im Himmel es anfange, seinen Friedensbogen zwischen den schwarzen Wolken in aller Geschwindigkeit so schön bunt anzumalen und in ebensolcher Geschwindigkeit ohne Farbenspur wieder auszulöschen? Und auf diese Fragen blieb Vater Blümel die Antwort schuldig. Als er aber nach dem Abendsegen sich an das Clavier setzte — Vater Blümel war bis an sein Lebensende ein eifriger Musikant, — und des alten Gellert Lied von der Ehre Gottes in der

Natur zum Vortrag brachte, da geschah es zum ersten Male, daß der arme Decem an aller Menschenweisheit irre ward. Denn nun sah er die Sonne, die nach der Mutter Sagen sich nicht rühren sollte, in des Vaters Sang aus ihrem Zelte geführt werden und ihren Weg laufen gleich als ein Held. Daß dem Hirtenjungen von Werben für eine Sonne solch ein Heldenlauf weit schicklicher als das Stillestehen dünkte, wird jedes Kind begreiflich finden.

Er hatte wiederum eine ruhelose Nacht und da der andere Tag ein Sonntag, also keine Schule war, der Himmel aber so rein, als hätte niemals ein schwarzes Wolkenheer auf ihm gelagert, rannte er, den letzten Bissen des Morgenbrodes noch im Munde, hinaus auf das Hünengrab.

Das Hünengrab, hart an der Pfarrgartenmauer, wurde ein Erdaufwurf genannt, wie die Gegend unter gleichem Titel verschiedentliche aufzuweisen hat. Ob wirklich Heldengebeine darunter eingescharrt waren, hatte bis dato niemand untersucht. Unmöglich wäre es just nicht, da diese Landschaft seit grauer Vorzeit der Tummelplatz wilder Entscheidungen gewesen ist. Pastor Blümel achtete indessen dafür, daß lediglich alte Steinbruchreste auf diesen Punkten zusammengehäuft worden seien. Weil das Hünengrab aber in die nördliche Ebene hinein eine noch weitere Aussicht als selbst das Pfarrhaus bot, hatte der Pastor den schmalen Gipfel desselben geebnet, ein Paar Ebereschenbäume darauf gepflanzt und eine Ruhebank unter ihnen an-

gebracht, auf welcher jeder, der fremd des Weges kam, gern eine Umschau hielt.

Auf diesem Hügel, der ihm gestern wie ein Pfeiler der wundersamen Wolkenbrücke vorgekommen war, dachte der arme Decem nun allen Ernstes irgend ein geheimnißvolles Ueberbleibsel aus Gottvaters Bau- oder Malkasten aufzufinden; da jedoch ringsumher nichts zu entdecken war als allbekanntes Himmelblau und Erdengrün, setzte er sich auf die Bank, mit dem löblichen Entschluß, auf seiner Schiefertafel, die er zu diesem Zwecke mitgebracht, Cantor Beyfußens Exempel für die nächste Rechenstunde zu lösen. Wie manchem bedeutenden Helden, im Widerstritt von Stimmung und Pflicht, geschah es nun aber auch dem bescheidenen dieser Geschichte, daß der Stimmung der Obsieg blieb. Für die Exempel war immer noch Zeit. Zuvörderst galt es auf der leeren Tafelseite das Phänomen, das ihm so gewaltig im Kopfe rumorte, sich durch eine Illustration zu vergegenwärtigen und zu verdeutlichen. Das aber machte er so:

Quer über die Tafel zog er einen doppelten Strich, auf denselben schrieb er „Fluß"; zwischen krausen Schnörkeln über dem Flusse stand zu lesen: „Wolken". Hart am Fluß, in dessen Mitte trug ein Haus die Inschrift „Pfarre", und in einem ihrer Fenster ein dicker Punkt das Wörtchen: „Ich". Am äußersten Tafelende war der städtische Kirchthurm nicht zu verkennen; ob aber das Gesicht, welches mit einer Strahlenglorie umstrichelt, Gottvater oder Mutter Sonne zu benennen

sei, darüber grübelte der Künstler eine Weile und entschied sich endlich, die Frage offen zu lassen, wie er demgemäß auch auf die Brücke, welche am entgegengesetzten Ende hoch oben den Fluß überspannte, mit lateinischen Lettern malte: „Regenbogen oder Friedensbogen". Trotz dieses Entweder Oders, so viel hatte er über seiner Arbeit doch glücklich ausgeklügelt, daß das zweideutige Strahlenantlitz über dem Thurm das Farbengebilde hervorgezaubert haben müsse und daß dasselbe mit der Glorie jener Strahlen erloschen sei. Und das war für den Anfang genug.

„Was ist das?" fragte er, selber strahlend vor Freude, indem er seinem Röschen, das im rosa kattunenen Sonntagskleide einhergetänzelt kam, sein stolzes Kunstwerk vor die Augen hielt.

„Dummes Zeug!" antwortete Röschen lachend und beachtete das Nachbild so wenig wie sie gestern das Vorbild beachtet hatte.

Sie trug im Schürzchen einen Haufen Blumen, die ihr Papa zu einem Kranze geschnitten hatte: denn Kränzebinden war Röschens Lust weit mehr als selber „Puppen's spielen", geschweige denn Stricken, oder am Kinderrädchen spinnen. Kein Tag, so lange es Blüthen gab, verging, daß sie nicht ein Prachtstück der Gärtnerkunst geliefert und eines der alten Großvater- oder Großmutterbilder in der Wohnstube damit geschmückt hätte. Im Winter aber half sie sich mit Epheublättern, welche ihr Mus auf der Gartenmauer pflücken mußte, und mit Blumen, welche die geschickten Fingerchen

aus farbigen Papierstreifen zusammenkniffen. Wo das Röschen waltete, ging es bunt und lustig zu; am lustigsten aber in ihres Decem Herzen. Er war aus einem Hüter des Schwesterchens Handlanger geworden, allezeit willig in Arbeit und Spiel. Mutter Hannah sagte manchmal ärgerlich: „Der Junge wird dem Prinzeßchen noch einmal die Strümpfe stopfen müssen!“ Dazu kam es indessen nicht. Mutter Hannah stopfte Prinzeßchens Strümpfe lieber selbst.

Auch heute ließ der Decem auf Röschens Geheiß seine Schilderei im Stich, um sich neben sie auf einen Stein am Fuße des Hügels zu hocken. Er pflückte ihr Zweige vom Zaun, reichte ihr die Blumen zu und erwies sich wieder einmal als der klägliche Stümper, welcher er in der Botanik geblieben war, trotz der täglichen Uebungen auf dem Gartenbeet und beim Kränzebinden. „Mus, eine Nelke!“ Und er reichte ein Löwenmaul. „Dummer Mus, eine lila Levkoye neben den blauen Rittersporn! das schändet sich ja! Mus, fix! hole dort die Gänseblümchen! Und drüben am Rain die Kornblume! Fix, Mus, fix!“

Und Mus ließ sich schelten und rannte und pflückte und that alles, was das Strudelköpfchen ihm hieß mit so viel Vergnügen, daß er sämmtliche Himmelsprobleme darüber vergaß.

Der Kranz war eben fertig geworden, als die Glocken zum erstenmale läuteten. In einer Stunde hieß es zur Kirche gehen. Die Kinder hatten in ihrem Eifer und über dem Geläut nicht bemerkt, daß auf

dem Feldwege, der von der Landstraße zum Dorfe führte, eine herrschaftliche Equipage sich genähert hatte, daß seine Insassen ausgestiegen und von der entgegengesetzten Seite auf das Hünengrab gestiegen waren, während der leere Wagen weiter nach dem Dorfe fuhr. „Gefällt es dir hier, Lydia?“ hörten Mus und Ma jetzt eine kräftige Männerstimme fragen.

Sie fuhren auf und schauten in die Höhe. Da oben stand ein mächtig großer Herr mit schneeweißem kurzem Lockenhaar und einem schneeweißen Schnurrbart, dessen Spitzen fast die Ohrläppchen berührten. Ein weißes, achtzackiges Kreuz war auf den blauen Civilüberrock geheftet; den hohen, runden Hut hatte er abgenommen, denn erhitzt, wie er von dem Aufstieg schien, trocknete er sich mit seinem Taschentuche die Stirn, die glatt und rosig wie die eines Kindes glänzte.

Und neben dem alten Herrn stand ein Mädchen, — nein wohl schon ein Fräulein, — in der Größe zwischen Röschen und Decem, aber von so ruhig ernsthafter Haltung, daß es wohl ein Paar Jahr mehr zählen mochte als die beiden. Unter dem breitrandigen Strohhut hing das mattblonde Haar, in zwei dicke Zöpfe geflochten, bis zu den Knien hinab; nicht nach Kinderart und auch nicht nach der Mode der Zeit, reichte dahingegen das weiße Kleid weit über die Knöchel. Als sie den langen weißen Schleier zurückschlug, blickte Decimus in ein Gesicht so schneeig wie er noch kein Menschenantlitz gesehen hatte. Die lichte Gestalt auf

der Höhe, wo er im Geiste noch immer den Friedensbogen eingesenkt sah, kam ihm schier vor wie ein Engelsbild.

Sie hatte bei der Frage des alten Herrn still den Kopf geneigt und richtete nun die großen Augen, dunkel wie Hyacinthenblüthen, aufmerksam das Thal entlang, während ihr Begleiter aus ihrer Hand einen Gegenstand nahm, fast so lang wie ein Spazierstock, aber bei weitem dicker. Decem dachte an die Posaunen, auf welchen in des Vaters großer Erbbibel die himmlischen Heerschaaren Hallelujah blasen; Röschen dachte an die Blaserohre, mit welchen die Dorfjungen nach den Spatzen schossen; da der alte Herr aber die Posaune, oder das Blaserohr, statt an den Mund vor das rechte Auge führte, und also bewaffnet, gleichfalls die Gegend nach allen Seiten musterte; da Decimus überdies am Ende des Instruments eine Glasscheibe blinken sah, war er schlau genug, auf eine Art von Riesenbrille zu schließen, mit deren Hülfe irgend etwas Außerordentliches zu erspähen sei. Vermochte sein Pastorvater doch die feine Schrift, welche mit bloßen Augen er selber bei Tage nicht unterschied, durch seine Brille die halbe Nacht hindurch ohne Anstrengung zu lesen und gehörte seines Pastorvaters Brille doch auch zu den Weltwundern, über welche der Hirtensohn sich stille Gedanken machte. Er hatte mehrmals durchzuschauen versucht, aber nichts als grauen Nebel wahrgenommen. Nun brannte er vor Begierde, es mit dem großen Rohr zu versuchen.

„Du, Mus," flüsterte Röschen ihm in das Ohr, indem sie ihn an den Haaren zupfte, „du, Mus, der Herr da oben, das ist unser General!"

Und alsobald hüpfte sie, flink wie ein Eichkätzchen den Hügel hinan, machte höflich, wie alle Pastorkinder von Papa und Mama erzogen wurden, vor dem alten Herrn einen tiefen Knix, reichte ihm den Kranz und sagte dreist: „Da, Herr General!"

Der Herr nahm das Rohr vom Auge und legte es hinter sich auf die Bank. „Woher kennst du denn den General, kleine Maus?" fragte er mit einem freundlichen Blick auf das hübsche, muntere Kind.

„Am Bart und am Stern, Herr General!"

So gut verstand das kleine Pfarrröschen sich auf die Menschen schon zu Anfang ihres zweiten Stufenjahres. Wo hätte ihr großer Wiegenbruder wohl so viel Witz und so viel Muth hergenommen? Er drückte sich verstohlen um den Hügel herum und erreichte die Höhe von der entgegengesetzten Seite, den Herrschaften im Rücken.

Der alte Herr lachte belustigt, hob die Kleine unter den Armen in die Höhe und küßte sie herzhaft ab, was sie sich ohne Sträuben gefallen ließ, trotz des gewaltigen Barts. „Sag' mal, Kind, ist das Haus dort zwischen den Bäumen das Gut?" fragte er darauf.

„Nein, unsere Pfarre, Herr General," antwortete Röschen.

„So bist du wohl gar ein Pfarrtöchterchen, Kleine?"

„Freilich; das siebente, Herr General."

„Das siebente? Potz tausend! Ist dein Papa zu Haus?"

„Alleweile noch, ja, Herr General. Wenn's aber zum drittenmal läutet, muß er in die Kirche und ich auch."

„So wollen wir während des Gottesdienstes einen Spaziergang machen, Lydia und erst danach unseren Pfarrbesuch abstatten," sagte der Herr zu seiner Begleiterin, die still bei Seite stand. Als er sich nach dem Pfarrtöchterchen umsah, flog es wie ein Schmetterling den Abhang hinunter und der Gartenpforte zu.

Sonntags wurde der Betstunde um ein Uhr halber bald nach der Frühkirche zu Mittag gegessen, der angekündigte Besuch fiel daher just in die Tischzeit. Papa würde die vornehmen Gäste natürlich zur Tafel laden, ein vorbereitender Wink Mama natürlich von Wichtigkeit sein: so hatte Schwester Röschen, die noch nicht einmal das kleine Einmaleins konnte, während jener Rede blitzschnell calculirt. Wie wäre Bruder Rechenmeister auf solchen Schluß verfallen?

Der alte Herr wendete sich rückwärts, um seinen Dollond wieder aufzunehmen, und da lachte er denn noch belustigter als vorhin, indem er hinter der Bank einen Bauernjungen auf den Knien liegen und ohne es anzurühren durch das Fernrohr gucken sah, aber wie es eben lag, von der verkehrten Seite.

Der arme Decem fuhr in die Höhe und schlug die Augen nieder wie ein ertappter Dieb.

„Bist du auch ein Pfarrkind?" fragte der Herr.

Decem schüttelte.

„Aber doch aus dem Dorf?"

Decem nickte.

„Du möchtest wohl gern durch mein Glas gucken, gelt?"

„Ja, ja!" stotterte Decem mit freudiger Hast.

„Nun, so guck'! Wohin soll ich es richten?"

„In die Sonne, gnädiger Herr."

„In die Sonne? Ei, was willst du denn in der auskundschaften, Junge?"

„Ob sie läuft," antwortete Decimus jetzt ganz dreist.

„Nun, probir's, kleiner Kopernikus!" sagte lachend der alte Herr.

Er richtete das Glas nach der Sonne und Decimus starrte hinein, bis ihm die Augen übergingen; aber entdecken von dem, was da oben getrieben wurde, konnte er nichts außer einer Lerche, die mit bloßen Augen sich wie ein Schmetterling ausgenommen hatte und durch das Glas in ihrer natürlichen Größe erschien. Ein Wunder blieb freilich auch das und nachdenklich legte er den Tubus in die Hand des weißen Fräuleins, das ihn sorgfältig zusammenschob.

Die Zeit mußte hingebracht werden. Der alte Herr setzte sich auf die Bank und nahm die Tafel, welche Decimus darauf niedergelegt hatte, zur Hand. Für das illustrirte Phänomen auf der Rückseite schien der würdigende Sinn ihm zu gebrechen; die Exempel dahingegen mochten ihn an alte Bakelzeiten erinnern;

er betrachtete sie und versuchte sogar eines von ihnen auszurechnen.

„Wahrhaftig, Lydia, ich kann nicht mehr multipliciren," sagte er nach einer Weile, indem er lachend den Kopf schüttelte. „Ist leider von jeher meine schwache Seite gewesen," setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Sind es deine Aufgaben, mein Junge?"

Decimus nickte wieder stumm.

„Rechne mal hier das, was ich Alter nicht herausbringe.

Der Quatermillionenheld wurde rasch damit fertig, machte darauf die Probe der Division und als dieselbe ohne Fehl zutraf, schmunzelte der alte Herr: „Sieh'! sieh'!"

Er musterte den Jungen vom Kopf zur Zeh, so wie er einen Rekruten gemustert haben würde. Der Decem war ein strammer Bursche, und — ohne Heldenschmeichelei! — wenigstens ein ehrliches Gesicht ihm nicht abzusprechen. Der schneeweiße Hemdskragen, die blanken Stiefeln, — vom Helden eigenhändig gewichst! — machten auch einen guten Effect. Der alte Herr schüttelte wohlgefällig das schöne, weißgelockte Haupt. „Wie heißt du, mein Junge?" fragte er.

„Decimus Frey, gnädiger Herr."

„Decimus! ein curioser Name, nicht wahr, Lydia?"

„Weil ich der zehnte Sohn bin, gnädiger Herr."

„Der zehnte Sohn! Potztausend, das nenn ich Segen! Aber halt! halt! wie ist mir denn? Am Ende gar der arme Schäferjunge, für welchen der Werbener

Pfarrer den König zu Gevatter bat, als ich das letzte Mal mit ihm in Teplitz war. Wie lange ist es doch her? Weiß Gott schon acht Jahr. Auch dein Vater, Lydia, hat mir dazumal, — wie Einem derlei alte Geschichten doch plötzlich wieder auftauchen! — über die tolle Decemswirthschaft unter meinem Patronat gründlich die Leviten gelesen. Ich habe herzlich über die Geschichte gelacht. Bist du der Königspathe, Junge?"

Decimus sagte „Ja." Zum ersten Male war er stolz auch auf die zeitliche Ehre, die ihm in der heiligen Taufe angethan worden war. Ja, so stolz, daß er auf das weiße Fräulein, das ihm bisher unnahbar feierlich gegenübergestanden hatte, nahezu verwegen seine Augen richtete.

„Prächtig, prächtig!" rief der alte Herr, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Wie das unsere alte Majestät amüsiren wird! und welchen stattlichen Gardisten kann ich ihm in Aussicht stellen! Flügelmann im ersten Garderegiment, Feldwebel, schließlich Zahlmeister mit Lieutenantscompetenz — was sagst du zu der Carrière, Königspathe?"

Der Königspathe sagte nichts dazu; er ahnete nicht im entferntesten, was diese Würden zu bedeuten haben. Da aber ein so hoher Gönner sie in Vorschlag brachte, mußte der Ersatz für den Verwalter ein unermeßlicher sein; und das freute ihn in die Seele seiner Pastormutter, die diesen mißglückten Posten noch immer nicht verwinden konnte. Aufgethaut, wie er einmal war, schwoll ihm das Herz von stolzem Glück. Noch nie

hatte ein Mensch ihn gefragt: Wie ist dir's ergangen? Wie hast du's getrieben in deinen langen acht Lebensjahren? Noch nie hatte er einem Menschen die Wohlthäter rühmen können, die ihm der Inbegriff alles Würdigen waren; der alte Herr lächelte über die treuherzige Weitschweifigkeit des kleinen Schwätzers und selber das stille weiße Fräulein belebte sich bei der Vorführung von Pastorvater und Pastormutter, von den sechs großen Schwestern und der kleinen siebenten, die eigentlich sein Zwilling sei. Auch Kantor Beyfußens und der litthauischen Lene wurde gebührentlich Erwähnung gethan, und nur erst als der alte Herr ihn mit der Frage unterbrach: ob er den alten Mehlborn kenne? da stockte der Redefluß einen Augenblick, dann jedoch wurde wahrheitsgemäß erwidert, der Decem kenne den Herrn Amtmann freilich ganz genau, da selbiger ja auch sein Herr Pathe sei und es früherhin so gut mit ihm gemeint habe, daß er ihn sogar zu seinem Inspector machen wollen. Seit dem Tode der Frau Amtmännin könne der Herr Amtmann den Decem aber nicht mehr leiden und seitdem der Herr Amtmann hinunter auf das Thalgut gezogen sei — —"

Der alte Herr fuhr von der Bank in die Höhe. „Wie, was!" brauste er auf, „der Mehlborn wohnt nicht mehr im Schloß? Aber zum Henker! das verdirbt mir ja das halbe Gaudium! Wann ist er denn — — —" Er hatte nicht Zeit die Frage zu vollenden; denn „dort kommt der Herr Prediger, lieber Onkel!" rief das weiße Fräulein; und wirklich bog Pastor Blümel, bereits im

Ornat, hastigen Schrittes um die Gartenhecke. Röschen flatterte wieder vor ihm her wie ein Schmetterling.

Der fremde Herr ging ihm mit ausgestreckten beiden Händen entgegen.

„Ihr liebes Töchterchen hat unser Incognito zu Ihnen ungelegener Stunde aufgehoben, Herr Pfarrer," sagte er. „Richtig gespürt hat indessen das kleine Ding. Ich bin in der That der General von Hartenstein, und diese hier ist meine Nichte, die Tochter des Propstes, den Sie ja kennen."

Pastor Blümel freute sich — und wie von Herzen! — des ersehnten Bekanntwerdens, bedauerte, durch sein Amt für ein Paar Stunden in Anspruch genommen zu sein; rechnete aber, wie sein Liebling wiederum richtig vorausgespürt, auf das Glück, Onkel und Nichte als Mittagsgäste in seinem Hause zu begrüßen.

Der General nahm ohne Umstände an. „Es ist ein leidiger Anlaß," sagte er darauf, „der mich zum ersten und voraussichtlich zum letzten Male in meine Besitzung führt. Davon indessen später. Leider höre ich, daß mein Pächter seine Residenz verlegt hat. Besucht er Ihre Kirche regelmäßig?"

„Nur noch die seines eigenen Gutes, das mein Filial ist, Excellenz."

„Bon!" versetzte heiter die Excellenz. „So möchte ich heute seinen Kirchenplatz einnehmen. Denn vor der Eröffnung, die ich ihm zu machen habe, und auf die ich mich bei aller Kläglichkeit des Anlasses freue wie ein Schneekönig, item vor dieser Eröffnung an

seiner Seite Ihren Segen, Herr Pfarrer, zu empfangen, würde mich einigermaßen gotteslästerlich angemuthet haben."

Die beiden Herren schlugen den Kirchpfad längs der Gartenmauer ein. Röschen flatterte wieder voran, Mama den zusagenden Bescheid zu hinterbringen. Decimus ging mit dem weißen Fräulein hinterdrein. Beide schwiegen eine Weile still. Der Bauernjunge im blauen Leinenkittel wußte nichts, womit er das vornehme, weiße Fräulein privatim hätte unterhalten können und das vornehme weiße Fräulein mochte von dem Bauernjungen bereits zur Gnüge unterhalten worden sein. Endlich fragte sie aber doch:

„Du hast wohl noch niemals durch ein Fernglas gesehen?"

Er antwortete „nein;" weil er jedoch allemal beherzt wurde, wenn auf seine Wunder die Rede kam, setzte er hinzu: „Ich möchte aber alle Tage durch solche Gläser sehen können."

„Hast du schwache Augen?"

„Nein, Falkenaugen, sagt die Mutter."

„Wozu brauchst du dann ein Glas?"

„Weil ich in den Himmel blicken möchte."

„An den Himmel meinst du wohl, Decimus. In den Himmel blicken wir hinieden nicht. Wenn du größer wirst, mußt du einmal auf eine Sternwarte gehen."

Decimus fragte, was eine Sternwarte sei, und das weiße Fräulein belehrte ihn soweit als ein zehnjähriges,

frühreifes Kind über ein derartiges Institut, dessen forschende Insassen und deren Werkzeuge zu belehren vermag. Sie erzählte auch, daß sie mit ihrem älteren Bruder von dessen Hofmeister auf das Observatorium ihrer Vaterstadt geführt worden sei und daß sie durch ein mächtiges Fernrohr die Berge auf dem Monde deutlich gesehen habe und eine Menge Sterne, die sie mit bloßen Augen gar nicht wahrgenommen, deutlich wie die leuchtendsten am Himmel.

„Ist Ihre Vaterstadt weit?" fragte Decimus mit fliegendem Athem. Ihm schwindelte das Hirn.

„Sehr weit," antwortete das weiße Fräulein. „Ich glaube aber eine Sternwarte gehört zu jeder Universität und Ihr habt ja mehrere Universitätsstädte in der Nähe. Gestern haben wir in einer übernachtet und heute wollen wir in einer anderen übernachten. Da kannst du ja leicht einmal hinkommen, Decimus."

Wie viele Menschen sind sich wohl bewußt, in welchem Momente die Sterne, welche ihr Leben regieren sollten, zum ersten Male an ihrem Horizont gedämmert haben? Dem Hirtensohne von Werben dämmerte der seine in den Minuten, wo das schöne weiße Fräulein ihm verkündete, daß die großen und kleinen Lichter am Himmel Welten seien, wie unsere Erde eine ist und daß es kluge Männer gäbe, die ihre Bahnen zu berechnen wissen.

Unter der Kirchthür trafen sie mit den beiden Herren und Röschen zusammen; die älteren Schwestern

waren schon vorausgegangen; Frau Hannah gestattete sich an diesem Ausnahmsfeste Herrendienst vor Gottesdienst gehen zu lassen. Da der Prediger seinen Eingang durch die Sakristei zu nehmen hatte, wurde Decimus mit der Ehre betraut, die Herrschaft in den Patronatsstuhl zu geleiten. Lydia erklärte indessen, daß sie des Oheims Rückkunft auf dem Gottesacker erwarten werde.

„Du kleine Betschwester willst die Sabbathfeier schwänzen?“ fragte Herr von Hartenstein lachend.

„Der Vater würde es nicht erlauben,“ versetzte Lydia sehr leise, aber bestimmt.

Der General stampfte mit dem Fuße. „Narrethei und kein Ende!“ rief er unwillig. „Allons, voran!“

Pastor Blümel aber sprach nach einem langen Blick in das bleiche, ernste Kindergesicht: „Ihre Nichte handelt recht, Excellenz!“ Und seit diesem ersten Blick hat er nicht minder wie sein Decem Lydia von Hartenstein wie eine Idealgestalt in seiner Seele gehegt.

So blieb das weiße Fräulein denn zurück und das Pfarrröschen wurde ihr zur Gesellschaft vom Kirchenbesuche dispensirt. Sie klatschte vor Vergnügen in die Hände, während die Andere sich still auf einen alten Pastorgrabstein neben der Kirchthür niederließ.

Decimus dagegen schritt als Majordomus dem Gutsherrn voran zu dem Erbstuhl der Werben, und nahm, auf des Herrn Befehl, auch an seiner Seite Platz, welche Auszeichnung halb eingeschlummerte böse Erinnerungen an das Hutmannshaus in der frommen

Zuhörerschaft aufstörte. Denn so klug wie sein Röschen war Pastor Blümels Gemeinde auch: männiglich erkannte den General an Bart und Stern. „Die Excellenz!“ raunte man sich von Ohr zu Ohr. Solch denkwürdigen Gottesdienst hatte man in beiden Werben nicht erlebt, seit anno 17 die Luthereiche gepflanzt worden war. Nicht das älteste Mütterchen nickte ein; alle Augen hingen an dem stattlichen Herrn, dessen mächtiger Baß Orgel und Chor übertönte. Decimus hielt ihm gewissenhaft das Gesangbuch unter das Gesicht, weil der alte Herr aber vorzog, ohne Brille sich in der Kirche umzusehen, statt mit der Brille in das Buch, sang er aus dem Kopfe und wollte der Kirchenvoigt, als er den Klingelbeutel herumtrug, erhorcht haben, daß der Herr der Melodie des Morgenliedes: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,“ den Text des Reiterliedes: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ untergeschoben habe. Der Kirchenvoigt meinte indessen, einer Excellenz, die statt eines Pfennigs einen Thaler in den Klingelbeutel stecke, einer solchen Excellenz werde ein Text nach ihrem Gusto wohl zu gestatten sein.

Nun aber die Predigt. Sie klang vom ersten Gruß bis zum letzten Amen wie eine Ruhmeshymne nicht nur in den Ohren der friedfertigen Gemeinde, sondern auch in denen des tapferen Waffenbruders, zu dessen Ehren der sorgfältig ausgearbeitete Perikopentext für den nächsten Jahrgang bei Seite gelegt und dem heroischen Priestergeschlecht der Makkabäer ein heroisches,

königlich preußisches Soldatengeschlecht an die Seite gestellt worden war. Niemals hatte Konstantin Blümel schwungvoller extemporirt, niemals waren ihm seine großen Erinnerungen so freudig aus der Seele geströmt. Er schilderte den Lebenslauf eines vaterländischen Helden vom ersten Erwachen noch unter des einzigen Friedrich wehender Siegesfahne, durch Drangsal und Erlösung bis zu den abschließenden drei Salven über dem frisch gefüllten Hügel. Dem närrischen Decem fiel über der Rede das gestrige Abendlied ein und Mutter Sonne wurde ihm zu einem hohen General. „Er kommt und leuchtet und strahlt uns von ferne und läuft den Weg gleich als ein Held."

In der Gemeinde hatte die Predigt einen gewaltigen Eindruck gemacht und der „neue" Pastor sammt seinem Preußenthum binnen achtzehn Jahren den ersten festen Schritt in die Gemüther gethan. Seit heute wußte man, was man an dem Manne und an dem Vaterlande, welches das unsere geworden war, besaß. „Sprit haben sie diese Preußen," sagte am Abend in der Schenke der Schulze Thränhard zu dem Hoferben des alten Walbe. „Und Kurage haben sie auch, das muß man ihnen lassen. Aber, aber, wenn's mit den drei Salven nur nicht vorgespukt hat, Nachbar!"

Auch der gefeierte Held sagte auf dem Heimwege zu dem Prediger: „Wolle der Himmel, Freund, daß die Grabrede, die ich einmal nicht hören werde, so rühmlich lautet wie die, mit welcher Sie mich heute a priori erbaut haben." Und der alte Herr lachte bei

den Worten, doch mit einer Thräne in der Wimper; Pastor Blümel aber hätte die drei Salven lieber ungelöst gelassen.

Weit unbefriedigender war der Erfolg, welchen das Pfarrröschen mit seiner Gespielin erzielte. Sie hatte das kindesmögliche vorgeschlagen, das närrische Mädchen von dem alten Pastorstein fortzulocken: Blumen pflücken, Kränze winden, im Garten Beeren suchen, zu Mama in das Haus gehen, Kochen's spielen und wer weiß was noch. Das närrische Mädchen hatte zu einem wie dem anderen schweigend den Kopf geschüttelt, während des Gesanges und der Liturgie unbeweglich mit gefaltenen Händen gesessen und als sie drinnen die Predigt beginnen hörte, aus einem Täschchen, das ihr am Gürtel hing, ein kleines neues Testament hervorgezogen, in welchem sie die Kapitel des Evangeliums und der Epistel des Tages andächtig las. Röschen war während dessen in das Haus gelaufen und rasch zurückgekehrt, in einem Arme ihre Wickelpuppe, in der anderen ihre Tirolerin, die sie mit Stolz präsentirte. Da das närrische Mädchen aber nur abwehrend mit der Hand winkte, hatte Röschen ein Mäulchen gezogen, dann aber hell auf gelacht und ohne sich weiter um ihren Gast zu kümmern, begonnen, sich auf eigene Hand zu unterhalten. Sie pflückte zwischen den Gräbern Wegebreitblätter und kleine Blüthen, heftete sie mit Dornen zu zierlichen Puppenhütchen zusammen und legte sie auf einem Leichenstein wie in einem Putzladen aus, dem die Tirolerin als Ladenmamsell präsidirte.

Röschen hätte bei ihrem Geschäft gern ein Liedchen gesungen mit den Lerchen hoch oben im blauen Himmel um die Wette; aber das schickte sich dicht an der Kirchthür, während Papa predigte am Ende doch wohl nicht; Röschen sang ihr Liedchen nur im Herzen.

So saßen die beiden Kinder, jedes nach seiner Art beschäftigt, auf den alten Pastorsteinen sich still gegenüber bis die Leute aus der Kirche kamen und nun auch Decimus sich zu ihnen gesellte.

„Du hast zu Hause wohl viel schönere Puppen als meine?“ fragte Röschen, während sie selbander nach der Pfarre gingen.

„Ich habe gar keine Puppen,“ antwortete Lydia; „aber die mit welchen meine Schwestern spielen sind nicht so schön gekleidet wie diese.“

„Mit was spielst du denn aber, wenn du keine Puppen magst?“

„Ich habe sonst mit meinem kleinen Bruder gespielt und jetzt spiele ich mit meinem Schwesterchen.“

„Wie alt ist denn dein Schwesterchen?“

„Sechs Wochen.“

„Aber mit einem Wickelkinde kann man doch nicht spielen.“

„Doch! Besser wie du mit deiner todten Wickelpuppe.“

„Ich spiele mit meiner Wickelpuppe aber auch nur, wenn mein Mus nicht da ist. Sonst spiele ich immer mit meinem Mus.“ Und dabei zupfte sie ihren Mus neckisch an den Haaren und flüsterte ihm in das Ohr:

„Du, Mus, dies fremde Mädchen ist noch weit närrischer wie du mit deinen Sternen."

In der Weinlaube vor dem Hause empfing Frau Hannah ihre Gäste. Da an diesem außerordentlichen Tage das Abhalten der Betstunde dem Adlatus Beyfuß übertragen, das Diner demnach zu einer späteren Stunde als der, in welcher Excellenzen ihr Frühstück zu nehmen pflegen, angesetzt worden war, hatte die kluge Hausfrau für einen Imbiß gesorgt, einen Ohnmachtsbissen, wie sie lachend sagte, weil Kirchenluft zu zehren pflege. Die Excellenz lobte ihre Fürsorge und that ihr Ehre an; alle Anderen aber auch; sogar das weiße Fräulein, von welchem Decimus es doch weit natürlicher gefunden haben würde, wenn es sich blos von Mondenschein und Sonnenstrahlen genährt hätte.

Nach dem Ohnmachtsbissen verfügten die beiden Herren, um durchaus ungestört zu sein, sich in das geistliche Gemach; auf besonderen Wunsch der Excellenz folgte ihnen die Hausfrau, nachdem sie ihre wirthlichen Obliegenheiten mit den exactesten Vorschriften, den beiden erwachsenen Töchtern, die noch im Hause waren, übertragen hatte; die Kinder tummelten sich im Garten.

Der General von Hartenstein gehörte von Natur nicht zu der Species, die aus ihrem Herzen eine Mördergrube macht. Heute aber war ihm erst unter dem Heldenlauf im Gotteshause und dann unter den fröhlichen Menschengesichtern in der Gartenlaube die Seele absonderlich flott geworden und sprudelte er nun ohne

Bedenken aus, was bis zur Stunde schwer auf ihr gelastet hatte.

„Habe ich," so hob er an, „jemals eine Kreatur gehaßt, so ist es diesen Mehlborn. Denn einen Feind, den er bewundert, wie den Napoleon etwa, den haßt kein Soldat, so was mir hassen heißt. Er ringt mit ihm Mann wider Mann, und giebt Gott die Ehre, hat er ihn abgethan. Aber diese bäurische Kanaille, — zertreten möchte ich sie wie ein widriges Reptil!"

Pastor Blümel schreckte mit einer Geberde des Entsetzens zusammen. Sein Gast reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand und sagte mit seinem Hartenstein'schen kordialen Lachen: „Beruhigen Sie sich, frommer Herr. Ich erfreue mich, Gott sei's geklagt! nicht des nervus rerum, mit dessen Hülfe einem Mehlborn der Garaus gemacht wird; nur auf einen, — nun wie sage ich doch gleich? — nun, auf einen Schabernack ist es abgesehen, und dieses Gaudium denke ich mir heute Nachmittag zu bereiten, indem ich zu dem Patron sage: „Unser Kontrakt läuft mit diesem Jahre ab. Die Pachtung ist anderweitig vergeben. Mein Justitiarius wird Ihr Darlehn tilgen sammt Zins und Afterzins. Salve, auf Nimmerwiedersehen!" Der Scherz ist mir zur Hälfte vereitelt, da ich den Schächer nicht mehr aus dem Tempel jagen kann. Den kleinen Racherest sollen Sie mir aber gönnen, Freund. Denn, Hand auf's Herz: wie würde Ihnen zu Muthe sein, wenn Sie, ein alter, lendenlahmer Wicht wie ich, Ihren Sohn, Ihr einziges Kind, am Rande eines Abgrundes taumeln

sahen und der Nächststehende, der, welcher allein ihn retten konnte, zog seine Hand zurück und ließ ihn sinken."

„Excellenz — —"

„Still, Freund, still! Ich weiß, was Sie mir vorhalten dürfen. Die Stirnlocke hat sich mir weit über die ziemlichen Jahre hinaus gebleicht und ich ziehe kein Jota von meiner Thorheit ab. Auch meinen armen Jungen kann und will ich nicht reinwaschen. Aber was wollen Sie? Er wuchs heran in einer thatenreichen Zeit und ward zum Mann in diesen faulen Schlendertagen. Seitdem wir Hartensteine von Ahnen wissen, rumort in unseren Adern Soldatenblut. Nehmen Sie meinen Bruder an, den Propst, zu welchen Windmühlenkämpfen die Hartenstein'sche Ader ihn hetzt. Sie werden ihn einen Don Quixote nennen — —"

„Gott sei dafür, Excellenz!" unterbrach ihn der Pastor mit Wärme. „Es ist als Diener im Amt mein bitterster Schmerz gewesen, die Toleranz zur Tyrannei werden zu sehen und es ist nur natürlich, daß die Treue den Trotz gebiert."

„Nun wie Sie wollen, Pastor," entgegnete der General. „Um so eher werden Sie zugestehen, daß es ein Kunststück ist, wenn solch ein prickelndes junges Soldatenblut am häuslichen Herdfeuer ausdauert, ohne überzuschäumen oder einzusickern. Eine zärtliche Huldin wie meine Schwägerin Ottilie, so ein Weib in Gottes Namen, die hätte das Kunststück allenfalls fertig gebracht, aber diese bäurische Marzibille — —"

„Verzeihen Sie, Excellenz," fiel bei dieser Wendung Frau Hannah dem aufgebrachten Herrn in das Wort. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihr Urtheil über die Mutter Ihrer Enkel zu berichtigen wage. Frau Brigitte von Hartenstein ist nicht nur eine charaktervolle, sie ist auch, — trotzdem sie meine Schülerin war, fragen Sie nur Konstantin, — eine gediegen gebildete Frau."

„Aber wer bestreitet denn das, Verehrteste?" erwiderte der General. „Gediegen wie eine Barre. Mit ein wenig unsoliderem Zusatz legirt, würde sie handlicher geworden sein. Sie lächeln, werthe Frau? Ei nun, so zu lächeln hätten Sie Ihre Schülerin lehren sollen. Aber solch eine Gangart, wie auf hoch gespanntem Seil, Schritt für Schritt, die Balancirstange in der Hand und zwischen den Lippen einen scharf geschliffenen Stahl, — — still davon! Es ist überstanden. Was übersteht Einer nicht? Mein armer Junge, — helf' ihm Gott! Der Kaukasus ist eine Schule. Zum äußersten ein Tscherkessenblei! — Den Vater, der schon in der Rheincampagne gefochten, trifft's, ist der Himmel gnädig, nicht mehr m i t. Still davon!"

Der alte Herr machte eine Pause. Es ging kein Athemzug durch das geistliche Gemach.

„Was ich aber niemals überwinden kann und will," so fuhr der General, nachdem er sich gefaßt hatte, fort, „was mich stacheln wird, so lange meine Augen offen stehen, ist, daß ich auf mein Fleisch und Blut den geringfügigsten Einfluß, ja den natürlichsten Antheil an demselben verwirkt haben soll, daß ich, ohne

es hindern zu können, erleben muß, wie der alte, tapfere, lebensfrohe Pulsschlag meines Geschlechtes entartet dort unter der Geißel eines Schwärmers, hier unter dem Dreschflegel in einer Bauernfaust."

Pastor Blümel saß still in sich versunken; er durchlebte im Geiste die Peripetien eines Vaterherzens, das sich in derlei wunderlichen Sprüngen des Leides und der Laune offenbarte und überließ auch diesmal seiner Hannah das beschwichtigende Wort an seiner Statt auszusprechen.

„Wer, der selber Kinder hat, empfände diesen Stachel Ihnen nicht nach, Excellenz," sagte sie seufzend, setzte darauf aber mit ihrem wirksamen Lächeln hinzu: „Wenn indessen der Verdruß eines Widersachers ein Trost ist, so halten Sie sich an den, daß der mütterliche Großvater Ihrer Enkel den nämlichen Pfahl in seinem Fleische fühlt, da die Tochter auch ihm den geringfügigsten Einfluß auf ihre Kinder verwehrt und dieselben seinem Zürnen zum Trotz in gebildeten Lebenskreisen erzieht."

„Wirklich! wirklich!" rief der alte Herr, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Ei nun, ähnlich sieht ihr diese kindliche Gemüthlichkeit, und Sie haben Recht: ein Trost bleibt es immer, wenn auch nur ein halber. Jetzt aber steht es fest: Morgen dringe ich bei ihr ein, mag sie ein Gesicht schneiden, so sauer sie es fertig bringt. Ich will und muß mich überzeugen, was sie aus den Kindern macht, ich will und muß meine Enkel wiedersehen, — vielleicht zum letztenmale sehen. Und

nun zur Hauptsache: Wie, glauben Sie, wird Brigitte die Ueberraschung aufnehmen, daß ich Hochwerben verkauft habe?"

„Verkauft — und nicht an den Amtmann?"

„Würde es dann für Brigitte eine Ueberraschung sein? Nein, an meine Schwägerin." —

„Die Gemahlin des Propstes?"

„Leider nicht an sie. Auch diese liebe Seele ist eine Hartenstein geworden, das heißt, sie hat ihre Geldtasche nicht fest genug gehalten, um einen alten Familiensitz gegen einen Mehlborn zu behaupten. Just ihr indessen wird der Handel wie jetzt, so hoffentlich dereinst zu Gute kommen. Die Käuferin ist ihre Tante, Schwester ihrer Mutter und meiner seligen Frau; ein lediges Fräulein in meinen eigenen blühenden Jahren, die letzte der Werben."

Hätten in dem bescheidenen Pfarrhause schöngeistige Zeitblätter Eingang gefunden, so würde für dessen Insassen die neue Patronin keine Unbekannte gewesen sein. Denn da erschien wohl selten eine Correspondenz aus „Elbflorenz", ohne Thusnelda's von Werben als einer Polyhymnia, oder mindestens Mäcena zu gedenken. Ihr Geist, ihre Originalität, ihr Harfenspiel, die schönsten Frauenarme, — noch im siebenzigsten Jahr! — wurden gerühmt und sogar besungen; aufrichtig besungen, denn Ironie zählte nicht stark zu der Aesthetik ihrer Zeit und Zone. Das gastliche Werben'sche Haus in der Ostraallee, als dessen Specialität es galt, daß neben ausgesuchten künstlerischen Genüssen diejenigen, welche

Leib und Seele zusammenhalten, nicht verabsäumt wurden, war ein Zielpunkt der einheimischen wie durchziehenden haute volée; auch der des Geistes, und letztere revanchirte sich für obenerwähnte Genüsse durch obenerwähnte Huldigungen.

Aber Pastor Blümel und seine Hannah gehörten zu keiner Art von haute volée, leider ja nicht einmal zu der des Kirchenthums; sie waren in der neuen Provinz niemals über ihre beiden kleinen Nachbarstädte hinausgekommen, hatten niemals ein Exemplar der Abendzeitung oder eleganten Welt in der Hand gehalten und da weder die preußische Staatszeitung, noch ein theologisches Fachblatt der Harfenkönigin Thusnelda von Werben jemals Erwähnung gethan, gutsherrliche Traditionen aber seit einem Menschenalter in der Gemeinde erloschen waren, war nicht blos die Bedeutung, sondern sogar die Existenz einer noch lebenden Werbenschen Schwester neben den beiden verblichenen dem Pfarrerpaar eine absolute Neuigkeit; um so lebhafter aber auch das Interesse an dem, was der bisherige Patron mit bravem Reiterhumor von der gegenwärtigen Patronin berichtete.

Eingängliches war es just nicht und eine Besserung der Patronatszustände deutete es leider auch nicht an. Ein geistreiches Weltkind, das in der Jugend, wenngleich reich und schön, den Dienst der Musen dem der Laren vorgezogen, nach dem Verlust einer trefflichen Singstimme es im Harfenspiel zu ungewöhnlicher Virtuosität gebracht und den Mittelpunkt eines großen

geselligen Kreises gebildet hatte, darauf beschränkte sich ungefähr, was der Schwager von der Schwägerin wußte, oder mitzutheilen beliebte. Die Dame war überdies — keineswegs aus religiösem Drang, sondern lediglich weil das Vaterland ihren gesteigerten ästhetischen Bedürfnissen Gnügendes nicht mehr bot, — in alten Tagen noch gen Rom gepilgert, mit der noch kürzlich ausgesprochenen Absicht, bei Lebzeiten nicht in die Heimath zurückzukehren, dahingegen dereinst ihre Gebeine, statt unter der Pyramide des Cestius, in der Werben'schen Erbgruft eine Ruhestatt finden zu lassen. „Ein Indicium," so meinte der alte Herr, „daß auch in der verdrehtesten aller schöngeistigen und freigeistigen Schrauben eine patriarchalische Erbader nicht zu verwüsten ist."

„Meiner Person," so erklärte er weiterhin, „war die Harfenistin wie man so sagt spinnefeind. Nicht sowohl aus königlich sächsischem Patriotismus, denn die Musen und ihre Jünger sollen ja Kosmopoliten sein; vielmehr aus Verdruß, weil ihr Vater meiner Frau und nicht ihr, der ältesten Tochter, die Werben'schen Erbgüter hinterlassen hatte. Zugegeben, daß sie dieselben standhafter als meine gute Sidonie behauptet haben würde. Die Harfenistin hat ihre baare Abfindung zwischen ihren geschmeidigen Fingern nicht nur wacker zusammengehalten, sondern dieselbe noch klüglich vermehrt; auch von anderer Seite ist ihr eine Erbschaft zugefallen, sie gilt für eine sehr reiche Person und hatte das Zeug dazu, es zu werden. Aber was wollen Sie? Zum Erben von Land und Leuten sucht ein Mann sich einen Mann

und wenn Künstlerinnen auch nicht altern, der Vater rechnete nicht nach dem Genie, sondern nach dem Kalender und dachte: immer noch besser ein preußischer, mit einem Sohne gesegneter Oberst, als eine sächsische alte Jungfer. Kurz und gut: Sidonie erhielt die Güter und die Fäden zwischen der Harfenkönigin und der Soldatenfrau rissen seitdem kurz und klein. Ich that daher schlechthin einen Schuß in's Blaue, — auch, weiß Gott! nicht mit vergnüglichem Herzen! — als ich ihr vor einiger Zeit den Vorschlag machte, das letzte Familiengut den Krallen dieses Mehlwurm zu entwinden, will sagen, es mir zu einem civilen Preise abzukaufen, und seit dem Abschied von meinem armen Jungen hat mir zum erstenmale wieder ein Tropfen geschmeckt, als sie umgehend, kurz und bündig, meinen Vorschlag acceptirte und eine Kaufsumme bewilligte just hinreichend, daß kein Schmuhl und kein Mehlborn sagen sollen, sie seien durch die Hartenstein Vater und Sohn um eines Deutes Werth zu kurz gekommen. Für die Enkel mag Einer sorgen, dem Sorgen leichter wird als den Hartenstein. Eingebüßt haben sie durch den Handel nichts, — der alte Bauer wird das ausgezahlte Kapital nicht zum Fenster hinauswerfen; — leicht aber könnten sie nach anderer Seite einer Erbaussicht näher gerückt worden sein. Mein Sohn und Ottilie sind Thusneldens nächste Blutsverwandte und wird sie den alten Stammsitz nicht, wie vielleicht ihr bewegliches Vermögen, in fremde Hände kommen lassen. Blieb also nur die Rücksicht auf Brigitte, — —".

„Die," fiel die Pastorin ein, „dafür bürge ich, Excellenz, aus der Entäußerung weder Ihnen einen Vorwurf machen, noch auf einen Vortheil für die Zukunft rechnen wird."

„Nun um so besser!" versetzte gutmüthig der alte Herr. „Ich will kein Vatergefühl für diese Tochter heucheln, kann ihrerseits mich auch keiner Tochterzärtlichkeiten rühmen. Allein auf Rosen ist sie in meiner Familie nicht gebettet gewesen und sie zu guterletzt noch mit einem Dorne ritzen zu müssen, würde mir wahrlich den sonst so erwünschten Handel verleidet haben."

Der alte Herr machte von Neuem eine Pause; auch das Pfarrerpaar schwieg. Er wie sie legten nach ihrer Art sich die Veränderungen zurecht, die urplötzlich über eine liebe Heimath gekommen waren.

„Nach dieser Eröffnung," hob Herr von Hartenstein wieder an, „bin ich noch mit einer zweiten im Rest, die Sie, Freund, als Ortspfarrer nicht sonderlich anmuthen, Ihr gutes Herz aber, denk' ich, mit mir alten Schadenfroh einigermaßen aussöhnen wird, da dieses Anliegen weit mehr als der Mehlborn'sche Kitzel es war, das mich bewogen hat, in den sauren Apfel der Unterhandlung mit meiner feindlichen Schwägerin zu beißen. Es handelt sich um meinen Bruder, den Propst. Sie kennen ihn und wissen, wie er sich gegen die Auslegung dreier Buchstaben gebäumt, Amt und Brod dafür in die Schanze geschlagen und, wie billig, den Kürzeren gezogen hat. Sie werden vielleicht auch gehört haben, in welcher Weise er es seitdem unter den

Getreuen seiner alten Gemeinde getrieben, dem Anschein nach als Privatmann, in Wahrheit als geistliches Parteihaupt, kurz und bündig: als conservativer Revolutionair. Der Name Hartenstein hat ihn bisher geschützt; aber die Allerhöchste Langmuth ist erschöpft. So oder so: er muß zur Ruhe gebracht werden. Sehr möglich, daß es dem Starrkopf gar nicht unerwünscht gewesen wäre, hinter Schloß und Riegel mit einer bescheidenen Märtyrerkrone verehrt zu werden, und bei einem Umschlag im Regiment, — wie er sich fest überzeugt hält, — mit einer Siegerkrone um so strahlender zu leuchten. Zu seinem Glück oder Unglück ist er seinem Helden Luther aber auch in den heiligen Ehestand gefolgt und hat die Familiensorge, zumal bei seiner Kränklichkeit, ihn mürbe gemacht. Was soll ich weiter sagen? Er ist ein Hartenstein; das heißt ein unbesonnener Haushalter und ein Stümper in allem, was die Welt Geschäfte nennt. Schon als er die reichste Pfründe der Provinz inne hielt, kam er niemals aus. Seitdem er sie verscherzt hatte, seitdem es obendrein galt, abgesetzte Amtsbrüder, bedürftige Glaubensgenossen, Schüler und Konventikel zu unterstützen!, Tractaten auf eigene Kosten drucken zu lassen, lebte er von der Schnur. Allerwege offenes Haus und offene Hand, allerwege wie ein Prälat im guten Glauben apostolischer Einfachheit; dazu unkluge Anlagen und superkluge Anwälte, insolvente Schuldner und insolente Gläubiger, wer, der ein Hartenstein ist, wüßte nicht ein Lied über diesen Text zu singen? Wenn uns die Schuppen von den

Augen fallen ist es regelmäßig zu spät. Enfin: Noth bricht Eisen; er geht in's Exil, will sagen: nach Werben!"

„Nach Werben?" rief das Pfarrerpaar aus einem Mund.

„Nach Werben! In das Bereich der alten Heidin Thusnelda, die er mit Augen zwar niemals gesehen, mit Worten jedoch um so öfter in den Bann gethan hat. Sauer genug mag es ihm ankommen. Aber der Blöße mußte ein Anstandsmäntelchen umgehangen werden. Er ist trotz allem und allem ein Hartenstein und die Heidin trotz allem und allem eine Blutsverwandte. Wo würde er einen schicklicheren Ruheplatz gefunden haben? Das Schloß wird restaurirt; nicht, wie mir die alte Kunstseele schreibt, weil sie selbst es jemals zu bewohnen gedächte, sondern weil sie sogar in Rom keine Freundin von Ruinen geworden sei, am wenigsten von modernen. Da aber bewohnte Räume sich besser als unbewohnte erhalten, könne es ihr nur erwünscht sein, wenn dieser posthume Kirchenvater sich in den ihren einen Familientempel errichten wolle. Nun, ich sollte denken, Freund, daß man weniger demüthigend keine Nothhülfe leisten könne."

„Aber, Excellenz," entgegnete Pastor Blümel, „eine Gemeinde, eine Landschaft, in welcher der eiferartige Herr weit und breit keinen Gesinnungsgenossen treffen wird — —"

„Sind eben darum die geeigneten für den eiferartigen Herrn," versetzte der General. „Die Isolirhaft auf einem Familiengute, das binnen Kurzem voraussichtlich

sein Erbe sein wird, — denn die Mehlborn'sche Kreuzung in meinem Nachwuchs wird, fürchte ich, der letzten der Werben nicht sonderlich anziehend sein, — in lachender, wohlhäbiger Umgegend kann sich ein Märtyrer schon gefallen lassen. Dieser Blick in das Thal — — ich hätte hier wohl meine Tage beschließen mögen. Vorbei, vorbei! Ich sterbe wie ich gelebt, als ein Hartenstein, als Soldat!"

Der alte Herr sprang auf und machte einen Gang durch das Zimmer. „Uff!" rief er, „solch ein Vortrag strapazirt ärger als ein Gefecht. Ein Glas Wasser, bitte, liebe, freundliche Frau!"

„Eine Flasche Wein, Hannah!" verbesserte ihr Konstantin.

Frau Hannah holte und kredenzte den Labetrunk. Der alte Herr küßte ihr dankbar die Hand und fuhr, nachdem er sich zu einer abschließenden Anstrengung gestärkt hatte, also fort:

„Sie werden die Beweggründe einsehen, aus welchen ein kaum Gekannter mit dem Vertrauen eines alten Freundes diese Intimitäten vor ihnen enthüllt hat; werden den Mann, der Ihr nächster Nachbar, wenn auch nimmer Ihr Beichtsohn werden wird, aus seiner Lage heraus beurtheilen und wenn seine Familie, in ihrer völligen Fremde, Rath und Hülfe von Ihnen erbittet, werden Sie rathen und helfen. In diesem guten Glauben wende ich mich zunächst an Sie Frau Pfarrerin. Ich denke morgen in X. einen Bauverständigen für die Restauration des Schlosses anzuwerben. Kaum

und Komfort für eine Familie der höheren Stände, nicht mehr, nicht weniger fordert meine Mandatarin. Da ich selbst indessen zu häuslichen Anordnungen tauge wie jener Wohlbekannte zum Lautenschlagen, habe ich mir als Adjutanten mein Nichtchen mitgebracht."

„Das Kind, Excellenz?"

„Ja lächeln Sie immerhin, werthe Frau: die Lydia ist nur den Jahren nach ein Kind. Um ehrlich zu sein, ich, für meine Person, wüßte mit solchem Dämchen Heiligkeit nicht etwas rechtes anzufangen. So wie Ihre Kleine wünschte ich mir meine Enkelin. Haben Sie sie kürzlich gesehen, Frau Pfarrerin?"

Frau Hannah verneinte und Herr von Hartenstein meinte, halb mißgestimmt und halb galant, er fürchte, seine Sidi sei zu sehr ihrer Mutter Kind, um mit Frau Hannah Blümels Sprößlingen Aehnlichkeit zu haben.

„Abgesehen davon," setzte er mit einem Anflug von Bitterniß hinzu, indem er die rechte Schulter in bedeutungsvoller Weise in die Höhe zog. „Still davon! Ich weiß nicht, ob viele Kinder aus der Wiege fallen, aber das weiß ich, ein Kind Ottiliens würde nicht aus der Wiege gefallen sein. Die arme Kleine! Still, still! Wir sprachen ja von Lydia. Wollen Sie glauben, daß das Mädchen bei seinen zehn Jahren die Seele des Hauses ist? Dem lässigen älteren Bruder eine anspornende Lerngenossin, den jüngeren Schwestern eine Art von Gouvernante und dem Vater schon nahezu eine Freundin."

„Aber der Mutter, Excellenz?" rief Frau Hannah

schier beängstet. „Um's Himmelswillen, was ist sie der Mutter, und — verzeihen Sie, — aber was ist die Mutter?"

„Die Mutter," antwortete der alte Herr herzlich lachend, „ei nun, die Mutter ist eben das Mütterchen in der Kinderstube, und die Tochter wird ihr, denke ich, eine dienstwillige Pflegerin sein, so eine Art barmherzigen Schwesterleins, wenn sie, wie zur Stunde, wieder einmal eine ihrer Heldenthaten, — Sie verstehen mich, Frau Pfarrerin, — glorreich vollbracht hat. Die Ottilie gehört zu der schwerlich stark vertretenen Species Ihres Geschlechts, die nur die Augen aufzuschlagen wagt, wenn sie eine Wiege an ihrer Bettseite stehen sieht. Jenseit der Kinderstube hört ihr Anspruch an die Welt, wie der an sich selber auf. Nun Sie werden ja bald genug diese absonderlichen Kostgänger an unseres Herrgotts Speisetische kennen und zutreffender als ich alter Haudegen beurtheilen lernen. Was ich zunächst noch auf dem Herzen habe, Frau Pfarrerin, ist die Bitte, meine Kleine nach dem Schlosse zu begleiten und ihr eine zweckmäßige häusliche Einrichtung an die Hand zu geben. Lydia weiß und erklärt, was die Familie nach ihrer bisherigen Gewöhnung bedarf; Sie sehen zu, wie sich diesem Bedürfen in den vorhandenen Räumen ungefähr gnügen läßt. Ich übermittele Ihre Vorschläge an den Bauverständigen und verweise ihn auf Ihre fernerweitigen Anordnungen. Schlagen Sie ein, liebe, freundliche Frau?'

Die liebe, freundliche Frau schlug in die dargereichte

Hand und der alte Herr athmete auf wie erlöst von schwerer Last. Bald danach stellte, von ihm entboten, Justizrath Hecht, der Patrimonialrichter beider Werben, sich ein, mit welchem der General sich zu einer privaten Unterredung zurückzog. Als der Rath, der muntere Gesellschaft und Tafelfreuden liebte, dringende Geschäfte an Gerichtstagen daher immer zu verschieben gewußt hatte, heute, am Sonntag, „dringender Geschäfte halber" die Tischeinladung der Pfarrfreunde ablehnte und nach der Stadt zurückkehrte, um erst am Nachmittage auf dem Thalgute mit seinem bisherigen Patron wieder zusammenzutreffen, sagte die kluge Frau Hannah:

„So wahr ich lebe, Konstantin, der alte Fuchs hat bei dem Gutskauf die Hand im Spiel gehabt. Um es aber mit dem Amtmann nicht zu verderben, stellt er sich als Ueberrumpelten. Die Excellenz ist ausgeschröpft, vivat der Bauer! Wo wäre der Advokat, dem selber ein Mehlborn das Kraut nicht ein bischen fetter schmalzen müßte!"

Im Lichte gestanden hatte der schlaue Rath sich indessen stark, denn an der Pfarrtafel ging es nicht nur munter, sondern auch hoch heute her. Wäre statt der Waffeln in der Eile ein Staatskuchen herzustellen gewesen, es hätte Hochzeit oder Kindtaufe gefeiert werden können. Sämmtliche Schüsseln waren erzdelicat und der Bowle, welche die ersten Pfirsich des Pfarrgartens würzten, sprach nicht nur der weinkundige preußische General wacker zu, sondern auch das weiße Fräulein nippte wie ein Bienchen von dem süßen Trank. Dem Decem kam

überhaupt das weiße Fräulein gar nicht mehr so überirdisch vor, seit es auf dem Bleichplatze, anfänglich ein wenig ungelenk, dann aber so gewandt wie die Pfarrschwestern groß und klein, Kämmerchenvermiethen und Reifchenwerfen mitgespielt und später bei Tische die lachende, schwatzende Gesellschaft zwar erst mit großen Augen angestaunt, dann aber ganz herzhaft mitgelacht und mitgeschwatzt hatte.

„Wie meine Lydia aufthaut!" rief der alte Herr und Pastor Blümel nannte die rosige Färbung ihrer Wangen einen Anemonenhauch. Er verwendete kaum die Blicke von dem fremden eigenartigen Kinde.

Als der verehrte Held und Gast das letzte Glas mit einem Hoch auf „Kleinröschen", das er sich zur Tischnachbarschaft erbeten, geleert hatte, sprang er auf und rief:

„So, nun bin ich in der Stimmung!"

„Eine Tasse Kaffee, Excellenz?"

„Danke verbindlichst. Kaffee schlägt nieder. Jetzt rasch hinüber zum herzallerliebsten Herrn Bruder!"

Das Thalgut lag nur ein Paar Büchsenschüsse unterhalb Hochwerbens, weil aber jenseit des Flusses, konnte es zu Wagen nur in weitem Bogen über die städtische Brücke erreicht werden. Fußgänger benutzten den Fährkahn, der dicht unter dem Pfarrweinberge jederzeit bereit stand und den daher auch Herr von Hartenstein dem städtischen Umwege vorzog. Die Begleitung seines Wirthes lehnte er jedoch mit den Worten ab: „Das fromme Freundesgesicht würde mir die

Bataillenlaune dämpfen. Der Königspathe soll mich hinüber führen."

Der Königspathe ist sich in keinem seiner Stufenjahre einer Bataillenlaune bewußt geworden. Im Beginn seines zweiten schlug er schüchtern einen Haken, so oft er den widerborstigen Amtmann von Weitem kommen sah und heute hätte er hundertmal lieber als den tapferen General vor den Feind, das weiße Fräulein auf das Schloß geleitet, um, wie seine Pastormutter ihm geheißen, bei der Vermessung Dienst zu leisten. Aber was half's? Seufzend legte er Zollstock und Bindfaden, Papier und Bleistift bei Seite und schritt dem alten Herrn voran, indem er ihm auf den steilen Bergstufen seine stämmigen Schultern als Stütze dienen ließ.

Im Hofe angelangt setzte er sich dann ruhig wartend auf eine Bank vor der Hausthür, während der fehdelustige General sonder Präliminarien den Gegner wie Zieten aus dem Busche überfiel. Sein rechtskundiger Beistand traf erst eine gute Weile nach der festgesetzten Stunde ein, außer Athem zwar, aber leider zu spät, um der Katastrophe Zeuge und Meister zu werden.

Ein Gewitter hatte am Morgen vor der Sonne gestanden, seinen Ausbruch für die Nacht, oder den nächsten Tag ankündigend; die Gerstenernte war noch nicht eingefahren, daher, trotz des Sonntags, Gesinde und Zugvieh draußen auf dem Felde und im Hofe Seelenstille. Der rüstige Amtmann gönnte sich, nachdem

er zehn Stunden auf den Beinen gewesen, eine späte Mittagsruhe. Schwerlich daß ihn ein Bombenschlag erweckt hätte; aber nur eine Milchkuh brummte dann und wann im Stall und der Kettenhund bellte kurz auf, wenn die Augustfliegen ihm gar zu schamlos die Nase kitzelten.

Decimus konnte hinter Bauten und Bäumen den Tiefgang der Sonne nicht beobachten; er wußte daher nicht, wie lange er auf der Bank gewartet hatte; vielleicht ist es keine Viertelstunde gewesen, wenn es aber auch Stunden gewesen wären, die Zeit würde ihm nicht lang geworden sein. Die Tafelgenüsse und die Hundstagshitze hatten ihn halb betäubt. Er drückte seine Augen zu; es war ihm wie mitten in der Nacht. Er stand auf einer hohen Warte an des weißen Fräuleins Seite und schaute die Berge im Mond und Millionen von Sternen hellglänzend wie das liebe Siebenschwesternbild. Die Himmelslichter verschwammen in eins mit den Menschen, welche er im Herzen trug und ganz von selbst fand auch das weiße Fräulein den gebührenden Platz in der Höh'. „Lydia" nannte er den schönen stillleuchtenden Stern, den er in dieser Sommerzeit jeden Abend zuerst der Sonne folgen sah, ohne zu ahnen, daß es der nämliche treue Begleiter sei, den er im Winter Morgens als seinen Röschenstern ihr hatte vorangehen sehen.

Jach fuhr er wie aus einem Traume empor. Die Hausthür war hastig aufgerissen worden und der General auf die Rampe getreten, Hut und Stock in der Hand

und das Gesicht noch eine Schattirung höher geröthet als da er vorhin sagte: „So, nun bin ich in der Stimmung!“

Ihm auf dem Fuße folgte der Amtmann. Wirklich der Amtmann? Der arme Decem erschrak wie vor einem Gespenst. Erdenfahl das braune Gesicht, die Knie schlotternd unter den schäbigen Lederhosen, die geballten Fäuste in die Höhe gereckt. Er rang nach Athem zu einem Wort und brachte es nicht über die Lippen, die ein weißer Schaum bedeckte.

„Komm, mein Junge!“ rief der General, indem er flink wie ein Jüngling die Rampe hinabsprang und sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

Des Stillwirthigen Augen fielen bei diesem Rufe auf den Pathen, der starr an seiner Seite stand, — ach! und seine Augen nicht allein!

Was schießen doch für Funken durch ein Menschenhirn, wenn die Leidenschaft ihren Siedepunkt erreicht! Lichtblitze und Irrwische! Heldenopfer fallen, oder Sündenböcke, der nämliche Zünder hat einen wie den anderen zu Boden gestreckt.

Friedfertiges Hirtenlamm, armer Sündenbock!

Die Fäuste stürzen nieder auf dein sternenträumendes Haupt; deine rothen Backen schwellen und die blauen Augen laufen über wie Wasserbäche, — um dein junges Leben, ach, da ist es geschehen! —

Nein, Decimus, nein: der Todesstreich, auf den du gefaßt bist, er wird von dir abgewehrt und tapfer gerächt, wie es einem Königspathen gebührt, wirst du

auch. Aber das Leben ist dir nicht mehr eine Lust und die Rache kein Schmerzensgeld. Vor Scham und Thränen gewahrst du es nicht einmal, wie glorreich deine Unschuld triumphirt. Ja, solch ein Stock, solch ein alter, preußischer Heldenstock, wie Vater Blücher ihn wahrlich nicht für die Langeweile an seinem Sattelknopfe getragen hat! rechts und links fuchtelt er deinem Missethäter um die Ohren, Hieb um Hieb bläut er ihm den Rücken, bis er zusammenbrechend am Boden ächzt. Zu guterletzt noch einen Fußtritt und: „Komm, mein Junge!“ ruft der alte Herr zum zweiten Male und lacht dabei, daß ihm wie dir, armer Schelm, die Thränen über die Backen laufen. Mit solchem Bravourstück den Mehlstaub von seinen Sohlen schütteln zu dürfen, hätte der Tapfere vor zehn Minuten noch nicht sich träumen lassen.

Sobald er den Rücken gewendet hat, streckt der weiseste aller Räthe sein Haupt zwischen dem Rahmen der Hausthür hervor. Auch dieser Ehrenmann lacht, aber nur in den Bart. „O weh! Herr Amtmann,“ schreit er, „Sie sind die Treppe heruntergestolpert. Ja, diese verflixten Holzpantoffeln!“ Und er hilft seinem Gerichtsherrn auf die Beine, während die Excellenz lachend durch das Hofthor schreitet und der Königspathe bitterlich weinend hinter ihm drein schleicht.

Sehr möglich, daß es im deutschen Vaterlande jener Zeit noch keinen Hutmannssohn gegeben, mindestens keinen zehnten, der wie gegenwärtiger in seinem zweiten Stufenjahre noch nie einen Hieb empfangen hatte, und

wie hinzugesetzt werden darf, auch nicht herausgefordert. Selber Kantor Beyfuß, der handfeste Bakelmeister, senkte vor dem Quatermillionenschüler sänftiglich sein Instrument. „Leibesstrafen schänden", war eine von Konstantin Blümels pädagogischen Maximen und seinem Pastorvater keine Schande zu machen das oberste Gebot, das auf der Tafel dieses Kinderherzens von unsichtbarer Hand geschrieben stand. Und nun war er geschändet, und die Schmach brannte ihn wie eine glühende Kohle. Die Mutter würde ihn freilich lieb haben wie bisher und der Vater ihm vorhalten, daß auch sein Heiland einen Backenstreich erduldet habe: so weit tröstete ihn sein schuldloses Gewissen während des mählichen Dorfweges, welchen er die Excellenz anstatt der steilen Weinbergsstufen zurückführte. Wie aber würde sein Röschen ihn auslachen und necken! und wie sollte er dem weißen Fräulein, das er vor wenig Minuten als schönsten Stern an den Himmel versetzt hatte, mit der verrätherisch flammenden Backe und den verschwollenen Lidern unter die Augen treten? Er sprach auf dem Wege nicht ein Wort, und da er kein Feigenblatt, sein Brandmal zu verhüllen, entdecken konnte, gelangte er zu dem Ausweg, sich heimlich um den Pfarrgarten herumzuschleichen und hinter dem Hünengrabe zu verstecken bis das weiße Fräulein auf Nimmerwiedersehen über alle Berge sei.

Aber die junge Gesellschaft, welche sein Kommen von der Laube aus wahrgenommen hatte, vertrat ihm den Weg, umringte ihn und zog ihn in ihr munteres

Spiel. Die rothe Backenschwulst mochte wohl auf den Sonnenbrand geschoben werden, wenn sie nicht gar sammt der Thränenspur auf dem Wege verschwunden war, denn weder Röschen, noch das weiße Fräulein merkte das Brandmal ihm an. Auch weder Vater noch Mutter schien um die Schändung zu wissen, heute nicht und späterhin auch nicht; den schlimmen Pathen sah er in Jahren nicht wieder; und so wurde die schmähliche Erfahrung zwar noch lange Zeit im Gemüthe gehegt, dem Skelette gleich, das einem fremden Sprüchworte gemäß, auch das reinlichste Menschenhaus in einem Winkel bergen soll; allmählich aber zerrann das Skelett in Nebelduft zu einem Schemen. In dem Alter aber, wo schon mancher Mann die verdiente Birkenruthe gesegnet hat, da schätzte das glückliche Johanniskind den unverdienten Denkzettel seines Vicepathen als einen Treffer in der Lebenslotterie.

Daß der rächende Held nicht ängstlich wie die gekränkte Unschuld mit den Ritterstreichen, die auf Amtmann Mehlborns Edelhofe gefallen waren, hinter dem Berge hielt, wird von keinem Menschenkenner bezweifelt werden.

„Mir galt die Faust," rief der alte Herr, nachdem er den Pfarrfreunden den vergnüglichen Abschluß eines verdrießlichen Handels mit satten Farben geschildert hatte. „Ich sage Ihnen, der alte Knabe glich einem wüthigen Trakehner Bullen. Mit den Hörnern hätte er den herzallerliebsten Herrn Bruder aufspießen, in Grund und Boden hätte er ihn stampfen mögen. Da

dieser Scherz aber nicht so ohne Weiteres ausführbar war, kühlte er sein Müthchen an dem ersten Besten, der ihm im Wege stand; wie ich selber im Aerger schon manchmal einen Spiegel oder dergleichen zerschlagen habe, wenn mein Bursche für einen Jagdhieb nicht gleich bei der Hand war."

„Sie irren, Excellenz," entgegnete Frau Hannah in getheilter Stimmung von Zorn, Belustigung, Mitleid und Schadenfreude, „nicht Sie, uns, Konstantin und mich meinte das Ungethüm, als er unseren Pflegesohn mißhandelte. Pudelnaß von dem Sturzbad, das die Spekulation seines ganzen Lebens verschwemmte, durchschießt ihn beim Anblick des armen Jungen der Argwohn eines von langer Hand zwischen Ihnen und uns abgekarteten Spiels und wird er nunmehr seine wohlverdiente Züchtigung meinem braven Decem lebenslang entgelten lassen."

„So wollen wir uns denn beiderseitig unserem Prügelknaben verpflichtet fühlen," versetzte heiter die Excellenz, „und uns zu einer Schadloshaltung zusammenthun. Schon dem Herrn Pathen zur Rancüne müssen wir ihn jetzt höher avanciren lassen als zu dem Verwalterposten, um den mein spanisches Rohr ihn gebracht hat. Und es steckt etwas in diesem Hirtenjungen. Ich rühme mich nicht ein Psycholog zu sein, aber es steckt ein Element in ihm, das sich entwickeln läßt. Was für eins, ist mir freilich dunkel. Soldatenblut ist es leider nicht. Mein Hilmar in dem Alter würde die Hand, die sich an ihm vergriff, gebissen

haben, wie eine wilde Katze würde er dem Stier in das Genick gesprungen sein, ihm die Augen ausgekratzt haben, und Hilmars Sohn thäte es, trotz des Bauernblutes in seinen Adern, will's Gott! auch. Ihr Decem stand still wie ein Oelgötze. Wie wär's wenn wir ihn Theologie studiren ließen? Was meinen Sie, Herr Pfarrer, zu einem Substituten in alten Tagen, wenn der Mensch sich nach Ruhe sehnt, nehmen wir einmal an in zwanzig Jahren?"

Mutter Hannahs Augen leuchteten auf, da plötzlich ihr heimlichster, kühnster Herzenswunsch als etwas leicht Erfüllbares vorgebracht, ja gleichsam als etwas Gebührendes gefordert wurde. Um so bedenklicher überrascht schaute ihr Konstantin drein. Er saß eine lange Weile schweigend und schüttelte den Kopf.

„Der Knabe hat bisher, eine unwesentliche Rechenfertigkeit ausgenommen, weder eine entscheidende Gabe noch ein entscheidendes Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung offenbart," wendete er endlich ein; worauf der General erwiderte:

„Zum Henker auch! Gehört denn zu einem Landpastor so etwas ganz Besonderes? Nichts für ungut, Freund; aber wie viele dumme Jungen haben einer Gemeinde schon die Köpfe weidlich heiß gemacht! Und ein dummer Junge ist Ihr Decem keineswegs. Er hat seinen gesunden Bauernkrips. Wissen Sie, wie unser geistlicher Minister Seiner Majestät einmal den Einfluß der katholischen Landpfarrer auf ihre Gemeinden erklärt hat? „Nicht, weil sie ledige Männer, sondern

weil sie der Mehrzahl nach Bauernsöhne sind, wirken sie mehr als die unseren," sagte er."

Pastor Blümel pflichtete der Erklärung bei. Der städtische Bürgerstand, aus welchem das Amt der Evangelischen sich vorzugsweise rekrutire, weiche, und wäre es selbst der niedere, in Sitte und Anschauung von denen des platten Landes vielfach ab. „Die universellere Bildung, die wir vor unseren katholischen Amtsbrüdern vielleicht voraus haben," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „bewirkt leider allzuhäufig mehr eine Kluft als eine Brücke."

„Nun da hätten wir ja just was wir brauchen," rief der General. „Was Sie mit Ihrer importirten Bildung vermuthlich nicht fertig bringen, der heimische Hirtenjunge wird es. Und nun malen Sie sich einmal recht lebhaft den Heidenspaß aus, wenn das ärmste, niedrigste Werbener Kind, Ihr mißhandelter Decem, diesem Protzen von Mehlborn, — denn erleben kann er es noch, Geizhälse werden immer steinalt, — in feierlichem Ornate, hoch von der Kanzel herab, vor versammelter Gemeinde die Leviten so recht aus dem Grundtexte liest? Einen Versuch zum wenigsten wäre die gute Sache doch werth."

„Und wenn der Versuch mißglückte, Excellenz? Wenn wir des Knaben Blick in eine geistige Sphäre gerichtet hätten und ihm fehlte die Kraft in derselben festen Fuß zu fassen? Man soll eines Kindes Wiege nicht verrücken, hat Ihr Herr Bruder, der Propst, gesagt."

„Meinst du denn, Konstantin," fiel seine Gattin

ihm in das Wort, mit eindringlicherem Ernst, als er sie jemals hatte reden hören, „meinst du denn, daß du dieses Kindes Wiege nicht schon verrückt hast in der Stunde, wo du es in die deines eigenen Kindes legtest? Meinst du, weil du den Knaben einen Bauernkittel tragen und eitel Brod zum Frühstück essen läßt, daß er unter den Knechten und Mägden eines Bauernhofes die Sitte und die Liebe deines Hauses jemals verschmerzen würde? Du hast zu viel gethan, Mann, oder nicht genug."

Ein tiefer Seufzer entrang sich statt der Gegenrede Konstantin Blümels Brust. „Und wenn dem so wäre, Hannah," sagte er nach einer Pause, „so gehören zu allem geistlichen Werden zeitliche Mittel. Ich danke Ihrer Güte, Excellenz, diese auskömmliche Pfründe. Aber ich bin ein Fünfziger, habe eine zahlreiche eigene Familie und kein Vermögen. Darum — —"

„Darum muß und wird es meine Sorge sein, Freund," fiel Herr von Hartenstein ein, „die Stellvertretung bei einem Königspathen, die von Gottes- und Rechtswegen mir, als Gutsherrn, von Haus aus zugekommen wäre, fortan zu übernehmen. Habe ich nicht das Geschick gehabt, ein ritterschaftliches Patronat in meiner Soldatenfaust festzuhalten, so viel, um einen armen Hirtenbuben zu einem Kandidaten der Gottesgelahrtheit auszubilden, wird einem preußischen General allemal übrig bleiben. — Komm' einmal herauf mein Junge!" rief er, das Fenster öffnend, unter welchem die Kinder sich im Garten tummelten, und als Decimus

eintrat fragte er: „Was möchtest du einmal werden, Bursche?"

„Nur nicht Inspector bei meinem Amtmannspathen!" stieß Decimus hervor mit zitternder Stimme und einer Blutwoge bis unter das strohgelbe Haar.

„Gut. Was aber sonst?"

„Was mein Vater will."

„Möchtest du was Tüchtiges lernen und wenn du groß wirst studiren?"

„Ja, ja, studiren!" rief Decimus wie electrisirt. „Auf den Himmel studiren, gnädiger Herr."

„Auf den Himmel? Bravo! Du bist unser Mann. Nun lauf, Student, bestelle mir in der Schenke den Wagen und sage meiner Nichte, daß sie sich bereit hält."

Sobald der Knabe das Zimmer verlassen hatte, sagte Pastor Blümel, der während des kurzen Zwiegesprächs mit gefalteten Händen am Fenster gestanden hatte: „Der Mensch irrt nur allzu häufig wenn er handelt, auch wenn er am besten zu handeln meint. Daher will ich Ihrer Anregung, Excellenz, als einer Mahnstimme von oben folgen und meinen Pflegesohn der Probe einer wissenschaftlichen Ausbildung unterziehen, so wie ich meinen leiblichen Sohn derselben unterzogen haben würde. Ich bin viele Jahre Informator gewesen und traue mir die Fertigkeit noch zu, einen Knaben für die höheren Schulklassen vorzubereiten. So lange ich lebe bleibt indeß die Sorge für das Kind, dessen Wiege ich verrückt habe, und bleibt

seine Führung mein, mein allein, Excellenz. Schließe ich die Augen, bevor es sein Ziel erreicht — —"

„Sorgt und führt es Gott," rief die Mutter, indem sie sich mit überströmenden Augen an ihres Gatten Brust warf.

Auch der preußische Herr drückte bewegt seine Hand. „Mann," sagte er, „Sie sind in Wahrheit unseres Heilands Jünger! Wollte Gott, daß wir uns nicht zum letztenmale gesehen hätten!"

Rasch verließ er das Zimmer und das Haus, vor welchem der Wagen eben vorfuhr.

An der Thür wartete Lydia reisefertig. Sie hatte vorhin bei Decems eiligem Entbot ihr Gürteltäschchen abgenestelt und es Röschen gereicht, die es den ganzen Tag lüstern bewundert hatte und nun über den Besitz laut aufjubelte. Für den armen Hirtendecem hatte sie ein Geldstück aus ihrer Börse gelangt. Als der arme Hirtendecem aber jetzt athemlos, mit strahlenden Augen aus der Schenke zurückkam und rief: „Ich soll studiren, Röschen! Ich soll auf den Himmel studiren, Fräulein Lydia!" — da steckte sie den Thaler leise wieder ein und ein Hauch der Scham überflog ihre blüthenweißen Wangen.

„Ich schicke dir aus der Universitätsstadt eine Himmelskarte, Decimus," sagte sie zum Abschied, neigte sich darauf tief vor dem Prediger und seiner Gattin und küßte beider Hände, wie sie Vater und Mutter die Hände zu küssen gewohnt war; dann stieg sie zu dem Oheim in den Wagen.

„Thu deine Schuldigkeit, Königspathe!“ rief der alte Herr von oben herab, warf Röschen noch eine Kußhand zu und das Gefährt bog um die Friedhofsmauer.

Decimus ahnete nicht was eine Himmelskarte sei, nicht einmal was eine Erdenkarte, aber er schlief am Abend statt unter den Schauern erlittener Demüthigung, unter denen einer großen Erwartung ein.

Am anderen Morgen ging er, wie alle Tage, in Kantor Beyfußens Dorfschule; zuvor aber hatte sein Pastorvater die erste lateinische Lection mit ihm abgehalten, und in der Vesperstunde hielt er eine zweite und also fortan einen Tag wie alle, außer am Sonntag, dem Tage des Herrn. Er lernte stetig, wie der alte Informator es nannte, und weil er dem alten Informator zur Ehre zu lernen hatte, lernte er auch freudig, wenn schon er andere Gegenstände, die er nur dunkel ahnete, lieber gelernt hätte als Wortbeugungen und Vokabeln einer fremden Sprache. Konstantin Blümel aber schmeckte seit jener ersten Lection den Johannissegen, welchen seine Hannah schon von dem Augenblicke an empfunden, wo sie das mutterlose Kind an ihre Brust genommen hatte. War er bis dahin Decems christlicher Wohlthäter gewesen, so machten die alten Heiden ihn zu Decems Vater.

Im Laufe der Woche traf aus der Universitätsstadt nebst einem großen Himmelsatlas ein fix und fertiger Schüleranzug ein und wurde der Hirtensohn zum Kandidaten der Zukunft eingekleidet. Jeden Abend fortan

aber, sobald er das Pensum, das ihn für ein unsichtbares Himmelreich vorbereiten sollte, zu Stande gebracht hatte, studirte er auf das sichtbare Himmelreich, das auf den Karten abgebildet stand, und zwar studirte er in Gesellschaft Schwester Erikas, — häuslich Riekchens, — und unter Anleitung eines wahlverwandten Liebhabers.

Dieser Liebhaber war der Ueberbringer des Doppelgeschenkes, ein junger Architekt, welcher neben dem Umbau eines alten städtischen Klosters in ein neues Gymnasium die Instandsetzung des Werbener Schlosses übernommen hatte. Konferenzen mit der Hausfrau führten ihn häufig unter deren gastliches Dach und wen dürfte es Wunder nehmen, daß er über Schwester Riekchens freundlichen Augensternen die Erklärung der himmlischen Sternenaugen, der er sich gefällig unterzogen hatte, oft und immer öfter vergaß und über dem fremden Hausbau zum eigenen Hausbau Lust bekam. Der Tauffsegen erneuerte sich. Bevor das Schloß wohnlich hergestellt war gab es in der Pfarre wieder einmal eine Braut, Held Decem, dem Glückskinde, aber war es beschieden, früher als die Grenzen von Reuß älterer und jüngerer Linie die der Milchstraße und der Venusbahn unterscheiden zu lernen.

Alle Welt studirte den Winter hindurch in der Werbener Pfarre; sogar die alte gräfliche Gouvernante wurde von dem Fieber angesteckt, kramte ihren Meidinger hervor und gab Kleinröschen jeden Abend eine französische Stunde. Weil Kleinröschen aber absolut

nichts lernen wollte, was Bruder Decem nicht mitlernte, wurde der Decem auch Mutter Hannahs Schüler und nannte die Mutter, — es ist bewundernswerth, was solch ein achtjähriger Held alles fertig bringt! — aber wahrlich, die Mutter nannte die Fortschritte ihres Decem im Vergleich zu denen des Quirlequitsch hundert Procent! „Die lateinische Grammatik arbeitet der französischen vor, Hannah," entschuldigte Pastor Blümel seinen Liebling, indem er ihm die schwarzen Löckchen streichelte. Es war ein gesegneter Winter.

Daß der Amtmann unwiderruflich zum Feind geworden sei, bezweifelte man zwar nicht, da man ihn jedoch niemals zu Gesicht bekam, so spürte man es auch nicht. Nur daß er seitdem auch in seiner Kirche fehlte, machte dem alten Seelsorger ernstliches Herzeleid. Beim nächsten Gerichtstag erzählte der Justizrath, wie sauer es seinem Herrn Patron ankomme, den ritterlichen Exbruder nicht wegen grober Mißhandlung verklagen zu können. „Aber wo sind die Zeugen?" fragte lachend der Judex. „Der achtjährige Decem zählt für Null und ich, — ich habe nichts gesehen, als daß der Herr Amtmann auf der Nase lagen und etwelche Schwielen hatten, die vom Fall auf das kröpelige Hofpflaster gekommen sein können. Im Uebrigen, was hätte eine Buße der alten Excellenz geschadet? Auf ein paar hundert Thaler kommt es keinem Hartenstein an. Und was hätte sie dem alten Mehlborn genutzt, da ja nicht er, sondern Majestät Fiscus die paar hundert Thaler in die Tasche gesteckt haben würde."

So mußte der arme Amtmann denn auch diesen Grimm hinunterwürgen, und daß er noch im nämlichen Herbst das nachbarliche Bielitz an sich brachte, das war wohl eine gelungene Speculation, aber ein Trost für die mißlungene war es nicht. Der Auenboden von Bielitz trug kräftiger als der Höhenboden von Werben, aber war es Heimathsboden? Es fiel ihm denn auch gar nicht ein, auf das bedeutendere Gut zu übersiedeln. Nur zu der dortigen Kirche hielt er sich, wenngleich er jeden Sonntag die verdrießliche Bemerkung machte, daß es sich über seiner Gruft doch weit andächtiger als über der der bankerotten Grafen habe beten lassen.

Eine Genugthuung sollte er in diesen bösen Tagen indessen doch erleben; denn die Erdenluft wurde für ihn rein von dem Athem der beiden Menschen, die er auf der Welt am bittersten gehaßt, ja, der beiden einzigen, gegen welche er den Haß, wie vormals die Verehrung, sich nicht blos in den Kopf gesetzt hatte. Der alte General starb eines raschen Todes, wenige Wochen, nachdem er seinem Bruder eine geziemende Heimstätte vorbereitet und von seinen Enkeln einen friedlichen Abschied genommen hatte; wenige Wochen, nachdem er sich a priori an dem ruhmvollen Nachrufe eines ehemaligen Waffenbruders erbaut. Die drei Salven hatten also doch vorgespukt!

Für die neuen Freunde in dem Werbener Pfarrhause war dieses plötzliche Ende die einzige Trübung des so heiter zur Rüste gehenden Jahres; bald genug aber dankten sie für dieses Ende als für eine Gnade

von Gott; denn es ersparte dem greisen Vater die Kunde, daß — wie er weheleidig es als Sühne auch für die eigene Thorheit vorausgeschaut, — ein Tscherkessenblei seinen armen Jungen getroffen habe. Brigitte Mehlborn war somit, wie dem Herzen und dem Gesetze nach schon längst, auch der reinen Vernunft nach die Wittwe Hilmars von Hartenstein. Daß sie als solche dem Vater Mehlborn wieder näher gerückt sei, kann in dieser Chronik von Werben leider nicht verzeichnet werden. Hat die Erbitterung sich nur einmal in einem harten Kopfe festgesetzt, erlischt sie nicht mit ihrem Gegenstand; sie überträgt sich. Und auf wen hätte der Patriarch Mehlborn die seine wohl natürlicher übertragen sollen, als auf die unnatürliche Tochter, die sich steifte, die Wittwe Hilmars von Hartenstein zu heißen und als solche zu leben?

Gegen den Frühling hin war das Schloß in wohnlichen Zustand gebracht und langte auf mächtigen Wagen der Hausrath der künftigen Bewohner an, dessen Ordnung Frau Hannah Blümel leitete. Etliche Tage später folgte die Familie nebst einem Hauslehrer und zahlreicher Dienerschaft. Die Gärten standen noch kahl, aber an Gewinden von Tannenreis und Epheublättern hatten Röschens kunstfertige Hände es nirgends fehlen lassen. Sie lauschte mit ihrem Decem hinter einer Hofmauer verborgen, während der Vater die Ankömmlinge auf der Schloßrampe empfing und mit einer Anrede begrüßte, so warm, wie er eine zuständige Gutsherrschaft begrüßt haben würde.

Alle trugen, zufolge der beiden Familiensterbefälle, denen sich noch der des jüngstgeborenen Töchterchens gesellt hatte, tiefe Trauerkleider. Alle schienen durch Abschluß und Eintritt tief bewegt. Am tiefsten der Propst. Er war tödtlich bleich und in den neun Jahren, daß Pastor Blümel ihn nicht gesehen hatte, zum Greise ergraut. Lydia wendete ihre großen, ernsten Augen kaum von seinem Gesicht. Die Mutter schwamm in Thränen. Die Kinder, — außer Lydia zwei Söhne und zwei Töchter, — ließen die Köpfe hängen. Herr von Hartenstein reichte dem Pastor stumm die Hand und schritt, eine Foliobibel im Arm, in das Haus voran; seine Gattin, Kinder und Dienerschaft folgten in geordnetem Zuge. Die Blümel'sche Familie wendete sich heimwärts. Bevor sie den Hof verlassen hatte, ertönte von oben herab der Chorgesang: „Eine feste Burg ist unser Gott", begleitet von einer kleinen Orgel, welche Kantor Beyfuß in dem Werben'schen Ahnensaale, dem einzigen unverändert gebliebenen Raume im Schloß, aufgestellt hatte. Die Spielerin war Lydia.

Zu einem traulichen Verkehr zwischen den beiden geistlichen Familien, wie ihn die Blümel'sche wohl gewünscht aber kaum erwartet hatte, kam es nicht. Herr und Frau von Hartenstein machten nach Verlauf einer Woche im Pfarrhause einen Besuch, der in geziemender Frist von dem Pastor und seiner Gattin erwidert und von beiden Seiten ein und das andere Mal im Jahre wiederholt wurde. Damit hatte es sein Bewenden. Nach jedem dieser Besuche aber belebte sich im Pfarr-

kreise das Interesse an diesen edlen Menschen, die in einer dem eigenen Leben so fremden Beschränkung ihr Genügen fanden und war es zumal Frau Ottilie, welche in ihrer mädchenhaften zarten Schöne ein herzrührendes Bild hinterließ. Bei mehr als dreißig Jahren war der Ausdruck ihrer Züge und Augen kindlich heiterer als der ihrer zwölfjährigen Tochter; und welch ein Kontrast mit dem ernsten greisenhaften Gatten!

„Behüte Gott dieses Weib," sagte Frau Hannah, „daß es nicht eines Tages eine schwere Mutterlast auf seinen Schultern zu tragen habe!"

Lydia war regelmäßig Zeugin jener förmlichen Besuche und unverändert das stille weiße Fräulein wie bei der ersten Begegnung auf dem Hünengrabe. Keine Spur jemals wieder von dem Anemonenhauch beim fröhlichen Excellenzenmahl. Wie ihre Mutter für die Pfarrfrau, so ward für deren Gatten die Tochter je mehr und mehr zu einem Gegenstande sinnend sorglichen Antheils. Er pflanzte sie in seinen Kindergarten und nannte sie seine Lilie.

„Behüte Gott diese Blume mit dem reinen Trieb zur Höh' vor Lohe und Wurm, daß sie nicht schon im Morgenlicht den Kelch des Herzens zusammenziehe!" sagte Konstantin Blümel.

Die Hartenstein'sche Familie besuchte die Dorfkirche niemals. Der Vater hielt häusliche Erbauungen und gab den Kindern auch selbst den Unterricht in der Religion. In weltlichen Fächern lehrte sie, als Lebensgenosse, ein von der Regierung suspendirter Docent der

heimischen Provinz, Magister Klein. Da die Standesgenossen weit und breit nicht zugleich Gesinnungsgenossen waren, wurde auch nach außen hin kein Umgang gepflegt. Es gab in der Gegend zwar einige Adelsfamilien von innerlich religiöser Richtung, Stille im Lande, wie sie seit Herrmann Franke's Zeiten genannt wurden; ohne Ausnahme jedoch hatten sie sich dem Unionsedikt unterworfen und das war eine Kluft, über welche für den Doctor von Hartenstein keine Brücke führte.

So beschränkte sich denn der gelegentliche Verkehr auf etliche Treugebliebene aus dem Gelehrtenstande der benachbarten Universität, die ein dem Hartenstein'schen verwandtes, einflußloses Separatistenleben führten. Der dem Propst am nächsten stehende, aus dessen Händen er für seine Person auch das Abendmahl nach der alten Spendeformel empfing, war der in neuerer Zeit häufig genannte Professor Hildebrand. Während seiner Lehrthätigkeit ohne wesentlichen akademischen Einfluß, hatte bei seiner Suspension die Studentenschaft einmüthig durch einen solennen Fackelzug gegen den Gewaltact demonstrirt und den unbeugsamen, still gelehrten Herrn für einen Tag oder zwei zu einem Glaubenshelden erhoben. Seitdem gehörte auch er zu der kleinen Schaar der Auserwählten, welche von einem gewissen Wendepunkte erwartete, daß die Dornenkrone sich in eine Siegerkrone verwandeln werde.

So verband sich dem häuslich klösterlichen Wesen, in welches die Familie, als einem innersten Gesetz, wie die Perle in der Muschel sich abschloß, eine Art von

äußerer Nothwendigkeit, um jenes vollständig, vielleicht auch die Absicht, es augenfällig zu machen. Es kennzeichnete das Exil. Die Lebensweise war eine reichliche, aber streng geregelt; die Dienerschaft bejahrt und sinnesverwandt; die Einrichtung etwas kahl und ohne individuelles Gepräge, aber von übereinstimmender Gediegenheit. Das Silberzeug wie das dunkelgebräunte Zimmergeräth bekundeten neben Sammlerfleiß und Kunstverstand den früheren kostspieligen Aufwand. Man würde sich in eine Abtei des fünfzehnten Jahrhunderts, oder in eine Ritterburg versetzt geglaubt haben, wenn der lichte, glatte, nüchternbehagliche Schloßbau nicht gar zu widerspruchsvoll an eine neuere Zeit erinnert hätte.

Von der Gemeinde wurden die Schloßbewohner nur vom Thale aus bemerkt, sobald sie sich auf den Terrassen bewegten. Selbst Ein- und Ausgang nahmen sie nicht durch den Wirthschaftshof, sondern unterhalb durch den Garten. Diese Ein- und Ausgänge beschränkten sich indessen auf einen fast täglichen Samariterweg die arme Fröhnerschlucht hinan und allezeit auf den Vater und die älteste Tochter. Was aber auf diesen Wegen erbaulich und hülfreich gespendet und allmählich auch gebessert worden ist, das schätzte und dankte Pastor Blümel als einen persönlich empfangenen Segen. Wie freudig würde er Hand in Hand mit diesem Paar die Schäden in seiner Gemeinde ausgeheilt haben!

Schon vor den Schloßbewohnern war der neue Pächter eingezogen, mit welchem sich indessen, da er nicht eine mildherzige Rosine, sondern eine handfeste Großmagd zu seiner Eheliebsten erkoren hatte, keine Pfarrfreundschaft hegen ließ. Den Wirthschaftsbetrieb änderte er in so fern, als er die Hofproducte in die entferntere nördliche Nachbarstadt absetzte, weil er mit dem Besitzer des Thalgutes und des reichen Bielitz, welcher die seinen nach wie vor in die nahe Kreisstadt tragen ließ, nicht Konkurrenz zu halten vermochte. In der Morgenfrühe jedes Mittwoch und Sonnabend fuhr daher ein schwer beladener Pächterkarren nach X. und mehr als einmal saß in Ferienzeiten Decimus, nicht im neuen Schülerrock, aber im alten Leinenkittel hinter dem Knecht auf einem Butterkübel, um für seinen Vater in der alten Dombibliothek ein seltenes Bücherexemplar zu entlehnen, oder bei dem Schloßgärtner ein seltenes Blumenexemplar zu erhandeln, bei Wege auch wohl für die Mutter diese oder jene wirthschaftliche Besorgung abzumachen.

An einem des Predigtstudiums halber lektionsfreien Sonnabend während der Erntezeit des nächsten Jahres machte er wieder einmal diese Marktfahrt mit. Ein werther Amts- und Blumenbruder Vater Blümels hatte von einem ausländischen lieblich duftenden Gewächs berichtet, das der Schloßgärtner heuer in besonderer Ueppigkeit zum Blühen gebracht habe. Vater Blümel schmachtete nach dem Duft der unbekannten Gardenia

und sein Decem freute sich, ihm zu dem Genuß verhelfen zu dürfen.

Doch war es ein Fleischergang; die Species bereits ausverkauft. Der Abgesandte wurde an den Gärtner Reichart in der Universitätsstadt, der noch Vorrath habe, verwiesen. In der Universitätsstadt! Den Knaben durchzuckte ein Blitz: das Ziel seiner Sehnsucht seit Jahr und Tag! So oft hatte er die Hälfte des Weges zu diesem Ziele zurückgelegt, ohne daß ihm der Einfall gekommen wäre, auch die zweite Hälfte zurückzulegen. Heute kam ihm der Einfall. „Ich hole meinem Vater die Gardenia auf der Universität!“ rief er entschlossen. Würde er sie ihm geholt haben, würde er zwei Meilen in das Blaue hinein gerannt sein, wenn „auf der Universität“ nicht die Warte mit den in den Himmel dringenden Rohren gestanden hätte? Weiß schon ein Kind was ein Vorwand, — nun ja! aber auch was ein Selbstbetrug ist? Gleichviel: Ob die Mutter der Weisheit, oder Kindesliebe, ein Genius war es, welcher Held Decem in sein erstes Abenteuer hetzte.

Zunächst in die vorstädtische Ausspännerei, wo dem Knecht die erklärende Bestellung in das Pfarrhaus übertragen wurde; dann spornstreichs voran auf der schnurgeraden, pappelgesäumten Chaussee. Den Weg verfehlen konnte er nicht und weitere Skrupel sparte er sich. „Erst hole ich die Gardenia, dann gucke ich fix einmal durch das große Rohr und laufe in der Nacht nach Hause zurück.“ So sein Programm. Daß das

Gucken durch das große Rohr mehr Schwierigkeit machen könne, als etwa das Wasserschöpfen an einem Born, daran dachte er nicht. Nach den Sternen gucken kann jeder, so gut wie Wasserschöpfen. Daß er hungrig und müde werden könne, daran dachte er noch vielweniger; so satt war er von Erwartung und so rege von Lust.

Und noch satt und rege erreichte er am Nachmittag das städtische Thor. Er hatte sich eine Universität anders vorgestellt. Nichts als ganz gewöhnliche Häuser, längs ganz gewöhnlicher Gassen in einer ganz gewöhnlichen Stadt, wie er schon ihrer zwei hatte kennen lernen. Die Gassen liefen gerade aus, nach dieser, nach jener Seite, liefen kreuz und quer. Wohin sollte er sich nun wenden? Er fragte eine Heringshökerin — nach der Sternwarte? — o nein! welcher Jüngling wird den Namen seiner ersten Geliebten vor einer Heringshökerin entweihn? er fragte nach dem Gärtner Reichart.

„Da mußt du erst gerade aus gehen, dann links, dann wieder rechts und wenn du an's Wasser kommst, mußt du weiter fragen," belehrte recht anschaulich die Hökerfrau. Und Decimus lief gerade aus und links und wieder rechts, fragte auch diesen und jenen und schaute sich zwischendurch nach allen Seiten um, ob nicht irgendwo die hohe Warte in den Himmel rage? Aber bis zum Gärtner Reichart sollte es immer noch weit sein und ein Paar Thürme sah er wohl über die kleineren Häuser sich erheben, aber einen Bau so majestätisch,

so ganz absonderlich, auf dessen Dache statt der Feuer=
essen goldglänzende Rohre gen Himmel gerichtet waren,
solch ein ragendes Wunderwerk erblickte er nirgends.

Endlich gelangte er an den Fluß und weil nicht
allsobald ein Mensch zum Weiterfragen bei der Hand
war, schritt er eine Weile auf einem schmalen Pfade
zwischen dem schilfbewachsenen Ufer und umzäunten
Gärten voran. Ueber einer von diesen Gartenthüren
konnte ja leicht das Schild des Gärtners Reichart an=
gebracht sein.

Bei der Wendung um eine vorspringende Garten=
mauer stand er jählings wie in den Boden gewurzelt.
Sein Athem stockte, die Augen starrten in die Höhe.
Auf steilem Felsen, zwischen Bäumen und wirrem
Strauchgeschlinge ragte ein Thurm, ragten Mauern und
Pfeiler wie er noch keine gesehen. So grau und an=
scheinend wandelbar hatte er sich allerdings eine Stern=
warte nicht gedacht; von blitzenden Rohren keine Spur.
Aber wer konnte wissen, was alles noch hinter den
Bäumen verborgen stak? Es war auf dem höchsten
Punkte der Gegend der am höchsten ragende Bau;
eine gewöhnliche Menschenwohnung konnte es nicht sein,
auch kein Schloß und keine Kirche, welche beide einem
Werbener Eingeborenen ja sattsam bekannt waren. Was
also sonst als die Universität mit ihrer Warte? Dem
Knaben war, als stände er vor eines alten Königs Thron.
Dort oben, dort oben da lag sein gelobtes Land!

Er hätte hinandringen mögen, hineindringen gleich
jetzt. Er mußte bei Tage ja aber erst die Gardenia

holen. Nur den Pfad, der auf die Höhe führte, wollte er erspähen, um ihn später in der Dunkelheit ohne Aufenthalt einschlagen zu können. Vorwärts fiel der Felsen steil nach dem Flusse ab; zur Seite hinderte die Gartenmauer den Ueberblick. Ob er wohl hinanklimmen durfte, um auf ihrer Höhe eine Umschau zu halten, ohne vielleicht wie ein Dieb von ihr heruntergejagt zu werden? Aber halt! dort, nahe dem Ufer, steht ja wie zur Rundschau aufgepflanzt eine alte Buche, breit geästet mit mächtiger Krone. Das Erklettern ein Spiel für den Decem, der schon manches Jahr das Obst im Pfarrgarten abgenommen hat. Hinan also, hinan bis zum Wipfel! Im Nu ist er oben, und oben, oben, da, — neue Verzückung! da starrt er statt auf die Warte in ein Menschenantlitz, so schön, so wunderschön wie er noch kein Menschenantlitz gesehen, schöner selbst als das des weißen Fräuleins, denn es blüht wie eine Rose. Ein Knabe, nein, ein junger Herr, wenn auch nicht größer als Decimus selbst, goldgelockt und geputzt gleich einem Prinzen, sitzt zwischen den Aesten behaglich wie in einer Laube, raucht eine Cigarre und lacht dem Decem in das verblüffte Gesicht.

„Du, was suchst du hier oben, Junge?" rief der junge Herr. „Vogelnester? Das will ich dir anstreichen!" Er wippte mit einer Reitgerte, die er in der Hand hielt; Sporen an den Stiefeln trug er auch, und in das eine Auge ein Brillenglas geklemmt.

„Ich wollte blos sehen, wie man auf die Stern-

warte kommt," antwortete Decimus schüchtern, indem er auf den Thurm deutete.

Der junge Herr wollte vor Lachen sich ausschütten. „Das alte Gerümpel hältst du für die Sternwarte? Das ist ja die Burgruine, Dummrian!"

Decimus blickte beschämt zu Boden. „Wo liegt denn die Sternwarte?" fragte er aber doch.

„Die liegt näher der Stadt zu. Von hier aus kann man sie nicht sehen. Was hast denn aber du auf der Sternwarte zu suchen, Bursche?"

„Ich will durch ein Fernrohr die Sterne sehen, die auf meinen Himmelskarten gezeichnet stehen."

„Du, ein Bauernjunge, eine Himmelskarte? Nein, das ist aber toll! Wo kommst du denn her, Bursche?"

„Von Hochwerben."

„Von unserem Gut! Na, das nenne ich gelungen! Kennst du die Lydia Hartenstein?"

„Ja."

„Und den alten Mehlborn?"

Decimus wurde roth, zögerte einen Augenblick und dann sagte er leise: „Ja."

„Ein richtiger Bauernfilz, nicht wahr?"

Keine Antwort.

„Wie heißt du denn, Junge?"

„Decimus Frey."

„Decimus Frey, der Hutmannszehent, der ein Schwarzrock werden soll! Famose Geschichte, ganz famos! Wie sie die Sidi amüsiren wird! Warum hast du denn aber den verschossenen Kittel an? Wir

haben dir doch voriges Jahr einen Rock geschickt so gut wie meinen eigenen. Na, wie dieser da freilich nicht: das ist mein Reitanzug. — Aber still, still!“ flüsterte er plötzlich. „Da unten kommen sie!“

Decimus lugte durch die Zweige nach denen, die unten kommen sollten; und da bemerkte er denn, um die Gartenmauer biegend, einen langen von Kopf zu Fuß in Schwarz gekleideten Herrn, der an jedem Arm eine Dame führte. Die eine hager und auffallend runzelig, daher wohl hoch betagt, aber in blühende Farben angethan, sogar das kaum handgroße Gesichtchen rosenroth und die zierlich beschuhten Füßchen vogelleicht schwebend; die andere Dame jung, wohlbeleibt, daher der Gang etwas schleppend, das Gesicht bläßlich, der Anzug schlicht und dunkel. Ein kleines Mädchen schlenderte hinterdrein, einen Busch von blühendem Schilf im Arm.

Sobald die Vorderen aus dem Gesicht waren, streckte der junge Herr den Kopf durch das Laub und ließ einen Ruf gleich dem des Wachtelschlags erschallen:

„Pittperitt, pittperitt!“

Das kleine Mädchen kehrte um und blickte in die Höh'. „Du, Märchen!“ rief es lachend; worauf der junge Herr mit gedämpfter Stimme fragte:

„Ist die Luft rein? Vermissen sie dich nicht, wenn du hier ein paar Minuten zurückbleibst?“

„Sie schwatzen von untergegangenen Städten; ich pflücke Schilf. Fiele ich in das Wasser wie dazumal

aus dem Bett, wer merkte es?" versetzte die Kleine mit munterem Klang, aber einem wenig kindlichen Spott im Blick.

„So warte! Ich habe einen gottvollen Scherz für dich!" sagte der junge Herr, indem er sich behende durch die Zweige wand und von dem letzten mit einem kecken Satz zu Boden sprang.

Decimus folgte gelassener. Da er die Frage nach dem Gärtner Reichart noch auf dem Herzen hatte, stellte er sich bescheiden bei Seite und wartete bis die Beiden mit einander fertig waren. Dabei musterte er das kleine Mädchen, das ihm, wie auch der junge Herr bekannt vorkam, als hätte er einmal von ihm geträumt. Es hatte ein hübsches Gesicht und ein Paar mächtige Augen, die noch viel heller blitzten als seines Röschens Augen; die erdbeerrothen Lippen lachten so häufig wie seiner Pfarrschwestern Lippen, aber nur wenn sie den jungen Herrn anlachten, hätte Decimus an seiner Pastormutter Lachen denken können. An das weiße Fräulein konnte er bei dem kleinen Mädchen gar nicht denken. Sein Körperchen dauerte ihn, weil es einen so gar großen Kopf mit einem dicken schwarzen Haarwald zu tragen hatte und daß die eine Schulter ein Ende über die andere hinausragte, nun, das nahm sich freilich neckisch aus, schadete aber nichts; das kleine Mädchen gefiel ihm doch. Der junge Herr aber gefiel ihm so, daß er kein Auge von ihm verwenden mochte und sogar die großen Rohre über ihn vergaß. Die Art, wie er mit dem kleinen Mädchen umging, rührte des Decem

Herz. Er nannte sie nicht ritterlich; aber sie war ritterlich und dabei zärtlich.

„Da bin ich, Schwesterchen!“ rief er, indem er die verschobenen Schultern umfaßte. „Aber sieh mich doch einmal an. Mein neuer Rock hat doch kein Loch weggekriegt? Ist mein Haar in Ordnung, Sidi?“

Dabei bückte er sich und das kleine Mädchen hob sich auf die Zehenspitzen, stäubte ihm den Rücken ab, strich die üppigen Locken glatt, bei welcher Beschäftigung Decimus sich wunderte, was für lange Arme und Finger doch das kleine Mädchen habe. Der junge Herr zog ein Spiegelchen aus seiner Tasche, betrachtete sich, sagte: „bon!“ und dann erzählte er:

„Ich sitze drüben bei Vogels und bestelle mir eine halbe Sekt. Da sehe ich sie kommen. Sie glauben mich in der Klasse. Wenn bei Vogels Concert ist! Duckmäuser! was ich bei euch lernen kann, habe ich mir lange an den Schuhen abgelaufen. Item: sie kommen! Der gnädigen Tante muß ein Extravergnügen bereitet werden. Die wird Augen gemacht haben, vom römischen Corso in Vogels Garten! Enfin, sie kommen, sie sind schon da und daß ich nach einer Vorlesung über Moralphilosophie nicht lüstern bin, kannst du dir denken. Publica nämlich; denn privatissime halte ich sie allenfalls noch aus bis, — nun du weißt ja schon bis wann. Ich entschlüpfe also durch die Seitenthür, und weil vom Garten aus der Weg nach allen Seiten zu übersehen ist, einstweilen auf den Baum. Daß die

Harfenmuhme die Musik da drüben nicht lange aushalten würde, konnte ich mir ja denken."

„Köstlich, köstlich!" rief das kleine Mädchen in die Hände klatschend.

Während der junge Herr nunmehr seinen Zusammenstoß mit dem Werbener Hirtenjungen lustig vortrug, fiel es diesem endlich, — o des Schlaukopfs, endlich! — wie Schuppen von den Augen, daß es die Kinder Frau Brigittens von Hartenstein seien, welchen sein gutes Glück ihn so verwunderlich entgegengeführt. Er hatte sie nach dem Tode der Amtmannsfrau vor fünf Jahren ja gesehen und wie viel war im Pfarrhause von ihnen die Rede gewesen! Sie freilich hatten den Bauerjungen im blauen Kittel damals nicht beachtet und es war hübsch von der kleinen Sidi, daß sie ihm heute wie einem alten Bekannten die Hand reichte und sagte: „Auf die Sternwarte möchtest du? Aber wie willst du denn da hineinkommen, armer Schelm? Du denkst es dir wohl so leicht wie in Eure Werbener Kirche?"

Der arme Schelm mochte den Kopf wohl recht erbarmungswürdig hängen lassen, denn das kleine Fräulein sann offenbar darüber nach, wie ihm zu helfen sei, und endlich rief sie, in den Augen helle Lust, wie sie sich für ihre Jahre schickte, um die gekräuselten Lippen aber ebenso hellen Hohn, wie er sich für ihre Jahre gar nicht schickte: „Ich hab's, ich hab's! Das trifft sich gut. Heute Abend ist zu Ehren der Großtante aus Rom bei uns Thee. Aesthetischer Thee.

Schadet nichts, Hirtendecem, wenn du das nicht verstehst. Der Professor, der die Sternwarte unter sich hat, kommt auch, und der soll dich mitnehmen. Verlaß dich auf mich, ich will's schon machen. Aber nun muß ich ihnen nach. Am Ende vermissen sie mich doch und stellen sich ein mit Stangen und Haken, mich aus dem Wasser zu fischen. Komm nur gleich mit, Decimus."

Decimus berichtete von dem Blumenstock, den er erst noch holen müßte, worauf der Junker von Hartenstein versetzte:

„Das hast du nah, Junge. Reicharts Gretchen ist eine charmante kleine Katze, darum weiß ich, wo ihr Vater wohnt. Siehst du dort drüben. Lauf rasch, hole deine Blume, komm dann hier unter den Baum zurück und warte auf mich. Ich kann doch, bei Gott! meinen Sekt nicht im Stiche lassen und eine frische Havannah muß ich mir auch anstecken. Du, Sidchen, gehst voran und eröffnest die Präliminarien. Das heißt, du erzählst, daß du zufällig dem Pfarrdecem aus Werben begegnet bist und die Geschichte von der Sternwarte und der Gardenia. Gelogen ist dabei ja kein Wort; denn lügen, kleine Unschuld, ich weiß es ja, lügen thust du nicht."

„Nicht gern, Märchen. Aber dir zu Gefallen thu' ich's doch. Von dir ist nicht die Rede. Du sitzest in der Klasse. Laß mich nur machen. Meine Geschichte ist schon fertig und äußerst interessant."

Damit ging sie. Sie schleifte den linken Fuß ein

wenig, bewegte sich aber dennoch geschickt und sogar graziös. Ihr Bruder sagte:

„Höre, Junge, daß du kein Wort von unserer Baumpartie verräthst!"

„Wenn sie mich nun aber fragen?" wendete Decimus kleinlaut ein.

„Wer soll dich denn fragen, Dummhut? Aber nun mach fort!"

Decimus machte fort und erlangte glücklich eine Gardenia. Sie sollte eigentlich zwei Groschen mehr kosten, als ihm der Vater dafür mitgegeben; da er aber verlegen sein leeres Lederbeutelchen zeigte, ließ Herr Reichart mit sich handeln. Hätte der Käufer eine volle seidene Börse gezeigt und statt des Kittels seinen Kandidatenrock getragen, würde Herr Reichart schwerlich mit sich haben handeln lassen. Einer von den Fällen, wo ein Hirtenjunge weiter als ein Junker reicht. „Ein Prachtexemplar," hatte Herr Reichart die Gardenia genannt. Decimus fand einen rothen Feldmohn, der von einem Erntewagen gefallen war, weit prächtiger und den Duft der Lindenblüthen im Pfarrgarten weit erquicklicher als den der fremden Gardenia. Zu einem Blumisten wie sein Pastorvater hatte Held Decem leider nicht entfernt das Zeug.

Unter der Buche mußte er eine Weile warten bis der Junker kam. Derselbe mochte seine halbe Sekt allzuhastig hinuntergestürzt haben, und das, was er seine Havannah nannte, ihm auch zur Ueberlast nach dem Kopfe gestiegen sein, denn seine Augen und Backen

glühten und er schwatzte bei Wege in das blaue hinein allerlei krauses Zeug, von welchem Decem, der Dummhut, Gottlob! nicht den zehnten Theil verstand, unbewußt jedoch spürte, daß er es in der Werbener Pfarre nicht gehört haben würde.

„Weißt du, Junge," fragte der Junker unter Anderem, „wer vorhin das angepinselte Gespenst mit dem Blumenhute war, das sich von der schwarzen Hopfenstange am krummen Arme spazieren führen ließ? Die Harfenmuhme war's aus Rom, die morgen auf ihr Gut nach Werben will und heute ihre Erben, nämlich mich und Sidi, Revue passiren läßt. Und weißt du, wer die Hopfenstange war, der mein kugelrundes Mamachen wie ein Strickbeutel am anderen Arme hing? Zacharias heißt der Mann, den „gelehrten Zacharias" läßt er sich schimpfen und ein Pfaffe ist er, aber so einer — wenn du den Unterschied verstehst, — der seinen Blödsinn nicht von der Kanzel sondern vom Katheder zum Besten giebt, item ein Herr Professor. Und mein gelehrtes, dickes Mamachen will den gelehrten dürren Zacharias zum Manne nehmen. Aber der Henker soll mich holen, wenn ich so einen Philister von Pastor Vater nenne."

„Mein zweiter Vater ist auch ein Pastor," versetzte Decimus mit Stolz, da er des Junkers Pointe nicht verstanden hatte.

„Aber dein erster Vater war ein Schafhirt und der meine ein Freiherr von Hartenstein. Zwischen einem

Pflegevater und einem Stiefvater ist übrigens noch ein Unterschied, mein Junge."

Beide Erklärungen waren unwiderleglich, daher denn Decimus auch nichts weiter äußerte als sein Lieblingswort: „Ja."

„Nun meinetwegen," fuhr der Andere fort. „Ehe es zur Hochzeit kommt, bin ich über alle Berge."

„Wo wollen Sie denn hin, Herr Max?" fragte Decimus betrübt, daß er den schönen jungen Herrn vielleicht im Leben nicht wiedersehen sollte.

„In die Welt hinaus, so weit als möglich. Ueberall besser als hier."

„Doch nicht zu dem wilden Volke, wo Ihr lieber Vater todtgeschossen worden ist?"

„Nach Rußland? nein. Rußland ist eine Despotie und ich bin Republikaner. Und wenn Papa auch noch lebte und mich zu sich riefe, ein Tyrannenknecht werde ich nie! Ich habe es geschworen," flüsterte er geheimnißvoll, stimmte aber gleich darauf mit heller Kehle an: „Bricht dir nicht entzwei die Schulter, nicht entzwei die morsche Schulter, Autokrator, — krator — krator. — Es hat's doch niemand gehört?" fragte er, indem er sich scheu nach allen Seiten umsah. „Es wimmelt von Spionen in diesem vermaledeiten räucherigen Nest und alle halten sie mich schon für einen Studenten. Die armen Burschen! Denen sitzen sie gehörig auf dem Dache."

„Sie gehen wohl noch in die Schule, Herr Max?"

„Leider, weil ich muß. Aber kein Mensch muß

müssen! Und kurzum: ich will nicht mehr. Was diese Philister mir beibringen können, weiß ich längst, oder brauche ich nicht zu wissen. In einem einzigen Buche steht mehr als in ihren hohlen Köpfen allen zusammen und ich lese manchmal die halbe Nacht hindurch. Ging's freilich nach meiner Mama, würde ich ein Federfuchser wie ihr Zacharias. Aber ich bedanke mich, Frau Mutter, ich bedanke mich. Die Hartenstein haben an einem Schriftgelehrten genug."

„Da wollen Sie wohl Soldat werden wie Ihr seliger Herr Großvater, Excellenz?"

„Ich habe das Alter noch nicht. Und dann: ja wenn man gleich General wäre, das heißt, wenn wir schon die Republik hätten, wo das jüngste Genie am höchsten steigt. — Kommen wird sie, die Republik!" er fiel wieder in den Flüsterton — „wir haben es geschworen, Decimus! Es ist ein Geheimbund. Er heißt der Werdetag. Ich bin Präses. Alle Sonnabend kommen wir in der Sonne zusammen; aber ganz verstohlen. Heute auch; für mich wird es spät werden wegen Mamas Theegesellschaft. Wir rauchen, wir spielen Karte, wir sind fidel. Die Anderen trinken Bier. Es sind lauter arme Schlucker. Aber ich mag kein Bier; ich trinke Wein. Ich bin auch der einzige Edelmann in dem Korps. Und da haben wir es geschworen: Der Tag der Freiheit, oder die ewige Nacht! Wenn du größer wärst, Decimus, ich meine, wenn du schon auf der Schule wärest, führte ich dich ein als Gast."

Ei nun! Held Decimus dachte es sich gar nicht

uneben, wenn er erst groß geworden sein werde, in einem fidelen Werdetag mit fidel zu sein, obschon, als armer Schlucker, nur mit Biergenuß. Vor der Hand beschäftigte ihn indessen vorzugsweise die Frage, was der schöne junge Herr werden wolle, wenn er binnen Kurzem das Präsidium des Werdetags in weniger würdige Hände niederlegte? Und diese Frage stellte er denn auch ganz unumwunden, indem er zuversichtlich die Antwort erwartete: ein Sternenforscher! und begierig war zu erfahren, welcher Weg zu diesem einem so herrlichen Junker einzig geziemenden Ziele eingeschlagen werden müsse. Als der herrliche Junker nun aber einfach antwortete: „Gar nichts!“ da starrte er ihm verblüfft in das Gesicht; denn einen Menschen, der gar nichts war, hatte der Zögling Konstantin Blümels sich bisher nicht denken können.

„Nichts oder alles! Ein freier Mann!“ verdeutlichte Junker Max. „Mein eigener Herr. Wenn der alte Mehlborn todt ist, sind Sidi und ich Millionaire; denn Mama will er enterben. Wir werden aber nie vergessen, daß sie unsere Mutter ist, wenn sie auch Madame Zacharias heißt. Und von der römischen Tante erben wir auch alles; denn die pröpstlichen Hartensteins sind ihr zu fromm. Vor der Hand sorgt Sidi; sie hat viel in ihrer Sparbüchse. Wird's vor der Zeit alle, gehe ich unter die Kunstreiter.“

Decimus fragte, was Kunstreiter seien? und wurde berichtet: die einzigen freien Menschen in diesem ge-

knechteten Jahrhundert; die Schauspieler ausgenommen, deren Kunst aber lange nicht so nobel sei.

„A propos!“ unterbrach sich der junge Herr, „du kommst ja über X. Hast du nicht gehört, ob der le Voisin in der Kürassierreitbahn noch Vorstellungen giebt? Ich bin schon ein paar Mal drüben gewesen; versteht sich heimlich. Heute wollte ich auch wieder hin. Wenn aber Mama Gesellschaft hat, muß ich die Honneurs machen.“

Decimus wußte, daß le voisin in Frankreich der Nachbar heiße; von einem le Voisin in X. wußte er nichts; und da sie just vor Frau von Hartensteins Hause standen, konnte der Junker ihm nur noch einschärfen, auch wenn er gefragt werde, nichts von ihrer Begegnung zu verrathen. „Mucksmäuschenstill, Junge! hörst du? und so ein Schafsgesicht gemacht wie jetzt!“ Damit sprang er, je zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinan, um vor dem ästhetischen Cirkel den Geist des Sekts noch ein Stündchen auszuschlummern. „Wenn sie nach mir fragen, mache ich meine Pensa, du weißt schon, Schwesterchen,“ sagte er zu der kleinen Sidi, die ihm auf dem Flur entgegenkam. Sie nickte und nahm dann Decimus, der auf des Junkers Geheiß ihm langsam nachgefolgt war, bei der Hand, um ihn der Mutter vorzuführen.

Das hätte der abenteuernde Schäfersohn in seinem staubigen Leinenkittel sich aber nicht träumen lassen, daß er in dem vornehmen Hause aufgenommen werden würde wie ein Prinz! Ja, Heimath bleibt Heimath,

der reinsten Vernunft zum Trotz. Frau Brigitte fragte nach den Bewohnern von Schloß und Pfarre, von Pächter- und Schulhaus, nach Hinz und Kunz. Sie fragte mit Antheil, wenn schon nicht mit Wärme. Nur nach ihrem Vater fragte sie nicht und das wäre ja auch die einzige Frage gewesen, auf welche Decimus keinen Bescheid hätte geben können. Endlich fragte sie denn auch, ob ihr kleiner Gast Hunger habe und etwas genießen möchte? auf welche Fragen der kleine Gast ehrlich „ja," und höflich: „wenn ich bitten darf" antwortete, demzufolge in die Küche geführt ward und eine gewärmte Mittagsschüssel vorgesetzt erhielt, die er bis auf den Grund leerte. Die kleine Sidi, die von wenig mehr als der Luft und ein bischen Zuckerwerk oder Obst lebte, sah mit Wunderaugen, welche Stoffmassen solch ein neunjähriger Hirtenmagen unterzubringen vermöge. Gehört ein guter Magen denn aber nicht zu den Grundbedingungen eines Glücklichen?

„Eure neue Gutsherrin, Fräulein von Werben, wünscht dich zu sehen, Decimus," sagte Frau von Hartenstein darauf. „Reinige dich daher und kleide dich um. Meines Sohnes Zeug wird dir passen."

Die kleine Sidi, welche ihr Märchen bei seinem Pensum von keinem Dritten stören lassen wollte, war flink bei der Hand, Wäsche und Kleider herbeizuholen und den Decem in eine Hinterstube zu führen. „Erst nimm ein Bad," sagte sie, indem sie einen Schrank öffnete.

In der Werbener Pfarre wurde, sobald es im Flusse

zu kalt wurde, regelmäßig Sonnabend Nachmittags im Waschhause gebadet. Aber da setzte man sich in eine Wanne. Daß Einer stehend in einem Schranke baden sollte, dünkte dem Decem wider alle Naturordnung. Die kleine Sidi lachte ihn jedoch aus, drehte die Hähne auf, ließ kalten und warmen Regen sprühen und verlangte, daß Decimus sich in ihrer Gegenwart unter die Traufe stelle. Er wurde feuerroth; die Kleine kicherte wie ein Kobold.

„Dummer Decem,“ sagte sie. „Ich bin ja kein Mädchen! Ich habe ja einen Buckel! Ich bin ein Nix!“

Der dumme Decem fand jedoch, daß sie trotz des Buckels kein Nix, sondern ein Mädchen sei und jagte sie aus der Thür. Dann ließ er sich vorschriftsmäßig im Schranke bespritzen, rumpelte sich ab, bürstete den Strohwald auf seinem Kopfe glatt und machte sich fein. Obgleich der Junker fünf Jahr mehr zählte als er, paßten ihm jenes Sachen wie angegossen. Ja, Kleider machen Leute! Wenn er sich in dieser Pracht doch seinem Röschen hätte präsentiren können!

Als er eben im Begriffe war eine Weste mit türkischem Muster anzulegen, trat die kleine Sidi wieder ein. Sie stieg auf eine Hütsche, um eine Kravatte mit künstlichem Knoten unter seinen Hemdskragen zu schlingen. „So,“ sagte sie, „so gefällst du mir. Nun gieb mir einen Kuß!“

Decimus leistete Folge. Gleich darauf ging es zur Vorstellung der neuen Gutsherrin in den Salon. Auf

dem Flur begegnete ihnen der Junker in glänzendem Wichs und duftend wie ein Veilchen. „Mein Märchen ist aber doch viel schöner als du," sagte die kleine Sidi und Decimus stimmte ihr mit voller Ueberzeugung bei.

Das, was der Salon hieß, war nicht so geräumig wie die Wohnstube in der Werbener Pfarre und einen herrschaftlichen Saal hatte Decimus doch auch schon gesehen, wenn auch nur einen von Ahnen bevölkerten. Dennoch stand er auf der Schwelle dieses Staatsgemachs wie geblendet, denn alles blitzte und blinkte in demselben. Ein Kronleuchter brannte in der Mitte und eine Lichterreihe über jeder Thür. Vor dem orangegelben Divan war der Theetisch servirt mit funkelndem Geräth; im Hintergrunde lehnte zwischen einer blühenden Hortensiengruppe eine goldene Harfe und am entgegengesetzten Ende des Zimmers stand ein Flügel geöffnet. Gäste waren noch nicht gegenwärtig; nur die Hausfrau, der projectirte zweite Vater und die blühende alte Dame, welche derselbe neben seiner Verlobten am krummen Arme spazieren geführt hatte. Im eifrigen Gespräch wurde der Eintritt der Kinder nicht allsobald bemerkt.

„Unerhört!" hatte eben Frau von Hartenstein ausgerufen.

„Lächerlich!" die alte Dame leichthin erwidert.

„Nicht ganz so lächerlich, wie es scheinen mag, meine Gnädige," der zukünftige Hausherr widersprochen. „Ist es doch die natürliche Konsequenz unserer unseligen

Staatsmaximen. Jegliches Märtyrerthum lockt wie die Pantasie, so den Unverstand. Denken Sie an die Kreuzzüge der Kinder — —"

„In homöopathischer Verdünnung," spottete die alte Dame. „Wie der Held, so sein Affe."

Bei diesen Worten traten die Kinder ein.

„Siehst du die angepinselte Mumie auf dem Sopha? Die ist's. Du mußt ihr die Hand küssen," zischelte Junker Max in Decems Ohr und chassirte graziös mit galantem Beispiel voran.

Die „Junkermuhme", mit ihren rothen Bäckchen und schwarzen Löckchen unter einem umfangreichen Blumenhut, mit den weißen Zähnen hinter den lachenden Lippen, dem smaragdgrünen Gewande und dem palmendurchwirkten Purpurshawl stach dem Decem gar wohlgefällig in die Augen; aber wie der schöne Junker es rieth und that, seine Lippen auf das schneeweiße Handschuhleder zu drücken, nein, solche Verwegenheit kam dem bescheidenen Hirtensohne nicht in den Sinn. Er machte unter der Thür einen Diener so tief als sein stämmiges Rückgrat sich niederzwingen ließ, und da just die ersten Geladenen sich einstellten, schob er sich sacht in den Ofenwinkel.

Sidi, oder, wie sie im Salon genannt wurde, Sidonie, zog ihn aus demselben hervor, um sich mit ihm an einem Seitentischchen zu etabliren. Und so war es diesem zum Glück geborenen Johanniskinde beschieden, schon auf der Schwelle seines zweiten Stufenjahres der Theilnahme an einem ästhetischen Theecirkel

gewürdigt zu werden. Eine Ehre, die sich auf seinen späteren Lebensstufen nicht wiederholen sollte, daher denn dem Helden im Salon ein ausgiebiges Kapitel gewidmet werden soll.

Den ersten Geladenen folgten die anderen mit der Pünktlichkeit, welche an diesem außerordentlichen Abend den Drang der Huldigung bedeutete: Kunstsinnige Damen ohne ihre weniger kunstsinnigen Ehegatten, gelehrte Herren ohne ihre weniger gelehrten Ehegattinnen; die Crême des akademischen Genius; desgleichen etliche ledige schöngeistige Wesen beiderlei Geschlechts aus dem Laienstande. Männiglich wie weibiglich verbeugte sich mit nicht weniger feierlichem Ernst wie der Hirtensohn von Werben vor der farbenprangenden Muse, welche die Magie der Sixtinischen Kapelle umwitterte. Die Hausfrau bereitete den Thee; schweigend in aschgrauem Kleid, weißer Pelerine und spiegelglattem Haarscheitel ein Bild der ernsten Wissenschaft neben dem der heiteren Kunst und, absichtlich oder nicht, dessen Folie. Sie hatte sich, der geselligen Gewöhnung der Verwandtin ihrer Kinder thunlichst zu genügen, zu dieser läppischen Unterhaltung herbeigelassen, in ihren Zügen aber stand geschrieben: „Einmal und nicht wieder.“ Jederzeit von bleicher Gesichtsfarbe, glich dieselbe heute der ihres Gewandes, das heißt nichts weniger als einer bräutlichen; ihre Lippen waren fest geschlossen, die Augen verfolgten den Sohn und als derselbe Miene machte, dem um den Theetisch sich bildenden Cirkel sich einzu=

reihen, verwies sie ihn mit einer eisigen Geberde in den Kinderwinkel.

So weit es einer Mutter von so strenger Gedankenzucht gestattet ist, einen Liebling, oder gar einen Vorzug zu haben, das heißt unwillkürlich und unbewußt, so weit und leider schon viel zu weit, war es Brigitten von Hartenstein dieser schöne Knabe, der Erstling ihres Jugendglücks. Das Blut schoß ihm daher bei dieser unerlebten Demüthigung in das Gesicht; trotzig schritt er nach der Thür; ruhig ging die Mutter ihm nach und führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, so wie man ein unartiges Kind in die Ecke stellt, an das Pfeifertischchen.

Junker Max schäumte; eine Weile saß er stockstumm, an der Unterlippe nagend, die Hände wühlend in dem lockigen Haar; die kleine Sidi streichelte ihm die Backen, flüsterte die zärtlichsten Schmeichelnamen in sein Ohr, machte nach dem Theetisch hin eine Faust und lief dann, mit der Inspiration der Liebe, ihr noch uneingeweihtes, goldgepreßtes Stammbuch herbei zu holen, auch Tinte und eine feingeschnittene Krähenfeder, die sie dem Erzürnten mit einem aufmunternden Wink in die Hand zwang. Und die Aufmunterung wirkte; das Selbstbewußtsein besiegte die Kränkung; es erwachte der Stolz, welcher dem Tertianer ziemt, wenn er sich von Gottes- und Rechtswegen als Primus in Prima fühlt und das Haupt einer republikanischen Verschwörung ist. War dieses Convivium hochgradigsten Philisterthums und allerverdrehtester alter Schrauben

das Opfer der Unterhaltung eines genialen Jünglings werth, eines Jünglings, welcher der Apollo des Gymnasiums hieß und nach welchem die holdesten Mädchen sich schmachtend die Augen aus dem Kopfe sahen? Unsinn! Blödsinn! Abgeschmackt! Werth war das Convivium allein seines satyrischen Kunstgeschicks, und was wahr ist, muß wahr bleiben, — das Album der kleinen Sidi ist der Nachwelt erhalten worden, — die flüchtigen Federskizzen, welche am Kindertischchen, gleichsam aus dem Aermel geschüttelt wurden, sie würden dem ernsthaftesten der ernsthaften Herrn am Theetisch ein Lächeln abgezwungen haben, vorausgesetzt, daß er beim Blättern nicht auf die Illustration seiner eigenen werthen Person gestoßen wäre. Vor diesem vierzehnjährigen Karrikaturisten lag eine Zukunft.

Der arme Decem freilich saß zwischen dem satyrischen Gezischel und Gekritzel hüben und dem ästhetischen Gesumme und Gebrumme drüben wie ein verirrtes Weidelamm. Zum ersten Male im Leben würde er sich sterblich gelangweilt haben, hätte die Spannung nach dem großen Manne, welcher die Sternwarte regiren sollte, sein Blut nicht in Wallung erhalten. So oft die Thür sich aufthat und ein neuer Herr Doctor, oder Herr Professor Fräulein Thusnelden von Werben vorgestellt wurde, fragte Decimus seine kleine Gönnerin: „Ist es der?“ Aber immer war es der noch nicht.

Der Thee hatte gezogen, die Hausfrau eine silberne Schelle ertönen lassen; der letzte Stuhl im Kreise war besetzt, Decems Hoffnung tief gesunken. Da — da

öffnete sich die Thür und ein bleicher Jüngling trat ein mit einer Miene, welche Decimus an die seines Kantors Beyfuß erinnerte, wenn er als Leichenbitter feierlich von Haus zu Hause wandelte. Auch der schwarze Leibrock, den er trug, hätte füglich Kantor Beyfußens Kleiderschrank entlehnt sein können; nur die Handschuhe waren nicht ganz schwarz, sondern vermuthlich einmal weiß gewesen und von einem Stoff, aus dem man Strümpfe macht.

„Da kommt er!“ rief Decimus neubelebt.

Schallendes Gelächter am Pfeifertisch! Unschuldiges Weidelamm, weißt du denn nicht einmal was ein Lohnbedienter ist, der bei festlichen Gelegenheiten, an Stelle der Köchin, das Theebrett umherreicht? Ach nein, du weißt es nicht. In deinem Pastorhause wird das Brett von den lieben Schwestern umhergereicht und du selbst bist schon manchesmal mit dem Kuchenkörbchen hinterdrein geschritten. Dein Herz wird immer schwerer, armer Decem.

Aber jetzt, jetzt! Noch einmal öffnet sich die Thür, und ein Herr tritt ein, ein hoher, stattlicher Herr mit blühenden Wangen, aber, curios! schon mit schneeweißem Lockenhaar wie die selige Excellenz; und auch wie eine Excellenz trägt er eine stolze Uniform, silbergeschnürt von silbergrauer Farbe, Beinkleider, die blos bis zum Knie reichen, weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe; nur keinen Säbel. „Da ist er!“ jubelt Decimus laut auf; und wiederum schallendes Gelächter; selber am feierlichen Theetisch bricht eine joviale Laune

durch, als Fräulein Thusnelda zu dem blühenden Herrn mit den weißen Locken, der ihr das Theegebäck präsentirt, sagt: „Bedanke dich bei meinem kleinen Landsmann, Mattner; er hat dich für einen Gelehrten gehalten.“ Dem kleinen Landsmann fiel das Herz vor die Schuhe.

Der Thee ist genommen; der Hausherr der Zukunft erhebt sich, um die gefeierte Virtuosin an ihre Harfe zwischen der Hortensiengruppe zu führen. Sie streift die weißen Handschuhe ab, die hinan bis zu dem radförmigen, kurzen Bauschärmel reichen. Die „schönsten“ Frauenarme enthüllen sich. Ueppig sind sie nicht, denn Kunstübung zehrt; aber mehlig weiß wie des blühenden Mattner Haupt. Sie stimmt die Saiten, sie präludirt; kein Hauch geht durch den Salon, keine Regung; nur die schwarzen Löckchen zittern unter dem Blumenhut: Dann ein Lied sonder Dichterwort, noch Sangeslaut, aber zart, rein und glühend der tiefsten Seele entströmend, so wie Thusnelda von Werben, und nur sie, die Adelaide einst gesungen hat, als sie jung und neu, eine Liebesbotschaft aus himmlischen Sphären, die lauschende Welt mit Wonneschauern durchbebte. O, du Hirtensohn aus Bethlehem! Das Saitenspiel, das dich zum König weihte, es scheucht heute noch wie vor Jahrtausenden die finsteren Dämonen aus dem Menschenhirn; was aber mehr bedeuten will, es schmelzt die Rinde der Philisterherzen. Dein kleiner, deutscher Hirtenbruder vergißt die geträumten Sternenrohre; die weisen Leviten drücken einander stumm die Hände und

die Priesterinnen des Schönen weinen überirdische Entzückungszähren. Das kleine, verwachsene Mädchen aber stürzt sich jauchzend der alten Künstlerin an die Brust und ihr schöner Bruder Uebermuth zerknittert sein gelungenstes Blatt, das die Unterschrift „Harfenmuhme" trägt. Nur die Hausfrau hatte unbewegt gesessen, die Blicke geheftet auf ihren Sohn.

Das Dankopfer entsprach dem Enthusiasmus des Eindrucks. Man hatte etwas Vollendetes gehört und was mehr bedeuten will, etwas Ungewohntes. Aber die vollendetste Pièce füllt einen Theeabend nicht aus und wer hat den Muth, oder die Demuth nach dieser Ersten der Zweite zu sein und nach dem Ungewohnten mit etwas Gewohntem aufzuwarten? Kein Mann; nicht der musikbeflissenste der jungen Doctoren, weder der vielbeliebte Cellospieler, noch der allbeliebte Baladensänger; ein Weib mußte sie beschämen. Ein Fräulein mit goldenen Hängelocken ließ sich nach schicklichem Sträuben an den Flügel führen, kramte eine Weile sinnend in dem mitgebrachten Notenvorrath und wählte darauf, sei es nun in erweckter heiliger Erinnerung an den Reigentanz vor der Bundeslade, sei es in die profanere an die eigene leider entschwundene Reigenzeit, genug das Fräulein wählte Webers Aufforderung zum Tanz; noch immer das beliebteste Vortragsstück der Zeit und gemeinhin ein recht bewegliches Stück. Weil die Dame aber in jenes Stadium getreten war, das zwischen denen des Vogels und Fisches im weiblichen Erdenwallen die Mitte hält, begann sie und

beharrte ohne Abirrung in dem feierlich maßvollen Tempo, in welchem der König der Harfe unzweifelhaft seinen Reigentanz vorgeführt haben wird, oder in welchem heutigen Tages etwa ein Großvater den Reigen mit der Großmutter eröffnen würde.

Keiner von der Dame musikalischen Freunden hatte ihr bis heute eine Beschleunigung dieses Tempos zugemuthet; keiner, selber der rigoristische Cellodoctor nicht, hatte es einer in heilige, oder profane Erinnerungen Verlorenen bemerkbarlich übel genommen, wenn bei schwierigen Touren ihr ein kleiner unharmonischer Fehlgriff entschlüpfte. Heute aber zuckten Finger und Füße, wackelten Löckchen und Blümchen am ästhetischen Theetisch und am satyrischen Pfeifertisch wurden ganz ausverschämte Gesichter geschnitten. Bei Gelegenheit einer kleinen Terz, die correcter gegriffen eine große gewesen wäre, kreischte die kleine Sidi laut auf: „Au!“ und dann wechselte sie mit der römischen Großtante einen Blick und ein Kopfnicken, die eine weit nähere Wahl- als Blutsverwandtschaft bekundeten.

„Du spielst ja wohl auch Kind?“ fragte Fräulein Thusnelda zum Pfeifertisch hinüber, nachdem die stimmungsvolle Dame geendet und den Tribut der Höflichkeit geerntet hatte.

„Gewiß!“ antwortete Sidi dreist.

„So laß einmal hören, Kleine.“

Die Mutter wollte es wehren, aber die Kleine hatte bereits Posto gefaßt auf dem Kissen, mit welchem Bruder Max hurtig das Tabouret vor dem Flügel

erhöht hatte und streckte die Hände, die für ihre Figur zwar unmäßig lang, immer jedoch nur die eines zwölfjährigen Mädchens waren, auf die Tasten.

„Was soll ich spielen?“ fragte sie nach der Tante gewendet.

„Was du zu können glaubst, Kleine.“

Die Kleine klappte das Notenheft zu, das vor ihr noch aufgeschlagen lag; ihre Augen funkelten wie Koboldsaugen und aus dem Kopfe statt aus dem erinnerungsreichen Gemüth schlugen die schlanken Finger das eben verklungene Tonstück von Neuem an, aber mit „Posaunen und Jauchzen,“ im Tempo der Jugendlust und ohne einen einzigen unharmonischen Ober- oder Untersatz. Die Weisesten der Weisen trippelten mit den Füßen wie auf ihrem ersten Studentenball und dann klatschten sie bravo mit aller Macht; nur die schönsten der erheiterten schönen Seelen blinzelten ohne ein Fünkchen Schadenfreude zu der gedemüthigten Mitschwester hinüber; die kleine Sidi aber warf sich in ihres Märchens Arme; sie hatte seine Kränkung gerächt, den Pfeifertisch zu Ehren gebracht. Daß sie mit ihrem Triumph über die zum Tanze herausfordernde Jungfrau sich ein Künstlerherz verbunden und eine weittragende Aussicht für ihr verkümmertes Dasein gewonnen hatte, das ahnete die kleine Sidi in dieser Stunde freilich noch nicht. Nur die Mutter hatte das dreiste Wettspiel nicht herausgehört. Sie hegte keine Reigenerinnerungen und Musik war ihr gedankenstörendes Geräusch; ihre Blicke hafteten an dem schönen Sohn.

Der Muse, welcher ein gastlicher Sinn den Vorrang gegönnt hatte, war mit diesem Bravourstück genug gethan; wennschon für die weniger sinnlichen Darbietungen, die ihm folgen sollten, statt der hüpfenden Stimmung eine elegische empfänglicher gemacht haben würde.

Denn zur Feier der fremden Künstlerin und zur zarten Mahnung an den Werth des deutschen Vaterlandes, dem sie eingestandenermaßen nach diesem letzten Besuche und der Ordnung ihrer heimischen Angelegenheiten für immer den Rücken zu kehren gewillt war, hatte eine Kunstschwester auf verwandtem Gebiet und zugleich Wittwe eines grundgelehrten deutschen Mannes, sich bewogen gefühlt, von ihren mannichfachen Reliquien die heimlichste und heiligste zum ersten Male zu offenbaren: einen Brief, in welchem der größte deutsche Dichter mit seiner eigenhändigen Unterschrift sein Beileid an ihrer Verwittwung beglaubigt hatte.

Der große Dichter war, wie der große Gelehrte, will's Gott! ein Seliger geworden; um beide vereint trug die edle deutsche Frau seit Jahren schon den Trauerschleier; und hatte sie den einen von ihnen auch niemals mit leiblichen Augen gesehen, fühlte sie sich geistig dennoch eine Doppelwittwe; denn sie selber war eine Dichterin und nicht gering das huldigende Opfer, ein Wort, das der größte Bruder im Apoll an den Schwestergenius gerichtet, mit einer blos ausübenden Künstlerin zu theilen.

Die Eröffnung würdig vorzubereiten, hatte ein befreundeter Doctor der Aesthetik einen Vortrag ausge-

arbeitet, welcher in Betracht, daß sein Hörerkreis wenn nicht der Mehrzahl so doch der Hauptperson nach, der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes angehörte, des Altmeisters bildenden Einfluß auf diese schönere Hälfte behandelte und in welchem er diese Hälfte wieder in zwei Hälften, fachgemäßer ausgedrückt: Categorien — — —

Aber — der Vortrag ist ja gedruckt und von Mit- und Nachwelt gebührentlich gewürdigt worden; wenn jedoch — denn das ist der Casus, auf welchen es an dieser Stelle lediglich ankommt, — wenn also der Held dieser Geschichte ihn nicht gebührentlich gewürdigt hat, so wird hoffentlich weder dem Vortrag, noch dem Helden ein Abbruch an ihrer Schätzung dadurch geschehen. Fragwürdig würde im Gegentheil erscheinen, ob es der Vortrag verdiente, gedruckt der Nachwelt erhalten zu werden, wenn er auf besagten Helden einen anderen Eindruck gemacht hätte als den er gemacht hat; und ebenso fragwürdig, ob der Held verdient hätte, dereinst biographisch behandelt zu werden, wenn er, — auch abgesehen von einer zweimeiligen Fußwanderung — einem Vortrag über Goethe's bildenden Einfluß auf das weibliche Geschlecht, müßig und mucksmäuschenstillsitzend, dreiviertel Stunden lang zugehört hätte, ohne — versteht sich nur in seinem zweiten Stufenjahr! — die Wirkung zu erfahren, die er erfuhr.

Der brave Decimus, er reißt die Augen auf und gähnt mit vorgehaltener Hand, wie es dem Zögling einer einstmals gräflichen Gouvernante ziemt; aber immer schwerer nickt und immer tiefer sinkt sein dicker

Kopf, jetzt hinunter bis zur türkischen Weste, jetzt bis auf die Arme, die sich über dem Pfeifertischchen kreuzen. „Ist er da?“ lallt er noch, dann fallen die Lider ihm zu und er hört von der Beileidsbezeigung des großen Goethe und dem was ihr vorangeht und nachfolgt kein Sterbenswort. Er schläft; er schläft wie ein junger Ratz; er hat in seinem Leben noch nicht so fest — nein, das wäre zu viel behauptet, — aber er hat in seinem Leben nicht fester geschlafen.

„Dieser Hirtensohn bekundet einen hohen Grad frühreifer Urtheilskraft!“ bemerkte, keineswegs im Flüsterton, Fräulein Thusnelda gegen ihren Nachbar, den anverlobten Hausherrn und der anverlobte Hausherr seufzte zur Erwiderung: „Beneidenswerther Stand der Unschuld!“

Weiter kam er nicht; denn der Aesthetiker hatte eben das Heft zugeschlagen, die Reliquie wurde aus dem Busen gezogen und: „Auf die Suppe folgt der Braten,“ sagte Fräulein Thusnelda.

Das Dictat, welches nunmehr zum Vortrag gebracht wurde, enthielt nur wenige schlichte Worte, wie ein Greis bei eines Greises Scheiden sie naturgemäß fühlt und sagt; von einem Anderen an eine Andere gerichtet, würde, in beruhigter Gemüthsstimmung, das Schreiben mit manchen ähnlich lautenden von dem Kaminfeuer verzehrt worden sein; dahingegen von einem Goethe dictirt und von eines Goethe eigener Hand unterzeichnet, es alle Aussicht hat die schwungvollsten Trauercarmen und sogar das gelehrte Elaborat, zu welchem es den

Impuls gegeben, um unberechenbare Generationen zu überdauern, ja einem edlen Weine gleich, mit jedem Lagerjahre an Werth zu steigen. Wie fühlte heute schon die glückliche Eignerin, trotz ihres Wittwenunglücks, sich beneidet! wie phantasievoll ergründete sie aber auch die geheimnißvolle Tiefe jeglichen Bindeworts, spürte unter dem gelassenen Redesatz den klopfenden Jugendpuls, schöpfte, ohne ihn zu erschöpfen, aus dem Born einer göttlichen Zeugungskraft.

Der Drang nach einem weihevollen Abschluß des Seelenschmauses, bevor das kalte Abendbrod gereicht ward, ist unüberwindlich; die edle Wittwe erhebt sich; sie war nicht nur eine Dichterin, sie war in gehobenen Momenten es auch aus dem Stegreife. Die Gesellschaft erwartete eine Improvisation. Die Dichterin wagt an ihre musikalische Kunstschwester die Bitte um leise Harfenbegleitung; die Kunstschwester aber schüttelt schnöde die schwarzen Löckchen unter dem weißen Blumenhut, worauf hinwiederum die Dichterin wehmuthsvoll die weißen Locken unter dem schwarzen Schleiertuch schüttelt und mit in die Höhe geschlagenem Blick, einer Seherin gleich, die himmlische Eingebung erwartet, als — — als die Thür sich aufthut und — ja, das Glück kommt nicht blos Märchenprinzen im Schlaf! — und Er erscheint, Er ist da!

So gering auf einer mittleren Universität die Hörerzahl eines Astronomen auch nur sein kann, so gab es auf der unseren jener Zeit nicht blos keinen gefeierteren, sondern auch keinen populäreren Lehrer als den alten

Herrn mit dem sokratischen Satyrkopf und dem sokratischen Menschenherzen und nicht Frau von Hartenstein allein strich den Tag, an welchem er ihr Haus zu flüchtiger Einkehr beehrte, roth im Kalender an. Heute scheuchte seine Begrüßung zum ersten Male die Sorgenwolken von ihrer Stirn; wenngleich er auch heute leider nur als Meteor am ästhetischen Firmament auftauchen sollte; denn am wissenschaftlichen Firmament hatte sich eine totale Mondfinsterniß angekündigt und der Umgang mit großen und kleinen Himmelsregenten erzieht nun einmal eine Höflingsschule.

„Indessen," setzte er hinzu, indem er Fräulein von Werben, als einer alten Bekanntin, die Hand drückte, „ließ es mir doch keine Ruhe, Sie, Verehrteste, noch einmal zu sehen und wenn es sein kann, zu hören. Denn es bleibt bei Ihrem Wort: unser beider Künste sind Schwestern, und welche von ihnen die ältere ist, ob die erste Harfe, welche ein Thebaner gestimmt, oder die erste Mondfinsterniß, welche ein Chaldäer beobachtet hat, diesen zweifelhaften Vorrang wollen wir uns gegenseitig nicht streitig machen. Und darum, edle Thebanerin, rühren Sie Ihr Saitenspiel zu einer Weise, nach welcher der alte Chaldäer für den Rest seiner Nächte die himmlischen Leuchten harmonisch wandeln sehen wird."

In der nächsten Minute saß Fräulein von Werben zwischen der Hortensiengruppe hinter ihrer goldumrahmten Pedalharfe, vielleicht der klangvollsten und kostbarsten, welche Erard's Meisterhand construirt hat.

Während sie stimmte, sagte der Professor nachdenklich: „Seit ich Sie zum ersten Male hörte, es war in der Dresdener Hofkirche und lange, lange ist es ja her, ich war fast noch ein Knabe und Sie, Sie sangen damals noch, — Thusnelda mit der Seraphsstimme! wissen Sie wohl? — seitdem nun hat mir in mancher stillen Sternennacht eine alte italienische Hymne vor den Ohren gesummt, ja ich darf sagen, wie Sphärenrhythmus das Herz sehnsüchtig geschwellt. In Wirklichkeit habe ich die Melodie niemals wieder vernommen. Es wäre ein Wunder, wenn Sie sich derselben noch erinnerten."

„Das Wunder könnte sich begeben haben," versetzte das Fräulein. „Aber sagen Sie, Professor, warum tragen Sie nicht wie ich eine Perücke? Das Organ der Galanterie liegt Ihnen bedenklich blos. Die Harmonie der Sphären sollen Sie übrigens noch einmal klingen hören, wenn auch nur mittelst eines Nothbehelfs. Die Finger sind mir, Gottlob! noch nicht lahm geworden."

„Die Zunge auch nicht," versetzte der Professor und beide lachten.

Dann griff die Künstlerin in die Saiten zu einer jener kindlich hehren, friedvollen Palestrinischen Weisen, die man in Deutschland dazumal außerhalb der Dresdener Hofkirche nur selten hörte, welche die Dame aber mit solcher Virtuosität, auch des Gemüthes, modulirte, daß der alte Chaldäer durch den Nothbehelf der Saiten sich gar wohl in der Jugend goldene Sangestage

versetzt fühlen durfte und eine edle Dichterin nur mit übermenschlicher Anstrengung die zuströmenden Gesichte im Herzensgrunde zu stauen vermochte.

„Nun aber Gefallen für Gefallen, Freund," sagte Fräulein Thusnelda, nachdem sie auf ihren Divanplatz zurückgekehrt war. „Hat die Kunst meiner alten Finger den Weisen auf eine Viertelstunde wieder jung gemacht, soll seine alte Weisheit einen Jungen auf ein Paar Jahrgänge älter machen."

Und sie erzählte darauf das Sternenabenteuer ihres Werben'schen Schäferbuben mit so knapper Anschaulichkeit, wob mit so anmuthigem Humor sein Decemsschicksal ein, daß die Gesellschaft dem Vortrag der gewandten, alten Scheherezade lauschte wie zuvor dem der gewandten, alten Harfenkönigin. Ja, das Glück kommt im Schlaf. Glückseliges Johanniskind, in dieser Schlummerstunde wurdest du zum Romanhelden inaugurirt!

„Fast thut es mir leid, Ihren kleinen Träumer ernüchtern zu müssen," versetzte der Professor. „Wenn er aber ein Rechter ist, würde trotz allem und allem es eines Tages doch geschehen müssen. So früh als möglich demnach die Probe. Wach auf, mein Sohn, wach auf!"

„Decem, wach auf!" rief die kleine Sidi, indem sie den Schläfer an den Schultern schüttelte.

Decem fuhr in die Höhe und rieb sich die Augen. Er wußte nicht wie ihm geschah. Eben hatte er in dunkler Bodenkammer von seinem Röschen geträumt und nun saß er in strahlendem Kerzenlicht und eine

vornehme Gesellschaft stand lachend um ihn her. Er wurde wie mit Scharlach übergossen und hätte vor Scham in die Erde kriechen mögen. „Komm, kleiner Kollege," sagte der Professor, ihn bei der Hand fassend. „Die Sterne haben nicht warten gelernt."

„Gestatten der Herr Professor, daß ich mich anschließe?" fragte Junker Max.

Der Professor wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit der Mutter und ihrem auserkorenen Gemahl.

„Besser den Mond sich verfinstern sehen als sich einem Sonnenstich aussetzen," äußerte Fräulein Thusnelda, worauf die Mutter denn in strengem Ton entschied:

„So geh! Daß du aber, sobald der Herr Professor dich entläßt, ungesäumt, auf geradem Wege nach Hause kommst. Und du mit ihm, Decimus, hörst du? Ich verlasse mich auf dich."

Decimus sagte: „Ja!" Junker Max war weiß geworden wie eine Wand.

Sie gingen.

Der Weg zum Observatorium war ziemlich weit. Als sie in ein dunkles Quergäßchen, der an dunklen Quergäßchen äußerst reichen Stadt bogen, raunte der Junker in Decems Ohr: „Wir sind verrathen, ich muß sie warnen!" und bat darauf mit ausgesuchter Höflichkeit den Herrn Professor, wegen plötzlichen Schwindels, nur zu einem Trunk Wasser in ein Haus treten zu dürfen, über dessen offnem Thorweg eine schwäch-

liche Oellampe das Zeichen „zur goldenen Sonne" erkennen ließ.

Der alte Herr schüttelte den Kopf; ehe er aber noch seiner Weigerung in Worten Ausdruck geben konnte, wurde er von einem anderen überholt, mit dem er stumm einen Händedruck wechselte und der allsobald hinter der verglimmenden Sonne verschwand.

„Unser Rektor!" zischelte Max, indem er sich zitternd an Decems Arm klammerte.

Er sprach kein Wort während des Weges; auch der alte Chaldäer schien den Schwindelanfall für abgethan anzusehn; er wendete sich mit seinen Fragen ausschließlich dem kleinen Sternenfreunde zu und dieser offenbarte zutraulich alle Heimlichkeiten, die er seinen himmlischen Lieblingen abgelauscht. Als darauf jedoch der alte Chaldäer ihm das heutige Phänomen leichtfaßlich erklärt hatte, da schwieg freilich auch er; aber die hohen Lieblinge blickten in ein ernsthaftes Kindergesicht, das eine Weihe empfangen hatte.

„Du wirst," sagte der Professor, „nichts anderes als einen Schatten über die Mondscheibe ziehen sehen, wie du schon manches Mal eine Wolke darüber ziehen sahst. Auch wirst du die Sternbilder, die du mit bloßen Augen wahrnimmst, nicht, wie du vermuthest, in Mondes- oder gar Sonnengröße schauen, und die, welche dir erst das Fernrohr deutlich macht, werden dir nur als schwache Fünkchen leuchten. Das darf dich aber nicht beirren, mein Sohn. Nichts was wir hienieden schauen können, ist so groß, als wir es uns denken und nichts, was

wir erreichen können, so vollständig, als wir es erstreben. Weil du nun aber nunmehr weißt, daß es der Schatten deiner Erde ist, welcher dir, seit Jahrhunderten voraus berechenbar, ihren Trabanten ein paar Minuten lang verhüllte, und weil du weißt, daß die kleinen Himmelslichter, welche es dir angethan haben, Welten sind wie die, welche du bewohnst und daß es millionenmal mehr und millionenmal fernere Welten giebt als die, welche du selbst mit den schärfsten menschlichen Werkzeugen zu erkennen vermagst, darum wird es dir keine Ruhe lassen, ihre gesetzmäßige Bahn so weit deine Kräfte reichen zu erforschen und es würde mich freuen, wenn ich dir bei dieser Forschung dereinst länger als heute ein Führer sein dürfte."

Und es geschah, wie der weise Chaldäer vorausgesagt. Der sinnliche Eindruck, welchen Decimus durch das große Rohr empfing, blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück und der des Gemüths war nicht so erhebend wie der des Allnachtshimmels ohne die räumliche Beschränkung durch ein Instrument. Das aber, was als Gedanke schon in dem Kinde geglommen, hatte einen Sporn erhalten, der seinem Mannesstreben die Richtung gab.

Das erste Morgengrau dämmerte, als sie die Sternwarte verließen, welche, — auch eine Enttäuschung für den Hirtensohn, — nichts weniger als einem hehren Tempelbau glich. Der unglückliche junge Verschwörer hatte während der langen Beobachtungsstunden wie auf Kohlen gestanden und an keinen anderen Erdschatten

gedacht als den, welcher den Werdetag verfinsterte. Nachdem der Professor die Knaben in dem Garten, der das Observatorium umgab, verlassen hatte, um nach seiner Wohnung abzubiegen, rief Max mit bebender Stimme:

„Ich muß fort, auf der Stelle! Was hülfe es, wenn sie mich auch noch faßten! Gieb Sidi heimlich dies Blatt. Gottlob! daß ich es unbemerkt kritzeln konnte. Sonst gegen keinen Menschen ein Wort. Adieu!"

„Nein, Herr Max," entgegnete Decimus, indem er ihm den Weg vertrat. „Sie müssen mit mir nach Hause gehen. Wir haben es Ihrer Frau Mutter versprochen und dem Herrn Sternenprofessor auch."

„Aber, Junge," schrie Max außer sich, „bist du denn gar zu dumm? Begreifst du denn nicht, um was es sich handelt? Sie haben die Statuten, sie haben die Mitverschworenen. Ich bin das Haupt: Ein gräßliches Exempel wird statuirt werden. Lebenslängliches Zuchthaus, ein Todesurtheil — —"

„Ach bewahre!" tröstete Decimus. „Das läßt ja der Herr Professor, Ihr zweiter Vater, gar nicht zu. Kommen Sie nur, kommen Sie!"

Er wollte ihn fortziehen, jener sich losreißen. Sie rangen mit einander in der stillen, noch nächtigen Gartenallee. Decimus war der stärkere, Max der gewandtere; der Sieg zweifelhaft. Da — da, wie ein lauerndes Gespenst aus dem Boden geschossen, — stand plötzlich der zweite Vater zwischen ihnen, packte, ohne einen

Laut von sich zu geben, den zukünftigen Sohn am Arm und schleppte ihn stracks nach Hause.

Als der Decem nun still hinter den Beiden herschlenderte, waren Sonne, Mond und Sterne für ihn am Himmel ausgelöscht. Denn wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen und wie ein Centner auf sein Herz. Hatte er den schlimmen Streich, den er einem Anderen gewehrt, nicht ausgeführt? War er nicht heimlich in die Welt hinausgelaufen? Würde seine liebe Mutter nicht in Angst um ihn vergehen und sein gütiger zweiter Vater zum ersten Male ein gräßliches Exempel an ihm statuiren? Ach, der ruchlose Bösewicht, der er war! Und alles um eines Werdetags willen, gerade so wie Junker Max! Bittere Reuethränen strömten über seine Backen. Er wollte nur bei Frau von Hartenstein seinen Kittel wieder anziehen, dann in einem Athem heimlaufen und, wie der verlorene Sohn, fußfällig für seine Schandthat um Vergebung flehen.

Als er aber das Haus erreichte, in welchem die ästhetische Versammlung sich seit Stunden aufgelöst hatte, stieß er unter der Thür auf die alte Gutsdame, die, nach einer langen vertraulichen Besprechung mit ihrer Verwandtin, im Begriffe war, in ihr Hôtel zurückzukehren.

„Du bleibst, Junge!" sagte sie lachend. „Ich bringe dich morgen selbst nach Werben und übernehme die Verantwortung bei deinen Eltern."

Was sollte Decem thun? Er blieb, legte sich auf's

Ohr und schlief; der ruchlose Bösewicht, er schlief, als hätte er das allerfriedlichste Gewissen zu seinem Schlummerpfühl. Als er aber endlich gegen Mittag durch die kleine Sidi mit Gewalt aus den Federn, in die Kleider und zur Besinnung gebracht worden war, da hätte an schwindelhaftem Erfolg binnen vierundzwanzig Stunden sich wohl nicht leicht ein Abenteurer mit ihm messen können.

Ausgerückt im Bauernkittel auf dem Butterfaß des Leiterkarrens, kehrte er heim im Junkerhabit auf hohem Kutscherthron, neben dem schmetternden Postillon, der ein Viergespann lenkte; rollte im Fluge die Straße entlang, auf der er gestern im Schweiße seines Angesichts getrabt war. Im hinteren Kabriolet hatte, von seinem Ehrenplatze durch ihn verdrängt, der Diener mit den blühenden Wangen und dem schneeweißen Lockenhaar sich mißmüthig eingeschichtet zwischen die ältliche Kammerdame und einen Berg von Schachteln und Koffern. Im Fond der wappenprangenden Reisekarosse saß die Gutsherrin mit Junker Max; auf dem Rücksitz ruhte eingekapselt die goldene Harfe, der Künstlerin zweites Ich, das sie eifersüchtig mit den Augen hütete. So glorreich sollte der Einzug in Werben gehalten werden! Und dazu im Arm die duftende Gardenia und im Herzen die Erinnerung an das große Rohr und den weisen Chaldäer!

Was im Inneren des Wappenwagens verhandelt wurde, drang natürlich nicht zu Decems Ohr. Daß es ein hochnothpeinliches Strafgericht sein könne,

befürchtete er keineswegs, war im Gegentheil heute mehr noch als gestern geneigt, den jugendlichen Verschwörer als Helden zu bewundern, da beim Einsteigen sein schönes Gesicht vor Glückseligkeit gestrahlt hatte und er keinen Gedanken an seine nächtlichen Aengste und ihren beiderseitigen Ringkampf bewahrt zu haben schien. Die kleine Sidi hatte sich zwar mit Thränen aus seinen Armen gewunden, aber es waren Thränen, welche ein Schimmer froher Erwartung durchleuchtete.

Als in der Stadt, wo Decimus gestern die Gardenia vergeblich gesucht hatte, die Pferde gewechselt wurden, langte aus entgegengesetzter Richtung die Personenpost eben an. Mehrere Passagiere stiegen aus; unter ihnen ein ältlicher Herr, der sich seine Pfeife an der des Schirrmeisters anzündete. „Der Vater!" jubelte Decimus auf, sprang mit einem Satze vom Bock und hielt die seltene Blume wie im Triumph in die Höhe.

„Mein guter Sohn!" sagte Pastor Blümel gerührt. „Mir zu Liebe hast du den weiten Weg gemacht!"

Decimus stand wie angedonnert mit niedergeschlagenen Augen:

„Ach nein, Vater," sagte er kleinlaut darauf, „ich habe es den Sternen zu Liebe gethan."

Bevor der Vater das Räthsel zu lösen vermochte, beugte sich zwischen den Spiegelscheiben des Wappenwagens ein blumengeschmücktes Lockenhaupt hervor und eine glockenhelle Stimme rief:

„Dieses redliche Hirtenblut wollen wir zu Ihrem

Nachfolger heranziehen, Herr Pastor. Ich heiße Thusnelda von Werben."

Vater Blümel hegte ein zu gutes Vertrauen in seines Decem rüstigen Körper und ruhigen Kopf, als daß er gestern Abend die Nachricht von der ausgedehnten Blumenexpedition mit irgend welcher Sorge aufgenommen hätte; seine sonst so starkmüthige Hannah dahingegen sah ihr verirrtes Lamm dem Wolf in den Rachen rennen und im allerglücklichsten Fall vom Gensdarm auf dem Schub in seine Hürde zurücktransportirt. Nach einer ruhelosen Nacht erklärte sie rundheraus:

„Du, Konstantin, oder ich!" und so machte ihr Konstantin sich denn auf die Suche des verirrten Lamms und — der bedrohten Gardenia.

Wie er nun aber halben Wegs beiden im erwünschtesten Wohlbefinden begegnete, durch eine fabelhafte Verkettung obendrein unter Schutz und Geleit der Patronin, die jemals mit Augen zu sehen er nicht zu hoffen gewagt hatte, da spürte er eine Anwandlung von seiner Hannah Glauben an die Himmelsgunst eines Johanniskindes und mit herzlicher Freude nahm er der Dame Einladung zur Heimkehr in ihrer Gesellschaft an.

Ein Platzwechsel wurde dadurch erforderlich. Junker Max bestieg zu seiner innerlichsten Befriedigung den Thron des Postillons, tauschte sich gegen ein Biergeld die Führung der Leinen ein und lenkte, ohne einen Rest von Verschwörerlaune, zum erstenmale einen Wappenwagen Viere lang vom Bock. Decimus wurde in das Innere desselben aufgenommen und mußte

zusehen, wie er sich auf einer Kante neben dem Harfenpedal einrichtete. Da jedoch wiederholtes Herunterrutschen das Zwiegespräch der beiden Würdenträger störte, kauerte er sich auf den Wagenboden nieder und hat mit dem Prickeln seiner einschlafenden Gliedmaßen die Ehre, einer gefeierten Künstlerin zu Füßen zu sitzen, ganz gewiß nicht zu theuer erkauft.

Da die Gutsdame nur einen einzigen Tag zur Kenntnißnahme des Besitzthums, das ihr seit länger als einem halben Jahrhundert ein fremdes geworden war, bestimmt und die Absicht hatte, dem vormaligen Werben'schen Erbpächter Mehlborn einen Besuch abzustatten, ersparte sie sich einen zeitraubenden Bogen, indem sie, statt der Landstraße, einen Seitenweg auf dem jenseitigen Ufer einschlagen ließ. Die Begegnung ihres Pfarrers, mit dem sie mancherlei Geschäftliches abzusprechen hatte, kam auch ihr erwünscht und bald war sie mit ihm im Gleise der Vertraulichkeit.

„Man braucht," hob sie an, indem sie ihm freundlich die Hand reichte, „mit einem Menschen keineswegs einen Scheffel Salz zu essen, um ihm in das Herz sehen zu lernen. Ich ziehe, wie bei anderen Naturansichten, einen bedeutenden Totaleindruck einer Menge kleiner Lokaleindrücke vor und die Bekanntschaft mit Ihrem Decem gab mir solch ein Gesammtbild Ihres Wesens. Im Uebrigen hat mein Schwager, der General, es auch an kleinen Einzelnbildern nicht fehlen lassen, so daß ich bei Ihnen und den Ihren hinlänglich zu Hause bin. Sie müssen nämlich wissen, Herr Pastor,

daß die feindliche Verschwägerung zu guterletzt in einen intimen Freundschaftsbund umgeschlagen war und daß an einem noch intimeren Bündniß, wie selbiges durch einen Paragraphen ihres Landrechts erläutert wird, nichts weiter fehlte, als daß das Bedürfniß der Unterstützung nicht ein gegenseitiges war. Zu meinem Glück, da ich sonst statt dieses Blumenhutes eine Wittwenhaube tragen würde."

Die Dame plauderte diese und alle folgenden Vertraulichkeiten so unbefangen aus, als ob nicht ein Kind derselben Zeuge gewesen wäre. Möglich, daß sie meinte, der unschuldige Dorfjunge verstehe sie noch weniger, als er, wo sie hier und dort in seinen Gedankenkram paßten, sie wirklich verstand. Im Uebrigen giebt es für geniale Leute ja keine Indiscretionen.

Die Rede kam demnächst auf Frau von Hartenstein und keine Neuigkeit hätte den alten Lehrer mehr überraschen können als die von ihrer bevorstehenden Wiederverheirathung; und kaum eine bänglicher berühren als die von ihr getroffene Wahl.

„Kennen Sie Zacharias?" fragte Fräulein Thusnelda.

„Nur aus Bruchstücken seiner kritischen Exegese," antwortete der Pastor seufzend. „Der Mann ist stark im Zerstören! Wie erklären Sie, gnädiges Fräulein, diese so schwer begreifliche Wahl?"

„Ei nun, sehr natürlich aus dem bereits angezogenen Paragraphen von der wechselseitigen Unterstützung. Brigittens Mittel sind nahezu erschöpft; ihr Ehrgeiz

ist es aber keineswegs. Jener Trieb zum Zerstören, wie Sie ihn nennen, ein Trieb, zu welchem übrigens gemeinhin mehr Muth als Geist gehört, also ein Charakter und kein Genie, hat dem Mann einen Namen und glänzende buchhändlerische Honorare eingetragen, ohne ihm bis dato seinen Lehrstuhl zu kosten. So hilft der Mann ihr aus der Noth. Er seinerseits ist klug genug zu wissen, daß auch im geistigen Zerstören nicht leicht Maaß zu halten ist. Ein Stück bröckelt dem anderen nach. Das Publikum aber liebt allerorten ein Mittelmaaß. Hand und Fuß, die Nase, der ganze Kopf sogar mag einer Autorität abgeschlagen werden: ein Torso soll stehen bleiben; Fenster und Thüren aus einem Tempel gerissen, das Dach abgedeckt: die Ruine wird um so ehrwürdiger und am Ende läßt sich noch eine Windmühle auf ihren Grundmauern errichten. Der Tag könnte also kommen, an welchem scharfsinnige Negationen weniger glänzende Honorare eintragen würden; abgesehen davon, daß, über kurz oder lang, der nämliche Umschlag, von welchem mein Neffe, der Propst, die Rückkehr zur Kanzel erhofft, meinen Quasineffen in spe, den Professor, von dem Katheder nöthigen dürfte. Und leiblicher Hunger thäte dann weh. In dieser eines weisen Mannes würdigen Fürsicht gewähren die Mehlkammern eines reichen Schwiegervaters die tröstlichste Perspective. So sorgt der Mann für die Zukunft, die Frau für die Gegenwart und da im Uebrigen Mann und Frau ungefähr in gleichem Maaße aus den gleichen Stoffen zusammen-

gesetzt sind, darum auch die gleichen Bedürfnisse haben, ist eine harmonische Ehe zu prognosticiren."

„Aber auch ein gedeihliches Elternhaus?" wendete Pastor Blümel ein.

„Das just um so weniger," versetzte die alte Dame. „Die Familie gedeiht nur in gemischten Elementen und Kinder badet man nicht in Spiritus. Zumal diese Hartenstein'schen Kinder, die vielseitig begabt, schon jetzt einseitig entwickelt sind. Beide lieben nur sich, das heißt auch sich untereinander; zur Mutter haben sie keinen Zug und den auserkorenen neuen Papa hassen sie schlechthin. Derlei Stiefverhältnisse können überhaupt nur durch frühe Gewöhnung, oder durch die Vernunft erträglich gemacht werden. Für die erste sind die Kinder zu alt, für die letzte zu jung. Beiden Theilen wird es daher einen verdrießlichen Uebergang ersparen, wenn ich die Tochter, bis zu einem reiferen Stadium, mit mir nach Rom nehme. Ich vermeide im Allgemeinen unschöne Umgebungen; da das kleine Anhängsel aber gescheut und für die Musik ungemein talentirt ist, denke ich es mit ihm aushalten zu können. Schade, daß sie zur Harfe nicht die Figur hat; von einer Gesangstimme kann bei solchem Brustkasten überhaupt nicht die Rede sein. Aber sie empfindet die Kunst und die Kunst wird sie für manche versagte Empfindungen schadlos halten müssen. Notabene: für unfreiwillige Versagungen; denn freiwillig sind dieselben der höchste Triumph, den wir Frauen feiern können."

„Aspasia!" sagte der Pastor lächelnd und Fräulein Thusnelda nickte ihm befriedigt zu.

„Für die Tochter wäre somit zunächst gesorgt," fuhr sie darauf fort. „Problematischer steht es um den Sohn. Sein Großvater war der schönste Mann, den meine Augen geschaut und der Enkel gleicht ihm. Sehen Sie doch, mit welcher Grazie er draußen die Zügel führt. „Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön!" Könnte ein Künstler ihn nicht zum Vorwurf eines jungen Sonnengottes nehmen? Und wie die Glieder, so der Intellekt. Er lernt spielend, sagen seine Lehrer, hat Gabe zu allem, Lust zu vielem, Ausdauer zu nichts. Aus diesen Factoren bilden sich die Tagediebe, die als Genies ein Monopol nicht blos der Freiheit, sondern Frechheit zu haben glauben, zumal auf fettem Boden. Stellen Sie sich vor, der Bengel hat gestern Abend eine Theegesellschaft seiner Frau Mama, — ehrenwerthe Philister und langweilige schöne Seelen einer deutschen Provinzialstadt! — mit ein Paar Federskizzen hingeworfen, daß sie in einem Witzblatt, wenn Ihr eines besäßet, Parade machen könnte. Hier eine Probe: „Die Harfenmuhme!"

Fräulein Thusnelda zeigte das abgerissene Blatt, auf dessen Rückseite Max in seiner gestrigen desperaten Stimmung die Abschiedsworte an seine Schwester gekritzelt, und welche der lauernde zweite Vater ihm entwunden hatte. Pastor Blümel schüttelte seufzend das Haupt und seine Patronin fuhr fort:

„Und stellen Sie sich weiterhin vor, daß am näm-

lichen gestrigen Abend eine republikanische Verschwörung entdeckt und aufgehoben worden ist, deren Obmann dieser kunstfertige Tertianer war. Mich wundert nur, daß er nicht allsobald zur Organisation einer Räuberbande à la Karl Moor vorgeschritten ist. Kleine Gernegroße! Ein Auswuchs Ihrer allerliebsten Staatsmaximen!“

Pastor Blümel stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug die Augen zu Boden, als ob er selber ein verantwortlicher Theilhaber dieser Staatsmaximen gewesen wäre. Hätte es sich in seiner Patronin Wappenwagen geschickt, würde er seine Pfeife angezündet haben, so schmerzlich verworren war seine Gedankenarbeit.

„Für die Zukunft eine heilsame Lehre, — falls sie verstanden wird!“ sagte die Dame leicht hin. „Sei's darum. Hängen wird man die dummen Jungen natürlich nicht; man steckt sie stillschweigend irgendwo unter. Was aber den Häuptling anbelangt, so ist seine Mama der Verlegenheit überhoben, den Wittwenstuhl verrücken zu müssen in Gegenwart eines Zeugen der ein Karrikaturblatt von der Weihescene entwerfen würde. Was aber bis auf weiteres anfangen mit dem Tausendsassa? Ich, für meine Person, habe keiner Zeit den Trieb zur Gracchenmutter in mir gespürt und der Tropfen Werben'schen Blutes, der in des Burschen Adern noch fließt, kann mir die Verpflichtung nicht auflegen, die Rolle in alten Tagen zu forciren. Bliebe also der Großvater Mehlborn, dem ich en passant nicht allzugelinde auf den Zahn fühlen werde. Unter allen

Umständen besitzt er den nervus rerum, auf welchen es in der Zukunft ankommen wird und zugegeben muß ja auch werden, daß der Dreschflegel ein probates Correctiv gegen Verschwörerlaunen ist, nur nicht gegen solche eines Bluts von vierzehn Jahren. Wer soll zunächst dem tollen Füllen die Halfter über den Kopf werfen? Ich frage Sie, Freund, Sie sind ja halb und halb Pädagog, was sollen wir mit dem Irrwisch anfangen?"

Bis dahin hatte Decimus, wenn auch mit immer steigender Entrüstung, an sich gehalten. Nun jedoch ertrug er es nicht länger, den schönen jungen Herrn so schmählich verlästert, ihn wohl gar mit des bösen Amtmanns Dreschflegel bedroht zu sehen. Er hatte gestern, um des vierten Gebotes willen, mit ihm gerungen, er, der doch weit schnöder gegen dieses Gebot gefrevelt hatte. Ihm aber war wegen des großen Rohres kein böses Wort gesagt worden, und jener wurde blos wegen der Republik behandelt wie der verlorene Sohn. Seit die vornehme Dame ihn einen jungen Sonnengott genannt hatte, leuchtete er Decimus nun vollends vor wie der alleređelste Held.

„Er will unter die Kunstreiter gehen!" platzte er daher heraus mit dem Stolze der reinsten Bewunderung.

Die alte Dame lachte hellauf. „Bravo!" rief sie in die Hände klatschend, „bravissimo! daß man doch niemals an der Mutter Natur verzweifeln soll! Lassen wir ihn laufen, lassen wir ihn reiten, wenn er sich wundgeritten hat, wird er zu Kreuze kriechen und hängt

der Brodkorb ihm dann nur ein wenig hoch, kann aus dem unbärtigen Karrikaturenzeichner noch etwas Rechtschaffenes zu Stande gebracht werden."

„Ein gewagtes Experiment!" versetzte Pastor Blümel, so traurig als die Dame lustig schien.

„Wissen Sie eine wirksamere Zucht als die der Noth?"

„So lange die Liebe nicht erschöpft ist, gewiß."

„Wollen Sie ihn etwa in Ihrem Töchtergarten schulen? Ich meine es im Ernst, Freund, im allerernsthaftesten Ernst. Versuchen Sie es mit dem jungen Wicht."

„Mir bleiben," entgegnete Pastor Blümel nach einer Pause, „Kraft und Zeit nur allenfalls für einen Schüler, meinen Pflegesohn, und der ist ein Anfänger, ein Lehrling auf Probe. Bestände er dieselbe, dürfte ich auch für seine höhere Ausbildung Kenntnisse und Methode mir nicht mehr zutrauen; schon jetzt werde ich für die Anfangsgründe der Mathematik mich leider nach einer Aushülfe umthun müssen. Nicht als einen Schüler kann ich daher Ihren jungen Verwandten in die Obhut meines Hauses nehmen, wollen Sie ihm denselben als Gast für eine Uebergangszeit anvertrauen, wird er darin herzlich willkommen und, so Gott will! wohlgeborgen sein."

„Probiren wir's denn zunächst einmal in der Klosterschule des frommen Herrn Ohm, wohl möglich, daß sie die Wirkung der Reitschule wettmacht," versetzte die Patronin, führte ihr Project aber nicht weiter aus, da

man in der Nähe des Thalgutes angekommen war. Sie beugte sich aus dem Wagenfenster, „dort oben Ihre Pfarre!“ rief sie, „und hier die Kirche! Ich bin in ihr getauft worden, — eingesegnet, — und wenn ich zum letztenmale meinen Einzug in ihr halten werde, — machen Sie es dann gnädig, Freund, mit dem alten, harfespielenden Heidenkind.“

Die Lippen lachten bei den Worten, über den Augen aber lag ein feuchter Nebel, wie er wohl nicht häufig deren Funkelblick verschleiert haben mochte. Gleich darauf jedoch sagte sie in ihrem gewohnten kecken Ton: „Ich bin auf dem Schlosse nicht angemeldet und meine Nerven haben auch in Rom den Heiligenduft nicht vertragen lernen. Würde Ihre Hausfrau, Freund, mich und meine Harfe zur Nacht beherbergen wollen? Max und die Diener mögen sehen, wie sie auf dem Schlosse unterkommen.“

Pastor Blümel drückte ihr erkenntlich für diesen Vorzug die Hand, hieß den Wagen halten und Decimus aussteigen. Er sollte zu Fuß heimkehren, der Mutter den werthen Gast anmelden, die Gardenia sorgfältig mit Wasser bespritzen, aber, wie er ihm noch besonders einschärfte, von dem, was er im Wagen vernommen, kein Wort gegen irgend einen Menschen verlauten lassen. Mit dieser Vorschrift zog Decimus ab.

Die alte Dame lachte belustigt über die frühe Erziehung zur Beichtheimlichkeit. „Der Junge sieht danach aus, als hätte er auch ohne Ihre Mahnung den Mund gehalten,“ meinte sie. „Der ist kein Karrika=

turenzeichner! Mein Wort darauf, er besteht Ihre Schülerprobe. Bilden Sie ihn in Gottes Namen, so weit es Ihnen bequem ist, zu Ihrem Nachfolger, oder in irgend einem ihm vielleicht gemäßeren Fach zu Ihres Gleichen aus. Für die Mittel seiner späteren Lehrjahre werde ich Sorge tragen."

Pastor Blümel dankte ablehnend für dieses Anerbieten, wie er schon vor Jahr und Tag dem General für dasselbe gedankt hatte. So lange er lebe, wäre der Knabe, den er auf seinen Boden verpflanzt, sein Sohn. Ernte er Vaterfreude von ihm, habe er Vatersorge und väterliche Verantwortung für ihn zu tragen, er allein. Jegliche fremde Wohlthat mache das Verhältniß zu einem schielenden."

„Sie sind ein weiser Thor, oder ein thörichter Weiser," versetzte das Fräulein. „Ich habe die Mittel und Sie haben sie nicht. Aber wie Sie wollen. Man soll keinem Menschen den Genuß verkümmern, etwas Rechtes auf eigene Hand durchzuführen. Für einen möglichen Todesfall, meinen oder Ihren, will ich indessen jetzt schon mit dem Justitiarius festsetzen, daß das theologische Stipendium, welches auf Werben ruht, seiner Zeit zum ersten Male einem Werben'schen Bauernsohne zu Gute komme. Es thut keiner Weisheit Abbruch wenn sie von einem Vater im Himmel ihren Ausgang nimmt, mag sie auch nicht allerwegs auf dieses Familienverhältniß hinauslaufen. Dem Gottesgelehrten kann späterhin immer noch ein weltliches Pfropfreis beliebig aufgesetzt werden."

Als die vierspännige Wappenkutsche, mit dem jungen gepuderten Lakaien und der geputzten alten Zofe im Kabriolet, im Thalhofe einfuhr, saß Johann Mehlborn in Hemdsärmeln und Leinenhosen auf der ominösen Bank vor seiner Thür. Er sprang in die Höhe, ging bis an das Haus, kehrte aber um, setzte sich wieder und ließ dem kuriosen Geschehniß seinen Lauf. Irgend etwas rumorte bei dem stolzen Schauspiel in seinem Blut; vielleicht der aufgestörte Bauerntrotz, vielleicht die unterbundene Magnatenader. Im Verlauf jedoch fand die alte Dame mit den rosigen Runzelwangen und den klugen Blitzaugen seinen Beifall und auch ihr resolutes Mundwerk war nach seinem Geschmack. Als sie dem Sohne ihres väterlichen Großknechts die Hand reichte und ihn daran erinnerte, daß sie ihn zum letzten Male als bausbäckigen Posaunenengel auf seiner Mutter Arme gesehen habe, stieg eine Zähre in sein Auge und sie würde übergelaufen sein, wenn das mobile Fräulein nicht in einem Athem auf ein weniger rührsames Thema übergesprungen wäre.

Dieses Thema war der seiner Familie bevorstehende Ersatz des Geblütsaristokraten durch einen der hohen Wissenschaft. Der Amtmann war durch seine Brigitte schon von der Affaire unterrichtet; auch durch seinen Bielitzer Pastor von der Schriftgelahrtheit des Mosjö Zacharias. Seinethalben! wäre sie in ihrem Wittwenstande ohne leiblichen Vater fertig geworden, werde sie in ihrem zweiten Ehebunde wohl auch noch ohne Gottessohn fertig werden. Er, Johann Mehlborn, halte es

mit dem zweiten Artikel und dem vierten Gebot. Damit basta!

Als die Dame darauf ihm seinen Enkelsohn vorstellte, winkte er ihn heran, musterte ihn stillschweigend vom Kopf zur Zeh', griff dann in seine Hosentasche und schenkte ihm einen Thaler.

Junker Max wurde roth und schnitt ein Gesicht wie ein verkleideter Lustspielprinz, den Einer im Ernst für einen Kammerdiener hält und ihm ein Douceur anbietet. Seine Hand zuckte, als ob er dem schäbigen alten Bauer, der sein Großvater und ein Millionair war, das Geldstück vor die Füße zu werfen Lust habe. Fräulein von Werben aber sah ihn mit einem scharfen Blicke an und sagte in noch schärferem Ton: „Bedanke dich schön, Herr Neffe; es wird dir manchen Schweißtropfen kosten, ehe du den ersten Thaler verdienst."

So machte Junker Max denn eine stumme Verbeugung und steckte den Thaler ein, mit dem nobelen Vorsatz, sich seiner als Biergeld an den Postillon zu entledigen.

Die Dame rückte nunmehr mit der Frage nach des Großvaters Rathschlägen und Plänen für seines Enkelsohnes Zukunft hervor. Wie zu erwarten stand, erhielt sie den Bescheid, der Junge solle lieber heute als morgen aus der Schule genommen und unter seine, des Großvaters, Scheere gebracht werden. Sobald er das feine Früchtchen zu einem richtigen Oekonomen zugestutzt, wolle er ihn als Inspector über eines von seinen Gütern setzen. Der Junker von Hartenstein wurde

demnach der Erbe von des Hirtendecem glänzenden Pathenaussichten!

Damit schloß die Zusammenkunft der beiden nachbarlichen Gutsherrschaften. Alles in allem, und noch dazu gezählt, daß Bielitz in diesem trockenen Sommer eine weit einträglichere Ernte als Hochwerben geleistet hatte, würde der alte Erbpächter der Letzten seiner angestammten Gutsherrschaft die Wiedererwerbung ihres Vätersitzes aufrichtig gegönnt haben, insofern sie selbst anstatt der verhaßten geistlichen Hartensteine auf demselben residirte. Da sie aber morgenden Tages schon wieder außer Lands zu gehen beabsichtigte und ihre widerwärtige Sippschaft ihm vor der Nase sitzen blieb, hätte er ihr die stolze Staatsvisite lieber geschenkt und den Thaler für das dicknäsige Früchtchen von Enkel nicht zum Fenster hinausgeworfen.

In noch weit höherem Maaße fand die neue Herrin, daß sie sich den Umweg über das Thalgut hätte sparen können und auch der friedfertige Pastor Blümel zog unbefriedigt von dannen, da zu einer erhofften Wiederanknüpfung mit seinem ungetreuen Beichtsohne die Gelegenheit keineswegs günstig gewesen war. Seine Patronin hatte nicht ohne Absicht der Ueberraschung erwähnt, die sie aller Welt, also auch der Pfarrfamilie, durch den Gutskauf bereitet habe. Das aber hatte der kluge Bauer ja schon lange erspürt, oder erfahren. Seine „Bosheit" auf die einstigen Freunde war von weit älterem Datum und so blieb es auch zwischen Thalgut und Pastorei bei der eingenisteten Entzweiung.

Während dieser ungemüthlichen Zusammenkunft trabte Held Decimus in höchster Beseligung heimwärts. Bild um Bild tauchte die Zauberwelt, in welcher er einen Tag lang geschwelgt hatte, vor seinen Blicken wieder auf. Dem Wunder folgte der Zweifel. Am Ende hatte er die Herrlichkeit nur geträumt, oder in einem Märchenbuche gelesen. Aber nein doch, nein! Er trug ja auf seinem Leibe des Sonnengottes stolzes Junkerkleid, unter dem Arme zusammengerollt seinen eigenen Bauernkittel und in der Hand die duftende Gardenia. Er war der Märchenprinz. Er hob den Kopf höher, als er ihn gestern gehoben; sein Herz klopfte stolzer als es gestern geklopft; er sah sich gleichsam in eine neue Konstellation versetzt; funkelnde Erdenlichter schlossen eine Kette, zwischen welcher sein Stern fortan eitel lustig sich drehen werde. Dämmernd, wie es nicht nur Kindern geschieht, spürte er das Regen bisher ungeahneter Dämonen.

Hüte dich armer, zehnter Hirtensohn! Du wirst nie in deinem Leben wieder der Held eines Märchenabenteuers sein, wirst nie wieder in einer Wappenkutsche von einem jungen Sonnengotte Viere lang vom Bocke gefahren werden und einer berühmten Künstlerin zu Füßen sitzen; von den Erdenlichtern, in deren Kreise du dich eitel lustig drehen siehst, könnte manches als Irrwisch dich in einen Sumpf verlocken. Nur an den ewigen Himmelslichtern, Decimus, an ihnen halte fest!

Da die Weinbergsthür unter Verschluß gehalten wurde, hatte er nach der Ueberfahrt den Umweg durch

das Dorf zu nehmen; vorüber an dem Hutmannshause, das heute noch wandelbarer als an dem Tage, wo er darin zur Welt gekommen, an dem Felsen klebte und von einer ebenso dürftigen Familie wie damals bewohnt wurde. Decimus kannte seinen Ursprung, ohne ihn je als ein Leid empfunden zu haben. Noch keinmal, so oft er an dieser elenden Herberge vorübergekommen, waren ihm die Waisen eingefallen, die vor ihm unter dem nämlichen Dache dem nämlichen Blute entsprungen waren. In seinem heutigen Hochgefühl würden sie ihm noch weniger eingefallen sein.

Da öffnete sich die Thür, und ein Kind in den Armen wiegend, trat das weiße Fräulein über ihre Schwelle. Er hätte ihr entgegenlaufen, ihr die bevorstehende Ueberraschung ankündigen mögen; allein der lange, ernsthafte Blick, mit welchem sie zu ihm hinübersah, bannte seinen Schritt. Vielleicht war es nur das bunte Junkerkleid, das sie in Verwunderung setzte; vielleicht verglich sie aber auch in ihrer nachdenklichen Art dieses durch die Liebe gerettete Kind mit dem siechen Wurm, den sie in der vorigen Minute auf der Streu sich hatte winden sehen, und den sie zur Beschwichtigung in das Freie trug.

Und als ob es diesem Mädchen bestimmt sei, die verborgensten Lebenskeime in dem Knaben zu erwecken, drang sein stiller Blick ihm in das Herz. Zum ersten Male fühlte er sich gemahnt an die Brüder, die in der Welt umherirrten, vielleicht gestorben, verdorben waren,

er wußte nicht wo und wie. Es war kein Blutessehnen, das sich in ihm regte. Aber er sah sich zurückgedrängt auf seinen natürlichen Grund und eine Aufgabe für seine Mannesjahre hatte sich angebahnt.

Der Propst, der zur nächsten Fröhnerhütte vorangeschritten war, winkte Lydia zu sich heran; sie legte das Kind in seiner Mutter Arm und eilte an Decimus vorüber dem Vater nach. Von der Höhe herab flog jubelnd, mit ausgebreiteten Armen das liebe Röschen, das den verloren gegangenen Bruder im Kahne stehend erkannt hatte. Es gab einen und dann noch einen zweiten lauten, bunten Tagesschluß, in welchem Decimus seines weißen Fräuleins still mahnenden Blick vergaß. Als er aber nach der Gutsherrin Abreise zum ersten Male wieder durch die Schlucht in das Thal hinunterstieg, stand er wie erstarrt: das Hutmannshaus war verschwunden; abgetragen bis auf den Grund, die arme Fröhnerfamilie zeitweise in einem Nebenbau des Schlosses untergebracht.

Tag für Tag trieb es den Knaben nun hinunter an den leeren Platz, und Tag für Tag sah er etwas Neues entstehen. Der vorhängende Felsen wurde abgetragen, der gewonnene Raum geebnet, ein frischer Grund gelegt, Mauer um Mauer aufgezogen; noch vor Winters stand ein sauberes kleines Haus an Stelle des armen Nestes, in welchem er das Erdenlicht erblickt hatte. Im Laufe der Zeit wandelten, eine nach der anderen, sämmtliche Fröhnerhütten sich in freundliche Wohnstätten um, wurde die Straße gepflastert, von

Bäumen eingefaßt und so zu der nettesten im ganzen Dorfe hergestellt.

Es war nicht Fräulein Lydias frommer Liebessinn, welcher diese Umwandlung bewirkt, oder auch nur angeregt hatte; es war Fräulein Thusneldas Schönheitssinn, der empört worden war, als sie bei der Auffahrt zu ihremVäterschloß sich derartig von Verfall und Unflath umgeben sah. „Unter einem italienischen Himmel erträgt sich das allenfalls," hatte sie zu Freund Blümel gesagt; „hier aber will ich selbst als Leiche diesen Ekelweg nicht noch einmal passiren."

So griff sie denn tief in ihren Seckel; erhob den Ortspfarrer zu ihrem Schatzmeister, seine Gattin zu ihrer Werkführerin, und spornte zur Eile. Denn wer über das siebenzigste Jahr hinaus sich noch eine Grabesstraße anlegen will, der darf nicht lange fackeln lassen.

Decimus hatte diesen Zusammenhang bald genug erfahren. In seiner Phantasie aber schwebte das weiße Fräulein, so wie er es zum letztenmale aus seinem Geburtshause hatte treten sehen, als Engel des Trostes über der erneuerten Stätte. Und mit dem natürlichen Wege, auf welchen jener stille Blick wie ein Leitstern ihn gewiesen hatte, soll seine Knabenstufe abgeschlossen sein.

Der Kampf am Jugendhimmel.

Und wieder ist nahezu ein Stufenjahr zurückgelegt; solch eine Spanne, in welcher die Knaben Jünglinge, die Männer Greise werden, die Greise ihre Augen schließen und deren sachter Wandel in dem Pfarrhause von Werben nichts geändert hat, als daß nur noch zwei Kinder darin glücklich sind. Aus dem Röschen ist eine Rose geworden, die holdeste Blüthe in Konstantin Blümels Töchtergarten; Bruder Decimus, nach wie vor ein frisches Hirtenblut, ist fortgeschritten auf ebener Bahn und steht jetzt dicht vor jener hohen Schwelle, die aus der Vaterhut in die Freiheit führt.

Kurze Zeit nach der Gutsherrin Wiederabreise hatte der Propst an Pastor Blümel die Bitte gerichtet, seinen Pflegesohn den mathematischen Unterricht mit Martin, dem ältesten der Hartenstein'schen Kinder und vier Jahr mehr zählend als Decimus, theilen zu lassen. Der Vater machte kein Hehl daraus, daß dem Knaben alles Lernen ohne treibenden Sporn schwer falle. Sei nun bisher Schwester Lydia selber in alten Sprachen seine

Studiengenossin gewesen, so müsse auf deren Theilnahme bei jener strengen Disciplin doch füglich verzichtet werden; und eben in ihr wäre eine bedeutendere Ausbildung geboten, da Martin sich für die militairische Laufbahn entschieden habe.

„Der Verzicht, ihn zu einem Diener unseres Amtes heranzuziehen, ist mir hart angekommen," äußerte der Propst. „Leider aber hat er die schmiegsame Natur seiner Mutter geerbt, und was zu anderer Zeit paradox klingen würde, für die heutige gilt, daß der geistliche Stand mehr Energie erheischt als der des Soldaten. Der letztere schließt die Selbständigkeit aus, welche jener bedingt. Mein zweiter Sohn mit seinem lebhafteren Temperament wird, will es Gott, die Hoffnung erfüllen, die ich auf den ältesten gesetzt hatte. Ich hätte Martin nun gern bis nach seiner Konfirmation unter der Zucht meines Hauses erhalten; schlügen Sie mir meine Bitte indessen ab, würde ich mich genöthigt sehen, ihn schon jetzt dem Hannover'schen Alumnat einzureihen, in welchem er bis zu seinem Diensteintritt weitergebildet werden soll. Auf eine in äußerem Betracht sich ja empfehlende Erziehung in unserem Kadettenhause, wie meine Brüder und ich selbst sie genossen haben, muß ich aus Gründen, die zu erörtern überflüssig sein würde, verzichten."

Pastor Blümel erspürte in diesem Anerbieten Fräulein Thusneldens nachwirkenden Einfluß, gab aber um so williger seine Zustimmung, da auf diese Weise die bedenkliche Lücke in seinem eigenen Unterricht ausgefüllt

wurde. Und so hatte der Quatermillionenjunge an diesem Tage zum letzten Male auf Kantor Beyfußens Schulbank gesessen um fortan als mathematischer Kumpan Martins von Hartenstein in dem suspendirten Magister Klein einen tüchtigen Lehrmeister zu finden.

Von den übrigen Schloßbewohnern sah er während dieser regelmäßigen Unterrichtsstunden wenig; in dem treuherzigen Martin aber fand er einen Freund für das Leben und zwischen den Familien der beiden Freunde wurden theilnehmende Beziehungen angebahnt; vornehmlich zwischen Röschen und Martins beiden jüngeren Schwestern; das weiße Fräulein war und blieb für das frohmüthige Pfarrtöchterchen zu still und ernst, oder, wie Röschen selbst es nannte, zu alt und klug.

Als nach etlichen Jahren Martin in das strenglutherische Alumnat abging, war auch Decimus reif für die höheren Gymnasialklassen geworden. Es würde seinem Pflegevater leicht geworden sein, ihm eine Freistelle in Schulpforta zu erwirken, sehr schwer dagegen, sich schon jetzt von seinem Sohne zu trennen. Nicht mehr aus Gewissenssorge wie einst, aus reiner Vaterfreude wollte er ihn so lange als angänglich unter seinen Augen behalten und wenigstens der Repetent seiner Studien in den alten, lieben Heiden bleiben. Da das einstige Kloster, welches der baubeflissene Eidam räumlich umgeschaffen, sich auch geistig als eine lichtvolle Lehrstätte bewährt hatte, trabte Decimus fortan jeden Morgen seelenvergnügt nach der Stadt und kehrte jeden Nachmittag seelenvergnügt heim in sein Dorf,

rückte gesetzmäßig von Stufe zu Stufe und alle Zeichen deuten darauf hin, daß er auch fernerweitig seelenvergnügt und gesetzmäßig emporrücken werde, wenn er zum nächsten Herbstsemester, ausgerüstet mit dem Werben'schen Stipendium, als Studiosus der Gottesgelahrtheit in die Stadt einzieht, in welcher er zum ersten und einzigen, aber hoffentlich nicht zum letzten Male den Sternenhimmel durch ein großes Rohr betrachtet hat.

Bei dem gelehrten Professor Zacharias wird er dort allerdings keine Kollegia hören können, — was Vater Blümel nicht im entferntesten beklagt, — und in der Frau Professorin Zacharias wird er keine sorgliche Heimathsfreundin wiederfinden; was Mutter Blümel auf das tiefste beklagt, um ihres Sohnes willen, aber auch um der Frau Professorin willen. Denn die Gegenströmung, welche, wenn die alte Gutsherrin Recht hatte, er selber deutlich vorausgewittert, hatte den freisinnigen Kritiker geheiligter Ueberlieferungen von seinem Lehrstuhl gescheucht — lange vor der Zeit, wo die reiche Erbstätte seiner Gattin ihm eine Zuflucht hätte bieten können und ohne daß von dieser einstigen Erbstätte aus ihm in der Gegenwart eine Nothhülfe geboten worden wäre.

Johann Mehlborn wirthschaftete unermüdet weiter manches Jahr, nachdem der königliche Greis, als dessen Stellvertreter er am Taufstische des Werbener Hirtensohnes gestanden hatte, in die Gruft gesenkt worden war; er erwirthschaftete sich sogar ein drittes Rittergut zu den beiden ersten; aber die einzige Erbin, für die

er sie erwirthschaftet hatte, ließ er Mangel leiden, weil sie selbst und der Gatte, welchen sie sich erkoren, nicht Hand in Hand mit ihm wirthschaften wollten und konnten. Und doch nagte dieser Mangel schärfer an ihm selbst als an denen, welchen er ihn auferlegte. Es gab im weiten Umkreis keinen friede- und freudeärmeren Menschen als den reichen Johann Mehlborn. Wie ein grimmiger Höhlenbär trottete er brummend unter Gottes freiem Himmel umher, zwischen den unübersehbaren Feldgebreiten, die er sein eigen nannte.

Eine schweizerische Hochschule hatte den Professor Zacharias aufgenommen. Wie aber im monarchischen Vaterlande nicht gegen die Ungunst von oben, so vermochte er im republikanischen Auslande nicht gegen die Ungunst von unten seine Forschungen als Lehrstoff zu verwerthen. Er lebte nur noch von schriftstellerischen Arbeiten und war Manns genug, keine seiner Konsequenzen zu unterdrücken, obgleich das Publikum, — auch darin hatte die alte Harfenkönigin richtig vorausgespürt, — ihm nicht mehr goldene Früchte ernten ließ.

Auch seine Gattin hatte um des lieben Brodes willen zu der Feder gegriffen und erzielte durch populärwissenschaftliche Elaborate, zumeist pädagogischen Inhalts, einen Ertrag, welcher der praktischen Frau eine leidlich bequeme Hausführung ermöglichte. In dieser gemeinsamen Beschäftigung, aus gleichem Grundquell und in gleicher Richtung, wennschon die Zielpunkte der Frau die Höhe der männlichen nicht erreichten, fühlte Frau Brigitte sich in ihrer eigensten Sphäre und wurde ihre

zweite Ehe in Wahrheit eine Musterehe, — obgleich, oder weil dieselbe kinderlos blieb.

Die kleine Sidi war bis heute bei der Großtante in Rom geblieben und schwamm in deren kühlem, klaren Element wie eine Forelle im buntumblühten Bach. Hätte ihr Märchen an ihrer Seite schwimmen dürfen, würde niemals ein glücklicheres Kind als dieses arme, verunstaltete Geschöpf zur Jungfrau herangewachsen sein. Jene einzige Herzenssehnsucht blieb ihr indessen ungestillt; sie hatte den Bruder nicht wieder gesehen, seitdem er als vorzeitiger Karbonari von der alten Harfenkönigin dem bräutlichen Hause seiner Mutter entführt worden war.

Er jedoch wie sie in eine ihm zusagende neue Welt. Da er weislich dem Gelüste entsagte, sich der in diesem geknechteten Jahrhundert einzig freien und dabei nobelen Menschengattung zuzugesellen, wurde das Experiment ihm erspart, das die alte Dame lachend gebilligt hatte. Er war nicht als verlorener Sohn reuig heimzukehren gezwungen, nicht durch Noth zur Vernunft gebracht, und der Brodkorb ihm nicht allzuhoch gehängt worden; freilich aber auch Konstantin Blümels Liebesschule hatte er nicht kennen lernen. Ein kurzer Aufenthalt im Bereiche seines geistlichen Oheims, dessen gleichalteriger Sohn in Fassen und Wissen tief unter ihm stand, hatte genügt, eine Koststelle in einem adeligen Erziehungsinstitute Dresdens ihm äußerst anziehend erscheinen zu lassen; auch hinderten die republikanischen Antecedentien des Tertianers den nunmehrigen Secundaner keines-

wegs, sich unter hocharistokratischen Kameraden recht von Grund aus wohl zu fühlen.

So unangemessen den Grundsätzen der Mutter dieser Bildungsgang sein mochte, sie war für den Augenblick zu sehr durch ihre persönliche Lebenswendung in Anspruch genommen, um sich nicht einen Ausweg gefallen zu lassen, der ihr nach der drängendsten Seite hin Freiheit gewährte. In ihrer Nähe konnte sie nach den kindischen Vorgängen den Sohn nicht halten, so gab sie in Bezug auf ihn dem Rathe der klugen alten Weltfrau nach, wie sie schon in Bezug auf die Tochter demselben nachgegeben hatte.

Brigitte von Hartenstein war nicht eine zärtliche, aber auch keineswegs eine gleichgültige Mutter; so, wie sie zu lieben vermochte, liebte sie ihre Kinder und nur sie auf der Welt. Die Sorge für ihre Kinder war es zumeist, welche sie zu der Verbindung mit einem redlichen, geehrten und äußerlich wohlgestellten Manne bewog und sie irrte nur, indem sie die kindlichen Bedürfnisse ihren eigenen gemäß erachtete.

Denn kein schwierigeres Verhältniß, in welches eine pflichtvolle Frau sich zu stellen vermag, ist auszudenken, als wenn sie ihren Kindern einen Stiefvater giebt; unberechenbar schwieriger als das, selber Stiefmutter zu werden. Hier hat sie sich der von Natur und Sitte gesetzten Autorität des Mannes zu Gunsten fremder Kinder zu unterwerfen, dort vielleicht zu Ungunsten ihrer eigenen. Nun war es Brigitten aber beschieden, in der Verbindung mit ihrem zweiten Gatten ihr volles

Genügen zu finden; ein geistiges Ineinanderziehen, das in ihrem natürlichsten Verhältniß um so mehr eine Lücke entstehen ließ, als das, was Sehnsucht heißt, ihrem Gemüth ein fremdes war. Dazu der räumliche Wechsel und eine Lage, die ihr bald genug Beschränkung und concentrirte Arbeit zur Pflicht machten, wenngleich die Arbeit zu einer genußvollen Pflicht.

Nur so ist zu erklären, daß das, was lediglich einen Uebergang erleichtern sollte, zur dauernden Entfernung, und wenigstens von der Kinder Seite zur völligen Entfremdung werden durfte, und daß die Frau, welche ihr Mutterrecht so eifrig gewahrt hatte, — die Anhängerin des kategorischen Imperativs, welche gelehrte Traktate über die Erziehungskunst veröffentlichte! — die ihren Kindern angemessene Ausbildung fremden Einflüssen und fremder Unterstützung überließ. Sie vermochte zur Zeit dem Sohne Hilmars von Hartenstein nur zu bewilligen, was sie dem Sohne von Thomas Zacharias bewilligt haben würde. Darüber hinaus sorgte die alte väterliche Verwandte und die Mutter wußte vielleicht nicht einmal, wie weit diese Sorge ging.

Nachdem sie indessen durch innere, wie äußere Nothwendigkeiten sich zu diesem Abweichen von vernunftgemäßen Satzungen hatte drängen lassen, durften die Resultate dieser Inconsequenz sie wohl zufrieden stellen. Beide ihre Kinder waren glücklich; daß sie es nicht durch *sie* waren, diese Kränkung, — falls sie überhaupt als solche empfunden worden wäre, — würde sie als Regung von mütterlichem Egoismus überwunden haben und

konnte ja wohl auch das Glück, welches einem verehrten Manne durch sie gewährt ward, sowie ihr eigenes Wohlbefinden für dieselbe entschädigen. Die Zeugnisse ihres Sohnes priesen ihn als ein Genie. In einem Alter, wo Andere erst die Prima erreichen, ging er zu juristischen und kameralistischen Studien ab nach der Universität; der aristokratischen Vorschule entsprechend, zu der am Rhein, welche man jener Zeit eine Prinzenakademie zu nennen begann. Es folgten ein Paar Semester in der Hauptstadt und das Doctorexamen, das mit Auszeichnung bestanden ward, krönte die flugartige Entwicklung.

Daß es der Krone aber auch nicht an einer modischen Perle fehle, entzündete dieser universale Wunderjüngling durch sprühende Liederfunken die vaterländischen Herzen, die mehr denn jemals lyrisch empfänglich waren, so wie eine Flamme, bevor sie erlischt, noch einmal hell aufzulodern pflegt. Seltsamer Weise indessen zündeten am lebhaftesten nicht die erotischen Ergüsse, für welche es dem Dichter, trotz seiner Jugend, doch keineswegs an Stimmung und Erfahrung gebrach, sondern die Hymnen stolzer Freiheit, für welche er an Stimmung und Erfahrung zwar auch keinen Mangel litt, aber doch vielleicht nicht in dem Sinne, in welchem er sie besang; ja entzündeten sie sogar das hohe Publikum seines Lebenskreises, und vor allen dessen weibliche Hälfte.

Der Dichter von Hartenstein trug um diese Zeit, als freiwilliger Husar, eine der blitzendsten Uniformen

der Armee. Aber keiner seiner loyalen Kameraden nahm Anstoß an seinem schwungvollen metrischen Barrikadenbau. Irgend einen Gegenstand muß ja der Dichter zum Vorwurf haben, und so wußte man einen fictiven Tyrannenhaß von einem effectiven zu unterscheiden. Ein junger Kavalier von altritterlichem Namensklang und neuritterlicher Lebensart, ein freiwilliger Husar, welcher der einzige Enkel eines Großgrundbesitzers ist und sich außerdem auf eine steinreiche und steinalte Erbtante berufen darf, erfreut sich nicht blos in materiellem Betracht eines weittragenden Kredits; abgesehen davon, daß der Modestrom einem Lustrum gefällig macht was einem anderen verwerflich dünkt.

Ueber die Richtung, welche er für die Zukunft einzuschlagen habe, war der junge Baron noch im Schwanken. Sollte er, der Tradition seiner Väter gemäß, die militairische Laufbahn fortsetzen? oder dem Rathe der gelehrten Mutter und selber dem der alten Künstlerin gemäß, die staatsmännische erwählen, für welche seine Studien und Verbindungen ihn glänzend vorbereitet hatten? Am nächsten lag es in der Freiheit eines Gentleman und in ästhetischer Universalität der Jugend goldenen Tag zu genießen und unter frohem Wechsel zu erwarten, was das Glück seinem Günstling mühelos in den Schooß werfen werde.

Der klangvolle Tenor seiner Poesien hatte einen Wiederhall gefunden selbst in dem unpoetischen Gemüth der Mutter. Nach so vielen schönen, tapferen, lebensfrohen seines Geschlechtes gab es zum ersten Male,

schön und lebensfroh auch er, einen genialen, einen Dichter von Hartenstein und dieser Auserwählte war ihr Sohn! Wie hätte ihr Herz nicht in stolzer Freude und Erwartung schlagen sollen! Wiedergesehen hatte sie ihn nur ein einziges Mal während einer schweizerischen Ferienreise und wenngleich nur flüchtig, hinreichend lange wenigstens für sein Bedürfen. Auch waren seine Briefe nur seltene und kurz; um so länger und lehrreicher dagegen die ihren.

Auch „auf seinen Gütern", wie er den Werben-Mehlborn'schen Complex nicht nur nannte, sondern allen Ernstes a priori betrachtete, hatte der junge Herr seit jenem unfreiwilligen Knabenaufenthalte sich weder sehen, noch jemals von sich hören lassen. Hätten nicht Frau Zacharias und Fräulein Thusnelda in Briefen an Pastor Blümel seiner regelmäßig erwähnt, würde er dort, wo naturgemäß seine Heimath war, oder doch eines Tages werden sollte, spurlos vergessen worden sein. Diese Briefe jedoch nährten in der Seele des ihm so ungleichartigen Hirtensohnes eine bewunderungsvolle Erinnerung, ja steigerten dieselbe zu einem heroischen Phantasiegebilde, und wo wäre ohne solches Phantasiegebilde ein Knabe jemals zu einem tüchtigen Manne geworden? Max von Hartenstein war und blieb das glänzendste Gestirn an Decimus Frey's Frühlingshimmel, und wie er in der holden Venus, wenn sie im Morgendämmer der Sonne vorleuchtete sein fröhliches Röschen sah, und wenn sie im Abenddämmer der Sonne nachleuchtete die treue Lydia, lange nach-

dem er wußte, daß es der nämliche Wandelstern sei, welcher die hohe Himmelskönigin umkreise, so sah er in dem herrlichen Jupiter seinen Max.

Aber noch in einem anderen ebenso ungleichartigen Gemüthe hatte das schöne junge Menschenbild eine unverlöschliche Spur hinterlassen. Auch dem stillen weißen Fräulein hieß alles, was Freude weckt, Max. So oft sie Decimus begegnete schlug sie den beiden so wohlklingenden Namen an. Sie that es ruhig, auch vor Zeugen ohne künstliche Umhüllung, einfach, wie sie allezeit war. „Hat Frau Zacharias Maxens erwähnt? Schreibt Tante Thusnelda wie sich Max in Bonn gefällt?" Oder auch: „Wissen Sie noch, Decimus, wie schön Max diese Balade deklamirte, jenes Volkslied sang?"

Und wenn Decimus nun jeden Laut noch wußte, jeder Bewegung sich erinnerte, wenn er mit sonst ihm keineswegs eignender Geläufigkeit berichtete von den riesenmäßigen Fortschritten, den glänzenden Zeugnissen, den Erfolgen seines Idols, dann rötheten sich leise der Hörerin bleiche Wangen und die großen graublauen Augen färbten sich gleich den dunkelsten Hyacinthenblüthen.

„Nicht wahr, Sie haben ihn auch lieb, Fräulein Lydia?" fragte Decimus dann wohl, und: „Sehr lieb," antwortete Lydia in ihrer natürlichen Weise.

Durch dieses gemeinsam gepflegte Andenken hatte sich zwischen Lydia und Decimus eine Art von Verhältniß gebildet, das sich aus der Kinderzeit in die der

Erwachsenen hinüberzog und nur insofern eine Heimlichkeit war, als kein Dritter sich gläubig genug erwies, ihren Kultus zu theilen. Wie auch Fernstehende sich Freunde nennen, wenn sie einen Helden, einen Dichter oder Künstler mit gleicher Inbrunst verehren, so machte das Traumbild „Max" das Fräulein und den Hirtensohn zu Freunden, indem es sie über den trennenden Unterschied der Jahre und Verhältnisse hinweg hob.

Nun aber entpuppte sich aus dem Traumbild der Dichter mit seinen greifbaren Stanzen und Terzinen; Decimus schwärmte für dieselben feuriger als für irgend eine Ode des Horaz, und wenn die Tiefe des Sinnes ihm mitunter unergründlich, der Schwung der Bilder ihm zu hoch bemessen war, so schlug der Rhythmus des Lautes doch wie Musik in sein Ohr und er schmetterte denselben, ohne einer Melodie zu bedürfen, mit seinem sich just zum Baß umsetzenden Alt hinaus in die wonnige Frühlingsluft.

Die reifere Lydia dagegen wollte fühlen, was ihr klang und was sie fühlte, wollte sie verstehen. Sie hatte nicht nur ein fein musikalisches Ohr, sondern mehr noch ein tief musikalisches Herz, dem schon für manches liebe Lied eine Melodie aufgegangen war. Die des liebsten von ihnen: „Wenn Alle untreu werden," sang sie ihrem Vater jeden Abend an der kleinen Orgel im Ahnensaale vor. Wie sie aber auch sinnen mochte, für keines von Maxens Gedichten fand sie im Herzen, oder auch nur im Ohr eine Melodie; und wenn ihr Vater sie mit einem seinem sangeskundigen Meister

nachgebildeten Kraftworte „Sprühteufel" nannte, so that ihr das zwar weh, aber sie widersprach ihm nicht, wie doch Decimus es wagte, wenn sein Pastorvater sie lächelnd „Strohfeuer" nannte.

So lockerte denn bis zu einem gewissen Grade der Dichter den Freundschaftsbund, welcher über dem Traumbild geschlossen worden war; mehr denn jemals indessen nistete in dem Freunde die Vorstellung sich ein, so ein Etwas, das man Kinderweisheit nennt, daß diese herrliche weltfremde Jungfrau zu diesem herrlichen weltstürmenden Jüngling nothwendig gehöre wie, ei nun, wie etwa der standfeste Decimus zu seinem neckischen Rosenschwesterchen, oder in seine Sternensprache übersetzt, wie ein Mond zu seinem Planeten gehört.

Lydia hatte bei neunzehn Jahren, in kaum merklichen Uebergängen, sich zu einer Erscheinung entfaltet, so wie ein Zögling Konstantin Blümels, der niemals ein gemeißeltes, oder gemaltes Bild gesehen hat, das Schönheitsideal sich träumt, der Leib der Seele Ueberguß. Für Konstantin Blümel selbst aber, den Greis mit dem Dichterherzen, wenn er die hohe, keusche Liliengestalt, den gebeugten Vater am Arm, langsam die Terrassen auf- und niederschreiten sah, nur für seine Schonung besorgt, ihr Blick nur an seinem hangend, das Bild der erfülltesten Kindesliebe, für Konstantin Blümel verwandelte sie sich in die Tochter des blinden Thebanerkönigs, von allen klassischen Heidengestalten ihm die rührendste.

Und wohl trug sie Antigones Loos in diesen Früh-

lingstagen. Ihr Höchstes, Theuerstes, ihr Vater, litt schwer, seine Kraft war gebrochen, scheinbar plötzlich, aber aus altem Keim. Es krankte sein Herz, auch was der Arzt so nennt; jachen Erstickungskämpfen folgte Todesmattigkeit.

Der Wechsel im Regiment, auf welchen der eifrige Mann so zuversichtlich gerechnet, hatte sich seit Jahren vollzogen, ohne seine Erwartungen zu erfüllen; während Professor Zacharias der öffentlichen Wirksamkeit entsagen mußte, war von der seines Antagonisten der Bann, stillschweigend wie er auferlegt ward, genommen worden; aber als Duldung, nicht als Triumph, und gering auch nur war die Zahl der Getreuen, welche die Satzung der Toleranz vorgezogen hatten. Herber hätte ein Mann wie Joachim von Hartenstein nicht enttäuscht werden können. Sollte er seiner stolzen Zurückgezogenheit entsagen, um ein Sektenpriester zu werden?

Dennoch würde er sich noch einmal in den Streit der Welt gewagt haben, wenn jenes zunehmende Körperleiden ihn nicht so empfindlich gehemmt hätte. Nun ergriff ihn eine Unruhe, die ihn heute vorwärts drängte, morgen zurück, und es war nicht der Aposteleifer allein, der in ihm rang, es war, wenn auch nur Wenige es ahneten und nur die Tochter, seine vertraute Geschäftsführerin, bis zu einer gewissen Grenze es wußte, es war die Vatersorge.

Seine apologetischen Schriften hatten ihn noch weniger goldene Früchte ernten lassen als die kritischen

des Professors Zacharias; nicht das gedruckte Wort, das gesprochene war seine Stärke. Von Jahr zu Jahr in der Zuversicht einer demnächstigen Rehabilitirung, hatte das Stillleben in Werben, so beschränkt es der Familie nach ihrem früheren Zuschnitt erschien, den Rest des mütterlichen Vermögens bis auf einen verschwindenden Bruchtheil aufgezehrt, der berufene Ernährer aber sah sich alternd, krank, verlassen und von fünf Kindern nur den ältesten Sohn, der kürzlich Officier in einem Infanterieregimente geworden war, nothdürftig versorgt. Der stolze Mann, der nach seines großen Meisters Vorbild zeitliche Güter so gering geachtet hatte, nun wurde er um zeitlicher Güter willen „zwischen Tod und Hölle" hin und her geworfen und der Gedanke des Lebens wie des Sterbens ihm zu gleicher Marter.

In solchen zweifelhaften Zuständen schwebten, außerhalb des Pfarrhauses, fast alle Menschen, zu welchen Decimus liebend und ehrerbietig in die Höhe blickte, ja schwebte in gewissem Sinne auch er selbst, da er binnen kurzem aus der Heimath scheiden sollte, als unerwartet die Kunde von dem Ableben der greisen Gutsherrin in Werben eintraf.

Der junge Doctor von Hartenstein hatte die Todesbotschaft dem Justitiarius zukommen lassen, zum Zweck der Mittheilung an die Familie und der Maaßnahmen für die demnächstige Beisetzung. Er selbst war im Begriff, nach Rom abzureisen, um seine Schwester heim-

zugeleiten. Ueber das Ende seiner Verwandtin berichtete er nur flüchtig, daß es ohne vorhergehendes Krankenlager, bei klarem Bewußtsein erfolgt sei. „Warum kann solch ein schönes Leben nicht von vorn angefangen werden!“ wären ihre letzten Worte gewesen. Sie hätte für die Einbalsamirung ihres Leichnams und für den aufzulösenden Hausstand exakteste Vorschriften hinterlassen, wie denn auch schon bei ihrer kurzen Anwesenheit vor neun Jahren in dem Archiv des Schlosses die Anordnung ihrer Bestattung niedergelegt worden, von welcher nun unverzüglich Kenntniß zu nehmen sei.

Im Umkreis ihrer Heimath hatten nur Wenige die Abgeschiedene gekannt, keiner sie geliebt; und wie kleinlaut äußert sich denn überhaupt die Todtenklage um einen Achtziger, auch wenn er gekannt und geliebt worden ist? Um so lebhafter beschäftigte man sich mit den äußeren Veränderungen, welche der Todesfall nach sich ziehen mußte. Conjectur über Conjectur bei Hoch und Gering; nur Pastor Blümel versenkte sich mit Innigkeit in das entschwundene Leben, — schon um der Parentation willen, welche der Würde wie der Wahrheit gemäß abzuhalten, er nicht nur als Pfarrer, sondern mehr noch als Vertrauensmann, den sie Freund genannt hatte, verpflichtet war.

Wie er aber auch sinnend ihre Spur verfolgen, wie er ihre Briefe durchgrübeln mochte, es wollte ihm nicht gelingen, die Widersprüche dieser Natur zu einem Kettenschluß in einander zu fügen: den scharfen Verstand und die Bizarrerien; das gütige Bezeigen und

den Mangel an Liebe; den weichen Künstlersinn und die ätzende satyrische Ader; die Unfähigkeit zum Glauben und das Bedürfniß, jegliches wahrhafte übersinnliche Streben zu ergründen und zu ehren; die unverwüstliche Daseinslust und die Bereitwilligkeit, aufzuhören. So oft Konstantin Blümel bei eines Menschen Tode die Magie seines Lebens erspürt hatte, hier fand er die Zauberformel nicht. Nun ja, ihr fehlte das Organ für den Schmerz. War es aber darum allein, daß die glückliche Harfenkönigin sich ihm nicht zu einem Dichtergebilde verklärte wie einst das elende Hirtenweib?

Indessen hatte in seinem Pfarrbereich ein lebhaftes Treiben Platz gegriffen. War die Kirche selbst von Innen und Außen schon vor Jahr und Tag säuberlich hergestellt worden, hatten selbst die ehrwürdigen schwarzen Herren am Altar sich eine Wäsche und einen aufmunternden Pinselstrich gefallen lassen müssen, so galt es nun schleunigst, die Gruft unter derselben zum Empfang des letzten Herbergsgastes würdig zu erneuern. Alle Hände voll waren zu thun, um den modernden, kellerartigen Raum in ein blaues Himmelsgewölbe umzuwandeln, dasselbe mit goldenen Sternen zu besäen, bunte Fensterscheiben einzulassen, den Fußboden mit Granitplatten zu belegen, die alten Särge aufzupoliren und, wo selbige mürbe geworden, in neue Gehäuse einzukapseln. Kein Pünktchen über dem I war in der eigenhändigen Vorschrift ausgelassen.

Sobald der Sarg in die Gruft gesenkt worden, sollte die goldene Harfe darauf befestigt und ihm zu

Häupten eine Marmorstatue aufgerichtet werden, welche, unter den Jugendzügen Thusnelda's von Werben, die Muse der Tonkunst darstellte und von dem ersten Meister der Zeit gefertigt, der Stolz des gastlichen Hauses in der Ostraallee, möglicherweise auch noch dessen am Monte Pincio gewesen war. Dies aber geschehen, sollte unverweilt, an Stelle der Fallthür, die Gruft durch eine Steinplatte für alle berechenbare Zeit geschlossen werden.

„Denn," so erläuterte die Verordnung, „kein Mensch von heute oder morgen hat ein Interesse daran, diese Stätte der Verwesung wieder zu betreten. Wenn aber nach Jahrhunderten vielleicht, — durchaus kein beklagenswerther Schade! — der Oberbau in Trümmer gelegt sein wird, sei es durch verjüngende Barbarenhorden, sei es allein durch die verjüngende Barbarei der Zeit; und wenn, nach Jahrtausenden vielleicht, von den Forschern einer neuen Kulturepoche dieser Trümmerhaufe durchwühlt werden wird, dann soll das, was heute an die Vergänglichkeit mahnt, als ein Merkmal des Unsterblichen auf Erden entdeckt und gewürdigt werden."

Die stärkste Spannung erregte das Testament, das vor der letzten Abreise nach Rom in Dresden niedergelegt worden war und vorschriftsmäßig jetzt von dort an das Patrimonialgericht ausgehändigt wurde. Als Termin für die Eröffnung war die alte Sitte einer Monatsfrist vom Tage des Todes ab auf die von dem der Bestattung hinausgeschoben werden. „Ein Schabernack,

dem alten Spottvogel leichtlich zuzutrauen. Die erblustige lachende Sippe wird aus weiter Ferne auf den Trab gebracht und schließlich ihr ein Schnippchen geschlagen." So legte nämlich der Judex Hecht, der selbst ein arger Spottvogel war, jene Aufschubsklausel aus, und zwar auf Grund der Aufschrift des Testamentes, die folgendermaßen lautete: „Zu publiciren im Ahnensaale von Werben, durch den Justitiarius von Werben, in Gegenwart ad Eins: der Mitglieder der Familie von Hartenstein, insofern selbige dem Geschlechte der Werben blutsverwandt, oder verschwägert sind und Verlangen hegen den letzten Willen der letzten Namensträgerin zu erfahren. Ad Zwei: des Ortspfarrers von Werben, insofern am Tage der Publikation der jezeitige Herr Konstantin Blümel noch im Amte stehen, oder aber dessen Pflegesohn Decimus Frey ihm in diesem Amte nachgefolgt sein sollte."

Nun, hinsichtlich dieses letzten „oders" hatte die lebenslustige Testatorin ihre Dauerkraft freilich um viele Jahre überschätzt; in Mutter Hannahs Herzen aber hatte das „Oder" den Johannissegen gewaltig in's Kraut schießen lassen. Sollte ihr braver Decem blos auf dem Testamente stehen und nicht auch darin? Ihr Konstantin belächelte den Aberglauben. Wollte es ihm auch nicht gelingen, den Kitt der einzelnen Seelentheile seiner weiland Patronin klärlich zu analysiren, das Totale, zu welchem die widersprechenden Theile sich so oder so verkittet, hatte er hinlänglich erfaßt, um zu wissen, daß sie nur einen Bluts- oder Kunstgenossen

würdig erachtet haben werde des Erbes, auf welchem die heitere Freiheit ihres Lebens wesentlich beruht hatte. Aber einen Vertrauensact sah er in der Berufung, muthmaßlich ein Bürgenamt für irgend welches heikle Kommissorium. Und dieses ehrende Zeugniß von Herzenskunde galt Konstantin Blümel als das kostbarste Legat auch für den Jüngling, den er auf seinen Boden verpflanzt hatte.

In des Propstes Zustande trat seit Eintreffen der Todesbotschaft eine auffällige Besserung ein; seine Haltung hob sich, vor den Blicken sank ein Nebel, die Schritte wurden elastisch wie einst.

„Niederschlagendes Resultat!" sagte Pastor Blümel mit einem tiefen Seufzer, „wenn unter dem Druck der Erdgewalten der Idealist dahin gelangt, von einem Lotteriegewinnst den Frieden für sein Leben und Sterben zu erwarten."

Die Beisetzungsangelegenheiten führten Herrn von Hartenstein wiederholt in das Pfarrhaus; er war mittheilsam wie noch nie; einmal äußerte er sogar, daß er seine Tage in der ihm liebgewordenen Stille von Werben zu beschließen gedenke, für den wahrscheinlichen Fall, daß dessen Besitz auf seine Gattin als nächste Erbin übergehe.

Lydia begleitete den Vater regelmäßig bei diesen Besuchen; in ihren Augen leuchtete ein Wiederstrahl von seinem neuen Leben und noch eine zweite Hoffnung zauberte auf ihre Wangen den einstigen Anemonenhauch. Ihr Bruder Martin war bereits zu der Bestattungsfeier

eingetroffen; und durften denn nicht auch Sidonie und Max für dieselbe erwartet werden, um voraussichtlich bis zur Testamentseröffnung zu verweilen? Ein voller Monat Freude!

Freund Martin strahlte im neuen Glück der Epauletten; er kam jeden Tag ein paarmal auf die Pfarre stolzirt und machte natürlich, seiner Weltstellung entsprechend, Röschen den Hof.

„Ist die aber reizend geworden!“ sagte er mit der Miene heimlichen Vertrauens, aber einer Stimme, als ob er seine ersten Rekruten kommandirte. „Dich nicht in die zu verlieben! Decimus, bist du denn von Stroh?“

„Ich liebe sie ja,“ versetzte Decimus stillvergnügt.

Röschen dahingegen sagte: „Ein guter Junge, dein Martin. Aber wie kommt es nur? Die Zeit wird mir gräulich mit ihm lang und mit dir, alter Decem, wird sie es doch nicht.“

„Das kommt: der Martin schwätzt und Decem hört dir Plaudertasche zu,“ erklärte lachend Mutter Hannah. Denn unter vier Augen betrieben Röschen und Decem ihre Schmeichelreden und Zärtlichkeiten nicht. Eifersüchtig auf den Lieutenant konnte sonach der Primaner aber auch nicht werden.

Häufig brachte Martin seine beiden jüngeren Schwestern, Priscilla und Phöbe, mit; da wurde denn wie zu Kinderzeiten im Garten getollt, oder auch in der Wohnstube ein Tänzchen gemacht. Peter Kurze gab den erforderlichen dritten Partner ab und Peter Kurze war

ein gewaltiger Springer vor dem Herrn, trotz eines Fettbäuchleins schon in Schülerjahren.

Und so ist denn die Reihe der Vorführung endlich auch an Peter Kurzen gekommen, der in der Geschichte eines Glücklichen nicht nur eine Rolle zu spielen haben wird, sondern auch selber ein Glücklicher war, zweifelsohne besser als der andere geeignet zur Heldenrolle in einer Geschichte, die in erster Ordnung doch unterhalten soll. Als jüngster Sohn des seligen Amtsbruders von Bielitz, daher Luischens Schwager, und als eine kreuzfidele Haut, war er Decems Intimus auf der Schule geworden und stand die Pfarrthür von Werben allezeit gastlich vor ihm offen. Wenn sie ihm aber auch ungastlich vor der Nase zugeschlagen worden wäre, würde er durch die Hinterthür wieder eingeschlüpft sein und gerufen haben: „Da bin ich, Peter Kurze, ich, ich, ich!“ Denn blöde war Peter Kurze eben nicht. Wo er einen Schornstein rauchen sah, dachte er: Hier ist gut sein! hatte Dame Fortuna just nicht splendid für ihn gesorgt, so sorgte er um so beflissener für sich selbst und schob sich als armer Teufel äußerst vergnüglich durch die Welt.

Da er ein Paar Jahr mehr als Decimus zählte, war er heuer bereits als medicinischer Fuchs zu den Ferien eingesprungen und prangte nun erst recht in der Glorie der lustig machenden Person. Daß er in seiner Manier nicht weniger als der Lieutenant in der seinen dem Pfarrröschen „die Cour schnitt“, verstand sich, wie er selbst es ausdrückte, „am Rande“. Aber, — glückselige

Organisation für einen Primaner! — auch der Doctor in spe machte Decem keine Herzbeklemmung.

Vater Blümel wollte freilich das Tanzen, in Erwartung einer Verwandtenleiche, nicht geziemend finden, seine Hannah aber sagte:

„Gönne doch den armen Dingerchen den ersten Luftzug der Freiheit, wer weiß, lieber Konstantin, wer weiß, wie bald ihn ein Trauerhauch verweht."

Damit schlug sie einen Schottischen an und die drei Paare hoppsten seelenvergnügt rundum; am vergnügtesten die beiden Fräulein. Bei dem flinken Pfarrröschen aber hatte auf diesen ländlichen Bällen der Lieutenant entschieden das Prä.

Lydia begleitete die Geschwister niemals. Sie ließ den Vater nicht allein. Ihr jüngster Bruder, Philipp, hatte das Scharlach gehabt und die Mutter würde nicht um die Welt die Krankenstube vor den gesetzmäßigen sechs Wochen verlassen haben. Den siechen Gatten wußte sie ja unter der Tochter Augen wohlversorgt.

Eines Nachmittags, als das junge Volk im Pfarrgarten wieder einmal recht übermüthig den Plumpsack walten ließ, kam Lydia aber dennoch ohne den Vater den Geschwistern nach, gegen ihre Art in ängstlicher Aufregung. Die Kammerfrau der Tante hatte von dem Hafenplatze, wo die Ausschiffung der Leiche stattgefunden, geschrieben; da ihr Eintreffen in Werben binnen zwei Tagen erwartet werden durfte, wünschte der Propst, daß Martin bis zu der Station, wo die Eisenbahn verlassen wurde, ihr entgegenreise, um den Kondukt in

die Heimath zu geleiten. Max und seine Schwester hatten bereits in Rom den Landweg eingeschlagen; die Kammerfrau vermuthete sie längst in Werben. Und sie waren nicht angelangt, hatten keinerlei Nachricht von sich gegeben. „Wenn ihnen ein Unfall zugestoßen wäre?“ schloß Lydia.

„Ach, gar ein Unfall!“ widersprach Röschen lachend. „Sie werden sich unterwegs, wo es hübsch war, aufgehalten und gedacht haben: Was schadet es der seligen Tante, wenn sie ohne unser Beisein bei ihren Vätern den Einzug hält?“

Die Schloßgeschwister brachen auf; die Pfarrgeschwister, inclusive Peter Kurzes, begleiteten sie. Den Weinberg hinab, den Uferpfad entlang, die Terrassen hinan ging es in neckischem Fliehen und sich Haschen. Keiner fragte danach, daß die tolle Jagd aus den Schloßfenstern beobachtet werden könne. Seit dem Eintreffen der Trauerpost aus Rom schien in dem klösterlichen Hause alles außer Rand und Band gerathen. Nur Lydia und Decimus gingen sacht hinterdrein; sie folgten Max auf seiner Alpenreise und langten am Fuße der Terrasse erst an, als die Anderen längst im Schlosse verschwunden waren.

Jählings starrte beider Schritt, stockte beider Athem. Von oben herab kam Einer ihnen entgegen, mit verwegenem Satz die letzte Mauerstufe hinunter springend.

„Lydia!“ rief Max, umfaßte sie mit beiden Armen und preßte seine Lippen auf die ihren.

Sie war einen Moment von Purpur übergossen; im nächsten hatte sie sich ihm entwunden. Ein Schauer flog über ihren Leib; sie stand entfärbt, mit geschlossenen Augen wie in den Boden gewurzelt.

„Grüß' Sie Gott, Decimus! Himmel, was sind Sie groß geworden. Aber sehen Sie doch dieses Bild, dieses Göttermenschenbild!"

Sidonie war es, welche langsam die unterste Terrasse niedersteigend, also sprach, indem sie die eine Hand Decimus entgegenstreckte und mit der anderen auf die versteinerte Gruppe der beiden schönen jungen Verwandten deutete. Dann gegenseitiger Willkommenwechsel, Aufklärung und Mittheilung. Sidonie führte das Wort. Maxens Augen hingen mit gleichem Entzücken an Lydia, als die von Decimus an seinem Jovisstern.

Aber auch die Verwandlung der kleinen Sidi machte ihn staunen. Eine langwierige orthopädische Kur hatte Wunder an ihr gewirkt; sie war bedeutend gewachsen und wenn die Unebenheit des Baues auch nicht ausgeglichen werden konnte, der Kopf war nahezu schön; man sah es ihr an, daß nur ein äußerer Unfall die Mißgestalt verschuldet hatte. Das gemischte Blut der Hartenstein und Mehlborn strömte in ihren Adern so gesund wie in denen ihres herrlichen Bruders. Im Uebrigen war sie, wie schon als Kind sich ihres Makels bewußt und brach durch rüstigen Humor demselben die Spitze ab. Lydia sprach an diesem Abend kaum ein Wort. Ihre Lider waren wie im wachen Traume

gesenkt, sie schwebte einher, als ob ihr Flügel gewachsen wären.

Am anderen Morgen widerfuhr dem vom Glück erkorenen Johannissohne wieder einmal so unverdient wie unversehends eine außerordentliche Ehre. Während er sich mit seinem Vater in der großen Geschäftsangelegenheit des Tages auf dem Schlosse befand, rollte der Wagen vor, in welchem Martin der seligen Großtante bis zur Bahnstation entgegenreisen sollte. Die Begleitung seines Vetters war als selbstverständlich angenommen worden. Fräulein Sidonie erklärte indessen rund heraus, ihr Bruder sei für solch eine ermüdende Partie von der Reise zu angegriffen.

Max lächelte bei den Worten, widersprach jedoch nicht; nur zu der ernstblickenden Lydia sagte er leise: „Ich halte es mit dem Tod, aber nicht mit den Todten."

„Aber, du lieber Gott! ich ganz allein den weiten Weg hin und zurück, da muß ich ja vor Langeweile sterben!" sagte Martin im allerkläglichsten Ton. „Komm du mit, Decimus, thu' mir den Gefallen!"

Und so geschah es, daß Held Decimus, wie er einstmals zu Füßen der blumengeschmückten Harfenkönigin eine rasche stolze Fahrt in einem Viergespann gemacht, nach Jahren als Leidtragender in einer Trauerkutsche und geziemend feierlichem Tempo dem stolzen Viergespann folgte, in welchem die nämliche Harfenkönigin im kunstvoll gemeißelten Marmorsarge zur Gruft ihrer Ahnen befördert wurde. Vor dem Sarggehäuse saß neben dem rabenschwarzen Leichenkommissarius, silber-

strotzend der Diener mit den noch immer blühenden Wangen. Breite Trauerflore wallten vom Hut über seine weißen Locken. In einem zweiten Wagen folgte weinend die alte Kammerfrau nebst der gleichfalls zu versenkenden, seligen Harfe; beide dicht in schwarzen Krepp gehüllt. Auf einem dritten Gefährt überwachte ein bewährter Werkführer die Muse der Musik in ihrer hölzernen Umkapselung. Gewiß ein imposanter Kondukt, weit und breit unerlebt!

Aber die Fahrt währte lange und Morgenluft zehrt, selbst im Gefolge eines Leichenwagens. Ein weislich von Freund Martin mitgeführtes Frühstück that daher gute Dienste, wurde auch von beiden Leidtragenden mit so munterem Appetit verzehrt, als ginge die Reise flott zu einer Hochzeitsfeier.

An der Grenze des Werbener Weichbildes stiegen die Freunde aus, um sich der Rangordnung ihres Leidwesens gemäß, dem Zuge einzureihen; denn hier wartete der Pfarrer sammt Allen, welche berufen, oder auch nicht berufen waren, der Gutsherrin und dem mit ihr abscheidenden angesehenen Geschlecht die letzte Ehre zu erweisen.

„Ein hübsches Zügelchen!“ sagte schmunzelnd Kantor Beyfuß zu seinem Nachbar, dem vormaligen Quatermillionenschüler, während der Kondukt sich die neue Grabesstraße hinan bewegte, auf deren Boden Kalmuszweige und Maienlaub verdufteten.

Die Kirche war in eine Laube umgewandelt, der Altarplatz so dicht mit Lorbeer- und Cypressengruppen

gefüllt, daß außer für den Sarg nur noch Raum für die beiden Familien des Schlosses und der Pfarre übrig blieb. Im Schiffe dagegen drängte sich Kopf an Kopf. Aus weitem Umkreis hatte Hoch und Gering den köstlichen Frühlingstag benutzt, um die Fliederblüthe und das Begängniß einer Harfenkönigin zu genießen. Auch der Amtmann Mehlborn wurde seit vielen Jahren zum ersten Male wieder in seiner alten Kirche, zwar nicht unter den Leidtragenden, aber doch unter den Schaulustigen bemerkt.

Die Glocken hatten in Pausen schon den ganzen Morgen geläutet. Sobald der Sarg über die Kirchschwelle gehoben ward stimmte, wohleingeübt, die städtische Liedertafel eine Motette an über den Psalmistenspruch: „Ich bin verstummt und schweige der Freuden. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben."

Nun hielt Pastor Blümel die Parentation; nicht in freier Eingebung seinem Gemüthe entströmend; ein wohlbedachtes, wohlgefügtes Redestück, würdig der Künstlerin, deren Lebensabriß es in sich faßte und diesem entsprechend der Text:

„Wessen Ohr mich hörete, der pries mich selig, und wessen Auge mich sah, der rühmte mich. Denn ich errettete den Armen, der da schrie, Gerechtigkeit war mein fürstlicher Hut und welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich. Ich gedachte: ich will meiner Tage viele machen und in meinem Neste ruhen."

Es war sonst nicht Pastor Blümels Sache, solch

ein Bibelwort, aus seinem natürlichen Zusammenhange gerissen, einem fremdartigen Anlasse einzuzwängen und gewißlich hatte Fräulein Thusnelda von Werben keine Seelenverwandtschaft mit dem Dulder von Uz. Da in diesem speciellen Falle aber nun einmal sich durchaus nicht auf den Glauben, die Liebe und Hoffnung eines Christen in diesem irdischen Jammerthale berufen werden durfte, half sich auch ein Blümel aus der Verlegenheit wie mancher seiner frommen Amtsbrüder es ohne Skrupel thut. Die warme Zuversicht aber, mit welcher er aussprach, daß diese Greisin, welche der seltensten Eine, nur mit den guten, nicht mit den bösen Erinnerungen des Hiob aus dem diesseitigen Leben geschieden sei, in dem unerforschlichen Jenseit für die Entwickelungen reifen werde, welche hienieden nur der Traurigkeit entkeimen, dem Leidtragen, das wir eben darum ein beseligendes nennen, diese warme Zuversicht machte auch die Herzen der Hörer warm und gab dem christlichen Segensspruch die Weihe der Wahrhaftigkeit.

Ob auch dem Propst von Hartenstein mit diesem seltsamen Textwort und der Anwendung des Unionisten Genüge geschehen, ließ sich weder behaupten noch verneinen. Er saß in sich versunken, tödtlich bleich, die Hand seiner Tochter Lydia in der seinen. Seine Gattin weinte und die Kinder hoben die Augen nicht vom Boden. Fräulein Sidonie jedoch drückte dem Redner einverstanden die Hand und ihr Bruder versicherte ihm später lächelnd, er habe seine schwierige Aufgabe bewunderwerth gelöst. Amtmann Mehlborn aber soll

auf dem Heimwege gegen Kantor Beyfuß, seinen einzigen sogenannten Freund geäußert haben: So lange er seine Augen offen hätte, möchte er nichts mehr mit dem alten Blümel zu schaffen haben. Es wäre ihm aber doch lieb, wenn er es so lange machte, daß er ihm noch einmal den Lebenslauf auslegen könnte.

Unter entsprechendem Chorgesang war der Sarg in das Gewölbe hinabgelassen worden; die goldene Harfe wurde über ihm befestigt, die Muse der Musik auf ihr Postament gestellt. Noch vor Tagesneigen hatte man die schließende Platte in den Boden gefügt und die letzte Spur von Thusnelda von Werbens Freudenleben war verschwunden.

Programmgemäß wurde das Erlöschen des alten Geschlechts durch einen Schmaus gefeiert. Der Pächter bewirthete die Dienstleute des Hofes, für die Würdenträger, das heißt die Pfarrfamilie und den Justitiarius, öffnete Herr von Hartenstein zum ersten Male den Werben'schen Speisesaal. Dort wie hier waren die Tafelgenüsse der abgeschiedenen reichen Herrin würdig; die Ehrenbezeugungen zu ihrem Andenken unter freiem Himmel jedoch lauter und nachhaltiger als zwischen den spärlich gefüllten vier Pfählen. Der Propst sehnte sich nach seinem Ruhebett, seine Gattin nach ihres Knaben Quarantainezimmer. Die Sonne hatte schon tief gestanden als die Suppe und sie war noch nicht gesunken als der Kaffee genommen ward. Rath Hecht machte sich auf den Heimweg nach der Stadt, Pastor Blümel mit seiner Hannah auf den nach der Pfarre. Die

junge Gesellschaft fühlte das Bedürfniß frischer Luft und brach zu einem Spaziergange auf. Nur Sidonie, die schwache Fußgängerin, blieb zu Hause. Sie schmachtete nach Musik, die sie seit der Abreise von Rom weder geübt noch gehört hatte, und da es in der geistlichen Familie, außer einem Kinderklapperkasten, ein Klavier nicht gab, wurde im Ahnensaal an Lydias Orgel der Vortrag einer Bach'schen Fuge zu einer abschließenden Trauerfeier.

Peter Kurze, der Lustigmacher, war zum Vortheil einer geziemenden Stimmung nicht von der spazierenden Partie, indem er, als ungeladener Tafelgast, sich in die Umgegend verzogen hatte. Die Anderen zerstreuten sich gruppenweis unter dem dämmernden Abendhimmel. Lieutenant Martin kletterte mit Lebensgefahr am Mühlgrabenufer auf und ab, die zarten Vergißmeinnicht zu pflücken, die ohne seine augenschärfenden Erstlingsgefühle ungesehen verblüht sein würden. Schönröschen, auf einem Baumstamme sitzend, wand einen Kranz aus den Blaublümlein. Des Lieutenants Seligkeit hing von dem Besitze dieses Kranzes ab. Er wollte ihn im Schlachtgewühl als feienden Talisman auf seinem Herzen tragen. Das schnöde Röschen aber meinte lachend, für solches Unterfutter sei seine Uniform viel zu knapp, und setzte den Kranz auf ihre schwarzen Locken, worauf der Lieutenant versicherte: er stehe ihr göttlich!

An Decimus' Arm hatten sich die beiden Fräulein Priscilla und Phöbe gehängt, mit der Bitte, er solle

sie an diesem feierlichen Abend ein wenig mit der Sternenwelt bekannt machen. Und warum sollte Decimus ihnen dieses weihevolle Verlangen nicht befriedigen? Er führte sie nach dem Hünengrabe und nannte ihnen die Sternbilder, die eines nach dem anderen am östlichen Horizonte auftauchten, während gen Abend der Himmel noch im Karmin des Sonnenunterganges glühte. Nun wollten die Fräulein aber auch für die fünf Schloßgeschwister ein besonderes Sternbild gleich dem der sieben Pfarrschwestern ausgesucht haben. Und warum sollte Decimus ihnen nicht auch dieses Verlangen befriedigen? Er ließ ihnen sogar die Wahl zwischen der Kassiopeja und dem kleinen Bären. Sie konnten lange nicht einig werden; die Kassiopeja war freilich viel schöner; der lieben Nachbarschaft wegen entschieden sie sich aber doch für das Fünfgespann neben dem Siebengespann.

Max hatte Lydias Arm unter den seinen gezogen und ging mit ihr den Uferpfad entlang. Der milde Abend lud zu einer Wasserfahrt ein; aber der Bootsmann hatte nach dem heutigen sauren Tagewerk zu früher Stunde Schicht gemacht und der Kahn regierte sich schwer von Einem allein.

So setzten sie sich denn auf eine Bank vor der aus Rohr geflochtenen Fährhütte und blickten eine lange Weile schweigend auf den Fluß, der zu ihren Füßen im Abenddämmer glitzerte. Ringsum zog sich das alte Werben'sche Fasanengehege. Das Unterholz ist zu Bäumen herangewachsen und es nisten seit vielen, vielen

Jahren keine goldenen und silbernen Jagdvögel mehr in ihrem Laub. Aber unscheinbare Nachtigallen haben sich angesiedelt in dem verlassenen Reich und locken von weit und breit Sangesgenossen herbei. Windstille in dichten Laubkronen, klares Wasser, Ameisenhügel von keinem Spatenstich gestört, dann und wann ein Ruderschlag und Abends vor der Fährhütte ein lauschendes Paar, was braucht eine Nachtigall zum Heimischwerden mehr? Es waren glückliche Colonisten. So gut jedoch wie heute, wo man die alte Menschenschwester zur Ruhe gelegt, so gut war es ihnen lange nicht geworden, denn sie hatten allerlei Volks an ihrem Gehege vorüberstreifen sehen und die Nachtigallen sind auch in der Minnezeit gar neugierige Kreaturen.

Nun aber ist es wieder still geworden. Nur dort unter dem Fliederbusch sitzt noch ein Menschenpaar, so schön wie noch keines ihren Liebesweisen gelauscht, und was ein Maienabend an Wonnen zu bieten hat, dieser bot es. Hoch oben die blaue Nacht mit ihrem Goldgefunkel, linde Lüfte und vom Boden Nektarwürze, aus allen Wipfeln sehnsüchtig schmachtendes Locken. Im engen Bett rauscht weiter abwärts der Fluß; hier aber weitet er sich still und dunkel zu einem Himmelsspiegel.

„Still und dunkel wie deine Augen, Lydia," flüstert Max. „Ein süßes, heiliges Märchen wie du!"

Und dann saßen sie wieder lange Hand in Hand und schwiegen und athmeten die Magie des Mai.

Am anderen Morgen nahm die Schloßfamilie mit ihren Gästen das Frühstück auf der Terrasse; der Propst hatte sich über Nacht merklich erholt, Philipp konnte sich mit seinem Mütterchen zum ersten Male nach der langen Zimmerhaft. Aus Aller Blicken sprachen Hoffnung und Lust, so als antworteten sie auf den Maienblick der Natur.

„Mir ist dieses Thal früher gar nicht so anmuthig vorgekommen," sagte Max und Sidonie, die Allen Anderen gern neckend widersprach, aber jederzeit ihres Bruders Echo war, setzte hinzu: „Ich hatte keine Erinnerung mehr von ihm, stellte es mir aber vor wie den Anfang der Lüneburger Haide. Im Mai finden wir freilich auch Haideschnucken graziös. Nun, es müßte sich allenfalls hier schon leben lassen."

Die Geschwister hatten bei ihrer unerwarteten gestrigen Ankunft dem Oheim erklärt, daß sie die Frist zwischen der Bestattung und Testamentseröffnung, welche aus einem ominösen Zufall am 24. Juni, Mutter Blümels Segenstag, statt haben mußte, in Dresden zuzubringen gedächten. Jetzt stellte Max unerwartet die Frage:

„Würdest du mich, liebe Tante, diesen Monat lang dir als Gast gefallen lassen?"

„Und mich natürlich auch," ergänzte Sidonie, „denn Max und ich sind fortan eins."

Frau von Hartenstein blickte schüchtern zu ihrem Gatten und dieser scharf eindringend zu Lydia hinüber, die eine Purpurwoge auf den Wangen, die Lider senkte.

„Ihr sollt uns willkommen sein," sagte der Propst darauf.

„Herzlich willkommen!" betheuerte Frau Ottilie und die Geschwister sagten Dank.

Nach einer Pause fragte der Propst, ob sie Willens seien den Amtmann Mehlborn aufzusuchen?

„Ich denke nicht daran," antwortete Max, während Sidonie nur stumm die Achseln zuckte. Lydia aber fragte mit fast strengem Blick:

„Nicht Eueren Großvater sehen, Eurer Mutter Vater?"

„Das wäre kein Grund, Cousinchen," äußerte Max leichthin. „Aber gut, du befiehlst, so werden wir ihm aufwarten."

Sidonie nickte zustimmend, sogar sichtbar befriedigt.

Die Unterhaltung, anfänglich heiter fließend, war unwillkürlich in einen kurzen Trab von Frage und Antwort gerathen, der keinem erquicklich schien. Als weiterhin der Oheim zu wissen wünschte, welche Pläne der Neffe für seine Zukunft verfolge, antwortete dieser:

„Im Moment keine. Das Testament wird den Ausschlag geben."

„Aber, lieber Max," wendete Sidonie ein, „welchen Einfluß auf deine Wahl dürfte diese Verfügung haben? Du weißt ja, unter allen Umständen bleibt dir freie Hand."

Der Propst zuckte zusammen, als ob er einen Krampf am Herzen spüre. Mehr als Sidoniens Worte hatten die sie begleitenden Blicke ihm verrathen, daß

sie sich und ihren Bruder des Werben'schen Erbes versichert hielt. Besaß sie ein Zeugniß dafür, sie, die Einzige der Familie, welcher die Erblasserin näher getreten war, die sie vielleicht mütterlich lieb gewonnen hatte? Er erhob sich rasch, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen, kehrte halben Wegs jedoch um, und sagte mit ungewohnter Freundlichkeit:

„Sei unseren lieben Gästen, Lydia, doppelt eine aufmerksame Wirthin, da die Mutter durch Philipps Reconvalescenz noch vielfach in Anspruch genommen ist. Ich selbst fühle mich ja, Gott sei Dank, jetzt wohl genug, um deine Gegenwart einmal auch Anderen gönnen zu dürfen."

Sidonie erinnerte sich auch nicht des flüchtigsten Wortes als Zeugniß für das ihr vorbestimmte Erbe; aber sie bedurfte dieses Wortes auch nicht, so fest stand ihre Zuversicht desselben, nahezu wie eines natürlichen Rechtes. Und in der unumwundenen Art, welche sie sich im Verkehr mit der Tante angeeignet hatte, sprach sie diese Zuversicht auch aus, als sie noch am nämlichen Vormittag auf die Pfarre kam, um, wie sie fortan jeden Morgen that, das dortige Instrument zu benutzen, da dasselbe immerhin noch etwas weniger Klapperkasten als das des Schlosses war.

„Kann eine Verblendung thörichter sein?" sagte sie halb ärgerlich, halb im Scherz. „Ich merkte es an all' seinem Gebahren und habe es an einer rechtzeitigen Warnung nicht fehlen lassen. Dieser standfeste Jünger des blutarmen Doctor Luther hat sich allen Ernstes

in den Kopf gesetzt, die Schatzkammer der leibhaftigen Frau Hulda zu überkommen. Er, der einzige Mensch, der ihr unverständlich, daher schlechthin widerwärtig war, den sie immer nur den Oberdruiden nannte und von dessen Familie sie nicht viel mehr hatte kennen lernen, als daß sie sammt und sonders nicht die schwächste künstlerische Ader in sich barg."

„Die sie aber in drückender zeitlicher Sorge wußte," wendete Pastor Blümel ein.

„Wußte sie darum? Sie korrespondirte mit keinem von ihnen und ich selbst bin erst diesen Morgen auf den Argwohn gekommen, als — —"

„Ja, sie wußte darum, liebes Fräulein."

„Um so schlimmer für sie. Die Sorgen waren selbstverschuldete; ein Grund mehr die Sorgenträger von einem Besitz auszuschließen, auf dessen Erhaltung es ihr vor allen Dingen ankam. Eine unantastbare Leibrente würde an dieser Stelle die gebotene Hülfe sein."

„Frau Ottilie von Hartenstein bleibt aber immer der Dame nächste Blutsverwandte."

„Nach meinem Papa, welcher der Sohn der älteren Schwester und der geborene Erbe von Werben war. Hat sein Vater ihm das Nachfolgerecht verscherzt, ei nun! die schönheitssüchtige Thusnelda nannte Großpapa gern den schönsten Mann, den ihre Augen gesehen, und irre ich nicht stark, war er der einzige, der ihr jungfräuliches Herz schwach gemacht haben würde, wenn er nicht ihre Schwester, die eine treffliche Tänzerin war, der trefflichen Sängerin vorgezogen hätte. Würde denn

auch ohne eine gewisse Sympathie sie, nach allem Vorhergegangenen, sich bereitwillig mit ihm ausgesöhnt, für die Erziehung seiner Enkel in so umfassender Weise Sorge getragen haben? Was hat sie für die Kinder Ottiliens gethan, die, wenn auch in anderer Weise, der Verkümmerung nicht weniger ausgesetzt waren als wir? Ueberdies war die Tante so jugendlichen Sinnes, zog bis an ihr Ende die heitere Jugend so unverhohlen aller sogenannten Altersweisheit und Tugend vor, daß es ihr auch in Bezug auf ihr Erbe auf einen näheren oder ferneren Verwandtschaftsgrad nicht ankommen konnte, zumal wenn bei dem letzteren auf eine Nachfolge in ihrem künstlerischen Streben zu rechnen war."

„Und ist Ihnen niemals der Gedanke gekommen, daß die leidenschaftliche Kunstfreundin über ihre Hinterlassenschaft zu kunstfördernden Zwecken verfügt haben könnte?"

„Hinsichtlich ihres Baarvermögens, des Hauses in Dresden, ihrer Sammlungen und so weiter höchst wahrscheinlich; hinsichtlich des Werben'schen Stammgutes keinenfalls. Warum hätte sie es als Siebzigerin mit dem Opfer weit höheren Zins tragender Dokumente wieder in ihre Hand gebracht? Ist dies der Platz, wo man etwa eine Harfenschule gründet? Nein, was der Familie entstammte, sollte der Familie verbleiben und die Repräsentantin dieser Familie war für sie — ich. Mich hat sie gebildet, mein ist ihr Talent, ihre Anschauung, in gewissem Sinne ihr Schicksal. Nur ich kann ihr eigenes Leben fortführen, um dies aber zu

können, muß ich zunächst ihre Erbin sein. Ich, das heißt mittelbar mein Bruder. Denn das wußte sie ja ganz wohl und darin hat sie mich von früh ab festgemacht, daß ich, ein Krüppel, wie ich durch die Vernachlässigung meiner Mutter geworden bin, niemals einen näheren Angehörigen haben werde als meinen Max, der überdies für fast jegliche Kunstrichtung reicher als ich begabt und durch die Fürsorge der Tante vollständig darin ausgebildet ist."

„Der aber, so gut wie Sie, Fräulein Sidonie, dereinst ein Vermögen besitzen wird, gegen welches das Erbe von Werben verschwindet."

„Eben darum. Nicht eine mäßig, nur eine reich gefüllte Hand genügte ihren Zwecken. Sehr möglich, daß sie direct zu meines Bruders Gunsten testirt haben würde, hätte sie in ihm nicht das unwirthschaftliche Hartenstein'sche Temperament vorausgesetzt. Mich hielt sie für praktischer und mit Recht. Man kann des Guten nicht zu viel haben für sich und Andere, pflegte sie zu sagen. Sie that in letzterer Beziehung auch viel. Nur daß man ihre Wohlthat nicht bemerken, nicht durch sie bedrückt, beschämt erscheinen, ihr nicht anders als durch frohen Genuß dafür danken durfte. Darum gab sie auch meinem Max so gern, weil er alles Förderliche ohne demüthigende Phrase, wie himmlischen Regen und Sonnenschein von ihr angenommen hat."

Pastor Blümel machte noch den Einwand, daß die Verstorbene ihren letzten Willen ja aufgesetzt habe, bevor

sie sich von der ihrer Sinnesart gemäßen Entwicklung ihrer Verwandten überzeugt und daß derselbe unverändert geblieben sei. Sidonie ließ an ihrer Zuversicht indessen nicht rütteln. Ihre Luftschlösser standen fix und fertig aufgebaut. Die Familie des Propstes mochte, ob der Vater lebte oder starb, nach wie vor das Schloß bewohnen und den Nothpfennig, welchen die Erblasserin ihr vielleicht zugewendet hatte, darin genießen. Sie, Sidonie, folgte ihrem Bruder wohin es auch sei. „Er braucht Freiheit, und ich finde alles, was ich brauche, in seiner Nähe."

Nach diesem Schlußsatz setzte sie sich an das Klavier und das Prestissimo einer Beethoven'schen Sonate erbrauste in Perlenreine unter ihren schlanken Händen.

„Mir klingt es vor den Ohren, Konstantin, als wäre wieder einmal Lisettchens Milchtopf in Scherben zerbrochen," sagte Frau Hannah, welche dem Gespräche, ohne ein Wort darein zu geben, zugehört hatte. Ihr Konstantin seufzte.

Für den Besuch des Thalgutes am anderen Nachmittag hatte Sidonie, zur eigenen Schonung und Belustigung des gesammten jungen Volks sich eine Kahnfahrt ausgedacht. Lydia wollte zurückbleiben, da ihr Vater seit gestern Morgen sich wieder übler fühlte; er selber aber drängte sie zur Theilnahme mit einer Hast, die sie befremdete. Wollte er allein sein? Gönnte er ihr eine flüchtige Freude vor einem unvergänglichen Schmerz? Oder — hatte er einen Blick in ihren heimlichsten Seelengrund gethan. Lydia erröthete bei dieser

letzten Vorstellung, aber sie ging mit erleichtertem Sinn, nachdem dieselbe ihr aufgestiegen war.

Vor der Fährhütte traf die Schloßgesellschaft mit der Pfarrgesellschaft zusammen, ein jeder froh gelaunt und witzig nach seiner Art; nur Max erschien, trotz Lydias Gegenwart, um des unliebsamen Zieles willen, verstimmt.

„Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, Fräulein Rose?" fragte der Lieutenant, und da Fräulein Rose die Vorstellungen eines Lieutenants nicht zu errathen vermochte, erklärte er: „Wie ein weißes Täubchen mit einem schwarzen Köpfchen zwischen drei schwarzen Tauben mit weißen Köpfen."

Auch diese dem Kleiderschrank entlehnte Galanterie wurde lachend gewürdigt.

„Wie gefällt dir Röschen?" fragte Martin seine Cousine, die in Erwartung des Kahnes seinen Arm genommen hatte.

„Allerliebst," antwortete Sidonie. „Sie gleicht dieser Gegend. Die frische Anmuth läßt die Schönheit nicht vermissen."

„Du hast Recht," fiel Max, der Frage und Antwort gehört hatte, ein. „In solche Gegend zieht man sich zurück, wenn man des Weltlebens überdrüssig geworden ist und solch ein Mädchen heirathet man, wenn man nicht mehr nach Schönheit und Liebe verlangt."

„Seid Ihr alle beide aber merkwürdig," entgegnete Martin gegen seine Art ein wenig pikirt. „Was mich anbelangt, so finde ich Röschen wunderschön und daß

nicht immer aus Liebe geheirathet werden kann, das begreife ich. Warum aber Einer Röschen heirathen sollte, der sie nicht schön findet und nicht in sie verliebt ist, das begreife ich nicht."

„Weil sie ein zierliches Pantoffelregiment führen würde, große Schönheiten aber gewöhnlich große Füße haben," erklärte Sidonie lachend und der Lieutenant war so klug wie zuvor.

Man stieg in den Kahn, Decimus und Peter Kurze führten die Ruder; die übrigen gruppirten sich je zwei nebeneinander auf den Bänken; Lydia und Max Decimus zunächst. Die maifrischen Gesichter inmitten der maifrischen Landschaft erquickten das Auge der verwöhnten kleinen Künstlerin. Sie hatte eine besondere Art von Guitarre oder Laute aus Italien mitgebracht und heute nicht vergessen. „Zu einer Gondelfahrt gehört Gesang," sagte sie, „mache den Anfang, lieber Max."

Nach kurzer Verständigung griff sie in die Saiten und hob ihr Bruder eine Barkarole an mit einem Tenor, so weich und glockenhell, wie die Gesellschaft, außer Sidonien, noch keine Menschenstimme vernommen hatte. Lydias große Augen hingen mit Entzücken an seinen Lippen, Röschen jubelte laut auf und Decimus bewunderte in neidlosem Verstummen die Fülle der besten Gaben, welche die Natur diesem herrlichen Jüngling eingebunden hatte. Ach, wie arm und gering nahm er sich neben diesem Glücklichen aus, er, der doch auch ein Glückskind hieß!

Wer hätte unmittelbar nach diesem Wohllaut seine

Stimme hören lassen mögen? Da Peter Kurze, der unermüdliche Unterhalter, durch das Ruder in Anspruch genommen war, kam somit die Reihe des Witzigseins wieder an den Lieutenant und da ihm just nichts Neueres oder Geistreicheres einfiel, sprang er auf und begann mit ausgespreizten Beinen, bald links, bald rechts tretend, den Kahn zu schaukeln, so daß, stark gefüllt, wie derselbe war, das Wasser um ein Haar über die Ränder getreten wäre.

Priscilla und Phöbe kreischten laut auf. „Halte mich, Decem!" schrie Röschen.

„Dummer Junge!" brummte Peter Kurze, zum Glück unverstanden. Sidonie aber, rasch gefaßt, zog den armen Spaßvogel an ihre Seite nieder mit den Worten: „Hier bleibst du sitzen! Du, Phöbe, neben Rosen! Nicht gerührt!"

„Ich bin schon als Fähnrich Freischwimmer gewesen, ich würde Euch alle gerettet haben," sagte der Lieutenant, leistete aber gehorsam Folge und saß mucksmäuschenstill.

Das Gleichgewicht der Bewegung war somit hergestellt; daß aber auch das der Stimmung wieder hergestellt werde, hob Peter Kurze seinen Leibkanon an, den er bei jeder möglichen Gelegenheit zum Vortrag brachte und in welchen das kunstsinnige Fräulein Sidi unverdrossen einstimmte.

„Sind wir wieder einmal beisamm gewest,
Han' uns wieder einmal lieb gehat" und so weiter.

Nur Decimus und die Beiden, welche seiner Ruderbank zunächst saßen, sangen nicht mit. Die Beiden

flüsterten mit einander und jenem erweckte das Flüstern, von dem ein Wort und das andere zu ihm hinüber drang, bewegliche Gedanken.

Beim Schwanken des Bootes hatte Lydia sich an Max geklammert; er umfaßte sie, drückte sie an sich und hauchte in ihr Ohr:

„So sterben, wäre das nicht schön?“ setzte aber lauter rasch hinzu: „Nein, nein, zuvor so leben, Lydia!“

Sie entwand sich seinen Armen und senkte die Lider vor seinen flammenden Blicken. Nach einer langen Stille fragte sie leise: „Du sagtest neulich, Max, du liebtest den Tod, aber nicht die Todten. Hieß das so viel als du liebtest die Lebenden, aber nicht das Leben?“

„Nein, gewiß,“ antwortete er, „das hieß es nicht; denn als ich es sagte, hatte ich noch keinen Lebenden geliebt.“

„Max!“

„Du meinst meine Schwester? O nicht doch Lydia! Was ich für dieses gute, verkümmerte Wesen empfinde, ist Trauer, oder, wie du es nennen magst, Erbarmen. Liebe aber ist Wonne, ist Seligkeit und heute, Lydia, heute — —“

„Aber das Leben, Max?“ unterbrach sie ihn hastig. „Liebst du, erfüllt dich das Leben?“

„Wer liebte es nicht, Lydia, und wer dürfte es nicht lieben, da es einen Tod giebt, der es endet, wenn es kein Leben, keine Erfüllung mehr ist?“

„Was nennst du leben, Max?“ fragte Lydia nach einer neuen Stille.

„Das!“ antwortete er. Er zog aus ihrem Gürtel eine Frührose, die er ihr vor der Abfahrt gereicht hatte, sog in vollen Zügen ihren Duft ein, bis die Blätter auseinander fielen und warf sie dann in den Fluß. „Das!“

Der Kahn stieß in diesem Augenblicke an das Ufer. Max führte seine Schwester nach dem Herrenhause; die übrige Gesellschaft schlug in der Zwischenzeit unter Peter Kurzens Führung einen Spazierweg ein; Lydia blieb zurück. Sie wäre wohl gern ganz allein gewesen; Einer jedoch mußte den Kahn sichern, für den es in dieser Nähe der Stromschnellen keinen Anhalt gab; da dieser Eine aber Decimus war, blieb sie wenigstens so gut wie allein. Denn nach den heimlichsten Offenbarungen einer Dichterseele eine Unterhaltung zu versuchen, nein, so ausverschämt war der Held dieser Geschichte nicht.

Lydias Blicke folgten sinnend der Rose weit hinaus, bis sie auf- und niedertauchend zwischen den weißen Strudeln verschwunden war. Jetzt erst schien sie eines Dritten Gegenwart inne zu werden; und da es ihr einfallen mochte, daß derselbe wohl ihr Gespräch mit Max gehört haben könne, fragte sie mit dem ihr eigenen gütigen Lächeln: „Was nennen Sie leben, lieber Decimus?“

Er dachte eine Weile nach, dann, zu ehrlich, um seine Zeugenschaft zu verleugnen, antwortete er: „Was ich selber vom Leben weiß, heißt auch nur glücklich sein.

Wie aber mein Vater mich das Leben verstehen lehrt, heißt es reifen, werden."

„Und sterben?"

„Ich glaube das nämliche."

Ob diese Antwort Lydia genügte? Ob sie dem Glauben sich einfügen ließ, den sie selbst unumstößlich von ihrem Vater überkommen hatte? Gewißlich nicht. Aber ihr Puls schlug heute empfänglich für die Deutungen der Jugend, Freude und Liebe jauchzten in ihrer Brust. Sie stellte keine Frage weiter, saß ganz still mit halbgeschlossenen Augen, so als ob die plätschernden Wellen sie in Schlummer lullen sollten und wie aus einem Traume erwachend fuhr sie jach in die Höhe, als Max und seine Schwester unerwartet früh zurückkehrten.

Sidonie lachte; aus ihren klugen Augen blitzte ein lustiger Spott; ihres Bruders schönes Gesicht dahingegen war durch einen Zug mehr von Ekel als Zorn bis zur Unschönheit entstellt.

„Ich gehe zu Fuße nach Hause," sagte er. „Am Fährplatze erwarte ich Euch. Du, Lydia," setzte er freundlicher hinzu, müßtest eigentlich mit mir kommen. Du hast mir diese häßliche Stunde aufgenöthigt und bist mir eine Vergütung schuldig."

Sie stieg ohne ein Wort der Erwiderung aus, legte ihren Arm in den seinen und sie gingen den Uferpfad entlang.

Da die übrige Gesellschaft noch zögerte, setzte Sidonie sich neben Decimus auf die Ruderbank, um ihm

in blühenden Farben die Begegnung mit ihrem herzigen Großväterchen auszumalen. Sie ahmte seine Naturlaute nach, schilderte die patriarchalische Toilette, die Schauer der düster romantischen Höhle, Stube genannt, mit ihren Spinnweben, ihrem Staub und Dunst, beschrieb das ambrosische Vespermahl: ein schwarzes Brod, rund und hart wie ein Mühlstein, dazu ein aromatischer Käse, vom ehrwürdigen Grau des Schimmels überzogen und ein Krug lehmfarbigen Nektars, neuhochdeutsch „Kofent" genannt.

„Alle Genre der Poesie waren vertreten," sagte sie, „mit Ausnahme des heldenmäßigen, das erst mein Märchen in die Heimathscene trug. Sogar das dramatische kam noch als dickes Ende hinterdrein. Und so hätte ich nun auch einmal einen Blick in die ursprüngliche germanische Volksseele gethan, von welcher Euere Denker die Rettung unserer durch Ueberbildung angefaulten Gesellschaft erwarten und könnte allenfalls auch ein Idyll, oder wie Eure Dichter es neuerdings auszudrücken belieben, eine Dorfgeschichte, schreiben. Ewig schade, Decimus, daß Sie sich den poesiestrotzenden Inspektorposten bei Ihrem Vicepathen verscherzt haben, und wirklich unverzeihliche Verblendung, daß mein Märchen, der als Dichter doch nothwendig nach Anregungen trachten muß, sich so hartnäckig dagegen sträubt! Aber sagen Sie, heimtückischer Schäferknabe, was haben Sie meinem trauten Papachen eigentlich angethan, daß Ihr bloßer Name allen bukolischen Frieden aus seiner ungeschminkten Seele scheucht? Als

ich, ich weiß auch gar nicht, wie ich darauf gerieth, erwähnte, daß Sie nächstens zur Universität abgehen würden und die Werbener Pfarre so gut wie in der Tasche hätten, wenn nach ein vier, fünf Jährchen etwa der alte Blümel sich nach Ruhe sehnen sollte, da war mir's, als sähe ich Bankos Geist in Hemdsärmeln und bocksledernen Buxen vor mir aufsteigen. „Der, Der!" krächzte er, daß es mich eiskalt überlief; „der mich abspeisen! Der Lumpenjunge, — verzeihen Sie! — der Lumpenjunge mir den Lebenslauf halten!" Und dann brüllte er: „Sakkerment!" und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß — — aber da kommen die Anderen. Unter vier Augen die Fortsetzung. Es handelt sich ja um Ihre Missethat an meinem eigenen Fleisch und Blut. Nur so viel noch: Ich habe in gutem Glauben Sie christlich herausgestrichen, — des Abspeisens halber, Freund Decimus!"

Die Anderen stiegen ein. Sidonie hatte schon während der letzten Worte ihre Guitarre rein gestimmt und löste nun die lustige Dorfgeschichte mit einem traurigen Volksliede ab, das die Gesellschaft mit Brummstimmen begleitete.

Die klagende Weise wehte zu den beiden hinüber, die raschen Schrittes thalauf den einsamen Uferweg zwischen junggrünenden Erlenbüschen wandelten. Max war heute nicht wie seine Schwester zum Karrikaturenzeichnen aufgelegt; alles was Adel hieß, hatte sich in ihm empört. Ueberdies schloß Lydias kindlicher Ernst unwillkürlich bei jedem, der ihr nahte, eine ironische

Stimmung aus, ja selbst die gutmüthige Deckung des Humors.

„Welch eine Zumuthung!“ rief Max unwillig, „und welch ein Widersinn, einen Menschen wie diesen ehren zu sollen, oder gar ihn zu lieben!“

„Ich kenne deinen Großvater nicht,“ entgegnete Lydia sanft, „ich glaube dir aber, armer Max, daß das erste menschliche Gebot ihm gegenüber kein leichtes ist. Allein warum wäre denn auch sonst diesem Gebote eine Verheißung schon für diese Welt gegeben? Wo die Liebe natürlich ist, trägt sie ihren Lohn in sich.“

Sie sah ihn bei diesen Worten mit einem Blicke an, welcher die heimlichste Tiefe ihrer Seele entschleierte und vor dessen Zauber aller Widerspruch und aller Groll aus seinem Herzen floh. Er preßte sie in seinen Arm, an seine Brust. Die Liebe, die natürlich ist, hatte sie zu einander gezogen.

Sie setzten sich auf einen Rasenhügel, und was da unter dem pfingstlichen Blattgesäusel gehaucht worden, — der Worte werden es nicht viele gewesen sein, aber selbst diese wenigen wiederzugeben ist dem Erzähler nicht gegönnt.

Muntere Stimmen vom jenseitigen Ufer weckten sie aus ihrem Traum. Er däuchte den Glücklichen ein Moment und doch war die Sonne gesunken, als Decimus sie hinüber in das Gehege ruderte, in welchem Sidonie zum heiteren Abschluß ihres Festes ein Tischchendeckedich hergezaubert hatte. Das junge Volk that sich gütlich und trieb seinen Scherz, während Max

seine Schwester abseit führte zu einer Mittheilung, die sie wie das eigenste Schicksal berührte. Lydia war, ohne umzublicken, am Ufer entlang geflohen, die Terrassen hinan, in ihr Haus.

Die Mutter kam ihr auf den Zehenspitzen aus ihres Gatten Zimmer entgegen. Sie hatte Thränenspuren in den Augen, aber ihr argloses Kinderlächeln auf den Lippen. „Er ist eingeschlummert,“ sagte sie, auf die halbgeöffnete Thür deutend.

Der Propst saß am Fenster, vor sich einen Haufen Papiere, in welchen er bis zum Tagesneigen geblättert hatte. Sein edles weißes Haupt war auf die Brust gesunken, die welken Lider deckten die Augen; doch schlief er nicht. Seit Jahren quälte ihn ja dieses Schmachten nach Schlummerruhe, das künstliche Mittel nur stillten, um es desto peinvoller zu reizen. Als er seiner Tochter leisen beflügelten Schritt vernahm, hob er den Kopf ihr entgegen. Sie warf sich, ohne jedes Wort, zu seinen Füßen und barg auf seinen Knien das Gesicht, das im Purpur der Scham erglühte.

Derlei affektvolle Bezeugungen waren beider Naturen und dem keusch begrenzten Verhältniß der Familie fremd. Wo aber ein Mensch dem anderen in so seltener Weise verbunden ist wie dieser Vater seiner Tochter, bedarf es keiner Erklärung für einen stark bewegenden Trieb. Der Vater wußte, was die Tochter erlebt hatte; ein Widerstrahl ihres Glücks flog über seine fahlen Wangen und er erleichterte ihr das Geständniß,

das sich so schwer von ihrem Herzen löste, indem er nach einer langen Pause anhob:

„Ich will dir nicht bergen, Lydia, daß, wie ich dich so still umfriedigt heranwachsen sah, ich den Glauben gehegt habe, vielleicht die Hoffnung, du erwüchsest zu einer jener Berufenen, die Martin Luther hohe, reiche Geister nennt, weil sie in edler Freiheit lieber für das Himmelreich wirken wollen als für die Welt. Ich achtete dich zu gut, Lydia, für die gemeine Noth. Aber Martin Luther nennt diese Berufenen seltene Menschen, zählt unter Tausenden kaum einen. Und wie ich selber mich der Befugniß nicht würdig erkannte, mich über Gottes natürliche Ordnung hinwegzusetzen, ich, der ich doch ein Mann war mit schweren Lebenskämpfen hinter sich und einer großen Lebensaufgabe vor sich, so werde ich um so williger zu meiner Tochter sagen: Trage Weibes Loos, sobald du des Weibes natürlichen Trieb in deinem Herzen spürst. Liebst du Max, Lydia?"

„Ja, ich liebe ihn," stammelte Lydia mit bebenden Lippen und sie blieb auf ihren Knieen wie der Beichtiger vor dem Hüter seiner Seele.

„Warum zitterst du dann aber und scheust dich wie vor einem Frevel, weil du einen Mann liebst, wie doch das Weib es soll?"

Lydia hatte sich zu einem Ausspruch über Wohl und Wehe gefaßt. Sie erhob sich von ihren Knien und sprach: „Nicht daß ich ihn liebe, aber daß du ihn nicht lieben wirst, mein Vater, darum zittere ich. Er

ist keiner von den Unseren, keiner von den Deinen, Vater — —"

„Weiß ich das nicht?" unterbrach sie der Propst. „Er ist nicht einmal ein Christ. Er ist, daß ich so sagen soll, noch ein Fragment. Aber eben darum sehe ich in deiner Liebe eine Mission und segne sie als solche. Du kennst mich, Lydia, und wirst darum es keinen Sophismus nennen, wenn ich dir gestehe: Hättest du dich einem Manne zugeneigt, festgewurzelt in seinem Glauben, der aber nicht der deine, nicht der unsere, meine Tochter, war, oder wäre Max auch dem Geiste nach seiner Mutter Sohn, einer von denen, welche das ewige Geheimniß von seinem Throne reißen um die nackte Vernunft auf denselben zu erheben, so würde ich deine Wahl zwar nicht haben hindern dürfen, aber meinen Segen hätte ich ihr nicht geben dürfen, denn es war keine Einigung zwischen Euch abzusehen. So aber ist in deine Hand gegeben ein unerfülltes Gemüth, in welchem der Strahl einer reinen Liebe den reinen Glauben, das Gebet der Liebe das Wunder der Gnade bewirken wird. Die Skepsis ist niemals unüberwindlich, meine Tochter. Es waren oftmals heidnische Männer, denen unterthan zu sein, die Apostel ihren Jüngerinnen geboten, und nicht zum Geringsten ist durch dieses Gebot das Heil in die Heidenwelt gedrungen. Das, Lydia, ist dein Beruf und danach handle."

Lydia stand hochaufgerichtet mit gefaltenen Händen und verklärtem Blick. Dann aber neigte sie sich zu

ihrem Vater nieder und küßte voll inbrünstigen Dankes seine Hand. Ein paar Minuten waltete tiefe Stille.

Herr von Hartenstein war wieder schattenbleich geworden; krampfhaftes Ringen zuckte aus seinen Mienen. Was er bis dahin gesagt hatte, war als freudige Ueberzeugung leicht aus seiner Seele geflossen; nun kostete es ihm einen harten Kampf zu sagen: „Ich bin noch nicht zu Ende, meine Tochter.“

Lydia setzte sich an seine Seite, nahm seine kalte Hand in die ihre und hielt den Blick unverwendet auf ihn gerichtet. Er hob an:

„Aber auch in dem anderen Sinne, welchen wir neben jenem höchsten als eine heilige Aufgabe hegen und pflegen, im Sinne der Familie, muß ich deine Wahl als eine Schickung der Gnade verehren. Du allein kennst die sorgenvolle Lage, in welche das Gesetz der Treue mich gedrängt hat. Aber auch du kennst sie nicht aus, und jung, wie du bist, vermagst du den martervollen Zustand nicht zu ermessen, unter welchem ein Vater, sehnsüchtig der Erlösung und doch erdenbange, aus dem Kreise hülfloser Kinder scheidet, — vielleicht in der nächsten Stunde schon. Jetzt scheide ich beruhigt. Als Gattin eines begüterten Mannes aus unserem Geschlecht ist es nicht nur dir ermöglicht, sondern ist es auch ihm eine Satzung des Blutes, die Pflichten für die Vergangenheit den Aufgaben für die Zukunft zu einen. Bedarf ich deines bindenden Wortes, Lydia, daß du für deine Mutter und deine Geschwister Sorge tragen wirst nach wie vor als für

deine eigensten Angehörigen, wenn ich von ihnen gegangen bin?"

„Nein, Vater," antwortete Lydia, indem sie seine Hand an ihr Herz drückte, „nein, es bedarf keines ausdrücklichen Versprechens, um mich in irgend einer Lage an das Gesetz der Treue gegen die Menschen, welche bis heute meine nächsten waren, zu mahnen." Aber vergieb, wenn ich in diesem Betracht deine Auffassung meines Verhältnisses zu Max nicht begreife. Denn auch seine zweifelhafte äußere Lebensstellung war ein Grund, um dessentwillen ich an deiner Zustimmung verzagte. Er dankt seine Ausbildung fremder Unterstützung, er ist durch diese Unterstützung, die er fortan entbehren wird, verwöhnt, ist sorgloser Gemüthsart. Es wird Jahre währen, bevor er irgend welches Amt, irgend welche Verwerthung seiner mannichfachen Anlagen erringen kann. Und du baust auf ihn als den Schützer deiner Familie? du nennst ihn einen begüterten Mann?"

„Er wird es in der Kürze sein," versetzte der Propst mit sichtbarem Zwang.

„Sein Großvater ist noch ein rüstiger Mann," entgegnete Lydia unerschrocken, da Klarsehen ihr jetzt zu einer Pflicht geworden war. „Seine Familie ist ihm gänzlich entfremdet; und zwischen dem Großvater und dem Enkel steht die Mutter."

„Nun denn, Lydia, —" sagte Herr von Hartenstein nach einem tiefen Athemzuge, „ich hätte diese Erörterung dir und mir erspart gewünscht, da du mich

aber zu derselben drängst, so wisse, daß ohne Zweifel Max der Erbe von Werben ist."

„Der Erbe von Werben — Max — Vater?" fragte Lydia betroffen.

„Zuverlässig, Lydia. Deine Mutter stand der Besitzerin verwandtschaftlich näher, aber sie stand ihr äußerlich wie innerlich fern. Wenn ich nun das Wesen der wunderlichen Greisin von Grund aus überdenke, so suchte sie für ihr altes Geschlecht einen Stammhalter, auf den sie wohl selbst seinen Namen überträgt; und dürfen wir uns darüber täuschen, wie weit an Glanz der Gaben, die sie über alles schätzte, unser Martin gegen seinen Vetter zurück steht? Philipp, der ihm einmal ähnlicher zu werden verspricht, lag noch in der Wiege, als sie ihren letzten Willen abfaßte und niemals änderte. Dazu das nahe Verhältniß zu Sidonie, die ihrer Sache gewiß scheint. Es ist so; es kann kaum anders sein; — aber — ich fühle mich erschöpft. Geh, Lydia, hole Max — und dann laßt mich ruhen."

Lydia ging, aber nicht beflügelten Schrittes wie Eine, der sich ein entzückendes Hoffen erfüllen soll. Ein Nebelflor hatte sich plötzlich zwischen ihr Auge und den Sonnenschein gedrängt.

„Max und Lydia sind verlobt!" mit diesem Jubelruf trat am anderen Morgen Sidonie in die Pfarre ein.

Pastor Blümel fuhr erschrocken, wie vor einer Hiobspost, zusammen, und auch seiner Hannah, die doch sechs Töchter mit so gutem Glauben unter die

Haube gebracht hatte, wollte der Glückwunsch gar nicht flott vom Herzen gehen. Röschen und Decimus dahingegen waren wohl erfreut, aber gar nicht überrascht. Sie hatte schon am Bestattungsabend ein Liebesvögelchen über dem Schlosse zwitschern hören; er hatte ja von jeher an eine Conjunction des herrlichen Jupiter und der holden Venus geglaubt. Die hausbackene Folgerung von Hochzeit und Herdfeuer wie bei gemeinen Sterblichen wollte ihm freilich hier ganz curios bedünken.

„Sie sind für einander prädestinirt!“ rief Sidonie in ihrer Herzensfreude. „Wer hat schon ein so vollkommenes Menschenpaar gesehen? Ach, die Schönheit giebt doch das einzige Frauenrecht auf Glück! Beide reinster Hartenstein'scher Typus und doch Gegensätze, auch seelisch. Hier übersprudelnde Fülle; einsaugende sammelnde Stille dort! Und daß auf diese Weise ein natürlicher Ausgleich für getäuschte Erbaussichten bewerkstelligt wird, auch das ist mir lieb; denn verdrießlich ist solch ein Vorzug unter Gleichberechtigten allemal. Schade, daß Sie ihnen nicht die Traurede halten dürfen, Papa Blümel. Der Propst wird sich dieselbe natürlich nicht nehmen lassen. Ich möchte um meines Märchens willen, sie wäre schon überstanden. Das Hochzeiten müßte eigentlich aus dem Stegreif ganz in der Stille betrieben werden. Den Trauermonat muß man natürlich anstandshalber respectiren. Dann aber auch keinen Tag zwecklosen Sehnens mehr. Die Brautreise gönne ich den Glücklichen allein, wohin und so

lange es ihnen beliebt. Geht es aber an das Hüttenbauen, so hausen wir zu Dreien und der Welt wird ein Exempel vorgeführt werden, daß es sich mit einer Schwester weit behaglicher als mit einer Schwiegermutter wirthschaften läßt."

Max täuschte weder seine Braut noch sich selbst, wenn er sie seine erste Liebe nannte. Wohl war er kein Neuling in der Frauenhuld, er hatte seit den Knabenjahren Knospen und volle Rosen mancher Art umflattert. Eine Blüthe so rein und eigenartig wie diese hatte sich aber ihm noch niemals erschlossen, und wie vor einem ungeträumten Gebilde dem Künstler plötzlich ein höheres Ideal aufgeht, so ergriff sein Gemüth der Zauber dieser keuschen, heiligen Schöne. Zum ersten Male blickte er zu einem Menschen empor.

Dennoch war Lydia noch glücklicher als er. Sie, der Emporblicken eine Gewöhnung war, sie fühlte zum ersten Male die Wonne des Umfangens. Ihr innerlichster Kelch öffnete sich dem warmen Sonnenstrahl. War sie im eigentlichen Sinne niemals ein Kind gewesen, nun erst, da das Weib in ihr die Hülle sprengte, ward sie ein Kind. Hatte sie bisher älter geschienen als sie war, nun schien sie jünger; ihre Wangen färbten sich gleich Maienrosen, die stillen Augen leuchteten in meerdunklem Glanz, sie bewegte sich rascher, die leise Stimme tönte klangvoll aus der Brust heraus; sie lächelte fröhlich wie noch nie.

Denn wann hätte das Nachtgespenst der Sorge Stand gehalten vor der Liebe erstem Morgenstrahl?

Jener Nebel, der jach vor Lydias Augen aufgestiegen war, hatte sich unter dem Verlobungssegen gesenkt; auch ihres Vaters Krankheit sah sie in einem heitereren Licht; ein Widerstrahl ihrer Freude fachte seine Kräfte an, sie war sein liebstes, sein eigenstes Kind, er hoffte für sie und sie für ihn. So lebte sie Tage und Tage im reinsten Aether des Glücks. — Zehn Tage im reinsten Glückesäther! — wie viele Menschen sind es, die auf sie zurückblicken?

War das Brautpaar verpflichtet, sich dem Großvater Mehlborn als solches vorzustellen? Max hatte nein gesagt, Lydia ja und ein Bräutigam von kaum zwei Wochen giebt nach. Bruder Martin erbot sich, an Stelle des kranken Vaters, das junge Paar „zu chaperonniren."

So zog man bei hellem Sonnenschein aus, um eine Stunde später unter einem drohenden Gewitter heimzukehren. Amtmann Mehlborn war, wie füglich hätte erwartet werden können, beim ersten Kleeschnitt auf dem Felde gewesen, Lieutenant und Doctor von Hartenstein hatten ihre Karten abgegeben; der letztere, da seine Braut über derartige gesellschaftliche Utensilien nicht verfügte, nachdem er unter die seine gekritzelt hatte: „und Lydia von Hartenstein. Verlobte." Irgendwelche herzliche, oder auch nur höfliche Erwiderung wurde, mit gutem Grunde, nicht erwartet.

Trotz des erwünschten Verfehlens empfand Max heute doppelt, weil auch aus einer Art von Scham vor seiner Braut, das Widerwärtige dieses Familien-

bezugs. Er kam daher während des Heimwegs auf seine neuliche Behauptung zurück, daß derlei aufgenöthigte Verhältnisse nicht nach hohen sittlichen oder gemüthlichen Werthen zu bemessen seien. „Kannst du im Ernst das Band zwischen mir und diesem alten Manne Liebe nennen, Lydia?“ fragte er, und da sie nicht augenblicklich eine Antwort gab, gab er sie selbst, indem er fortfuhr: „Im besten Falle wäre es ein Blutszwang, im schlechtesten Heuchelei, und selber das, was du als Tugend oder dergleichen Willensact anführen möchtest, hieße gerade darum nimmermehr Liebe, die ja die Freiheit selber ist. Und wäre es mein leiblicher Vater, wenn ich ihn nicht lieben könnte, ohne daß er mein Vater ist, dann verdiente mein Gefühl zu ihm diesen Namen nicht.“

Lydia schwieg auch jetzt, die Augen sinnend zu Boden gesenkt; der ehrliche Martin aber erwiderte:

„Nimm es mir nicht übel, Max, aber das finde ich am Ende doch ein bischen stark. Da wäre ich ja nicht besser als ein Hund oder Pferd, die wohl einem Herrn anhängen, aber keinen Vater und keine Mutter kennen. Sind uns denn die Anverwandten für nichts und wieder nichts vom lieben Gott gegeben? Und wenn dein Großpapa den Spieß nun umdrehte und sagte: mein Herr Enkelsohn ist gar nicht nach meinem Geschmack, ich werde mir einen Erben suchen, der mir gefällt?“

„Würde ich seine Geschmacksrichtung durchaus in der Ordnung finden,“ entgegnete lachend Max, „wenn auch

die Folgerung auf das Pflichtgebiet anders gezogen werden muß für den, welcher das Leben giebt und dem, welchem es willenlos gegeben wird. Auch das Thier sorgt für seine Brut. Beruhige dich indessen, Freund; keinem Bauer, richtiger ausgedrückt, keinem Ungebildeten, fällt es ein, sich einen fremden Erben zu suchen, wenn ihm der natürliche auch noch so wenig zusagte. Das ist es ja eben, was ich Blutszwang, item der Liebe Gegensatz genannt habe."

„Ich würde es ganz anders nennen, Max."

„Und wie, Bruder Lieutenant, wenn es beliebt?"

„Das richtige Wort fällt mir nicht gleich ein. Aber würde ich denn, nämlich gar nicht etwa blos weil ich es geschworen, sondern ganz von Natur, nicht mehr an meiner Fahne hängen, weil ein siegreicher Feind sie in Fetzen gerissen hätte?"

Lydia drückte ihrem Bruder mit einem zustimmenden Blicke die Hand und das war das erste Zeichen des Widerspruchs, das sie sich gegen ihren Verlobten gestattete.

Unter Donner und Blitz erreichten sie das Haus. Sidonie war mit den beiden jüngeren Cousinen nach der Pfarre gegangen, dagegen eine Briefsendung der Mutter aus der Schweiz eingetroffen als Antwort auf die Verlobungsanzeige von Seiten des Propstes und der Kinder.

Mütterliche Freude hatte die Verbindung mit einer Familie, die ihr so fremdartig gegenüberstand, Frau Brigitten ja nicht erwecken können; schlechthin Einspruch

dagegen zu erheben war indessen unstatthaft und zu pflichtmäßig aufrichtig, um einen Antheil, den sie nicht empfand, mit Phrasen abzufertigen, behandelte sie das Verhältniß eingänglich von einer Seite, die bisher, geflissentlich oder nicht, unberührt geblieben war, von der praktisch häuslichen.

„Du hast, mein Sohn," so schrieb sie unter Anderem, „mit dem Leben bisher getändelt wie ein Kind. Nun baue ich darauf, daß das, was du dein Glück nennst, den Ernst des Mannes in dir reifen und dich für die erste Menschenpflicht, die einer der Gesammtheit nutzbringenden Thätigkeit, tüchtig machen werde. Wenn deine künftige Gattin dir in diesem Sinne eine Gehülfin wird, dann, aber auch nur dann, wirst du wie den Zweck der Ehe mit ihr erreichen, so das Glück der Ehe durch sie erfahren. Ich lese mit Staunen zwischen Sidoniens Zeilen heraus, daß sie, zumeist um deinetwillen, sich auf das Erbe des alten Familiengutes zuversichtlich Rechnung macht. Ich kann Euch beide nicht dringend genug vor diesem Fehlschluß warnen. Wie ich Eure Großtante, — ohne Zweifel richtig — beurtheile, überträgt sie in dem Stammsitz ihrer Familie ein Ehrenamt, und solch ein Ehrenamt überträgt keine Werben auf die Enkel eines reich gewordenen Bauers. Daß sie deine und deiner Schwester Wohlthäterin gewesen ist, würde nur ein Grund mehr für meine Auffassung sein; denn selten schätzt man die, welche von unserer Großmuth Vortheil gezogen haben.

Gesetzt aber auch, du würdest durch irgend welche

Schicksalsgunst vor der Zeit deiner Reife in eine nach außen hin unabhängige Lage versetzt, entbände dich das von deiner ersten Pflicht gegen dich selbst und gegen die Welt? Giebt es etwas Erbärmlicheres als einen vornehmen Müßiggänger, der Kraft, Geld und Zeit in spielerischen Liebhabereien vergeudet und in Genüssen, die, weil sie niemals befriedigen, alle Tage wechseln müssen? Es ist, im Gegensatz von reicheren Ländern, ein Segen der durchschnittlichen Armuth unserer höheren Stände, daß das Faullenzerthum, selbst von Erbsöhnen, als Unsitte und das Dienen als Pflicht und Ehre gilt. Oder hältst du eine deiner künstlerischen Anlagen, die leichte Dichtergabe eingeschlossen, für bedeutend genug, um sie selber bei fleißiger Uebung, in langer Zeit über den Dilettantismus zu erheben? Täusche dich nicht, mein Sohn, sie sind es nicht; eben um ihrer Vielseitigkeit willen nicht und ganz besonders bei deiner Temperamentsanlage nicht. Eine großartig schöpferische Künstlerkraft ist fast ohne Ausnahme eine einseitige, und ein großartig schaffender Künstlerwille ist es auch.

Täusche dich aber auch nicht darüber, daß du auf unberechenbare Jahre hinaus, — und wahrlich zu deinem Heil! — auf dich allein gestellt sein wirst, auf Selbstüberwindung und strengen Fleiß. Da du nun einmal vorzeitig an die Gründung eines eigenen Hausstandes gedacht hast, somit eine aussichtslose, militairische Friedenskarriere aufgegeben werden muß, — und dafür preise ich, wie man so sagt, den Himmel, mein Sohn! — bleibt dir keine Wahl, als die allein deiner würdige;

die wissenschaftliche Bahn, zu der du vorbereitet bist, zu verfolgen und mit bescheidenem Anfang einem edlen Ziele zuzustreben. Es naht sich ja mit starken Schritten die Zeit, in welcher auch in unserem Vaterlande mit dem Schlendrian aufgeräumt werden wird. Sei es als Beamter, sei es als akademischer Lehrer, hast du dann den Punkt gefunden, von welchem aus ein geistvoller Mann den Hebel ansetzt, um für den Umschwung der Zeit sein Pflichtentheil beizutragen."

Den Schlußpassus von des geistvollen Mannes archimedischen Zeitberuf abgerechnet, — denn aus dem Munde einer Brigitte Zacharias schmeichelt die Anerkennung seiner Bedeutendheit auch den unzärtlichsten Sohn, — erregte „der pädagogische Leitartikel, der sich in ein Briefcouvert verirrt hatte", — dem Adressaten ein herzliches Lachen. Die Frau Professorin hatte jedoch ihrem Glückwunsch an den Propst und seine Tochter ungefähr die gleiche Ermahnung beigefügt, indem sie beiden, unter deren vorwaltendem Einfluß sie zur Zeit den Sohn sich dachte, die Zügelung vorlauter Erwartungen und unsteter Gelüste zur Gewissenssache machte; und diese beiden nahmen die Sache ernst, wenn auch nicht aus übereinstimmenden Gründen.

In dem Vater weckte das apodiktische Absprechen jeglicher Erbaussicht des jungen Bräutigams kaum zur Ruhe gebrachte persönliche Hoffnungen wieder auf, während gleichzeitig die einleuchtenden Belege für diesen Abspruch den Riß in den Stammbaum, über welchen die Noth hinweggeholfen hatte, als empfindlichen Makel

erscheinen ließ, und die zweifelhafte Existenzfrage ernstliche Sorge erregte. Hätte er seine Tochter nicht so tief beglückt gesehen, würde er, der Heidenbekehrung zum Trotz, das voreilige Verlöbniß bereut haben.

Seine Tochter dahingegen fühlte sich plötzlich aus ihrer traumumfangenen bräutlichen Seligkeit aufgescheucht und dem ernüchterndsten Tagewerke gegenübergestellt. Arme Lydia, welche widersprechenden Forderungen werden dir gutem, weltfremden Mädchen doch in einem Athem vorgehalten! Ein ungläubiges Weltkind zum gläubigen Lutheraner zu bekehren und eine schwere Familiensorge auf seine jungen Schultern zu legen, heischt der Vater; einen dilettirenden Flattergeist zum liberalen Staatsbürger und praktischen Hauswirth zu bändigen, verlangt die Mutter; und der, welchen du liebst, mehr als dein Dasein liebst, er will, daß du mit ihm den Schaum des Lebensbechers schlürfst und nichts weiter erstrebst als ihn zu beglücken und durch ihn beglückt zu sein. Ist es ein Wunder, wenn hastig die Maienrosen von deinen Wangen flüchten und deine Blicke der Nebelflor der ersten Glückesstunde wiederum verschleiert? Jenes dunkle Ahnen, daß du den Mann, welchem du lebenslang als deinem Hort vertrautest, an eine haltlose Planke geklammert, in der Brandung verschwinden und den Stern der Liebe, so jach wie er aufgetaucht, an deinem Horizonte verschwinden sehen wirst?

„Nun, Feinliebchen," fragte Max, nachdem die mütterlichen Briefe gegeneinander ausgetauscht und still zu Ende gelesen worden waren, „wie gefällt dir die

Perspektive, in vier bis fünf Jahren, — denn früher würde es selbst dem unermüdlichsten Büffel, und wenn er als ein Engel vom Himmel heruntergefallen wäre, bei unserem löblichen Schematismus platterdings unmöglich sein, — item in vier bis fünf Jahren, als Hausfrau eines königlichen Gerichtsassessors, notabene vor der Hand noch eines Diätarius, in einem kassubischen Landstädtchen hinter dem Kochherd und dem Bükefaß zu stehen?"

„Ei nun, mir würde sie schon gefallen," antwortete Lydia mit einem Lächeln, das freundlich aber nicht mehr wie vor wenig Stunden fröhlich war; „wenn nur du, lieber Max, sie dir gefallen ließest."

„Ich würde sie mir allerdings nicht gefallen lassen, weder für dich, liebes Herz, noch für mich selbst. Ersiehst du aber aus dieser Zumuthung, wie unverständlich die Mutter und ich uns gegenseitig sind?"

„Aus dieser Zumuthung, Liebster, ersehe ich es nicht. Mir scheint, deine Mutter hat recht."

„Hinsichtlich der Erbschaft meinst du?"

„Auch hinsichtlich ihrer."

„Mehlborn'sche Verbissenheit, Kind! Alle Plebejer mißtrauen dem Adel. Tante Thusnelda setzte ihren Stolz darein, frei von Vorurtheil zu sein; Geld und Gut dagegen wußte sie zu schätzen. Abstrahirt von persönlichen Sympathien und Antipathien, würde schon der Reiz, sich das zersplitterte Werben'sche Besitzthum einstmals in einer Hand vereinigt und durch einen bedeutenden Landcomplex erweitert zu denken, sie bewogen haben,

das Stammgut auf mich zu übertragen. Meine kleine Sidi hat sich die Erbschaft freilich in den Kopf gesetzt und ich lasse sie gern in ihrem Wahn, da im Wesentlichen nichts an der Sache geändert wird. Bruder und Schwester wirthschaften aus einer Tasche. Du aber, Lydia, wirst mir beipflichten, daß die schönheitssüchtige Harfenkönigin nimmermehr ein verunstaltetes, zum Einzelnleben verurtheiltes Geschöpf wie meine arme Schwester zur Repräsentantin ihres Geschlechtes erwählen konnte."

„Ich habe kein Urtheil über die Sinnesart unserer Tante," versetzte Lydia, „und ich sehe mit Schmerz diesen Wirbeltanz um ein goldenes Kalb. Ach, glücklich die Armen, lieber Max, deren Andenken nicht über ihrer Hinterlassenschaft verloren geht! Ist es denn aber nicht unter allen Umständen ein Frevel, über sein eigenstes Schicksal einen bloßen Zufall entscheiden zu lassen?"

„Kleiner Luther'scher Starrkopf! Entscheidet über unser ganzes Leben denn nicht das, was du, höchst unfromm, Zufall nennst, und ich, der Unfromme, Himmelsgunst? Nur der Krämer baut nach Ameisenart; jeder sich fühlende Mensch rechnet auf seinen Stern."

„Nicht der Christ," entgegnete Lydia leise.

Ihr Verlobter maß sie mit einem unmuthigen Blick. Das „Heilige ihrer Schönheit", wie er es nannte, hatte ihn angezogen; diese „Betschwesterphrase" stieß ihn ab, weit mehr als die „Schulweisheit" der Mutter ihn abgestoßen hatte. Beide schwiegen.

Lydia fühlte, daß heute nichts mehr von ihm zu erreichen sein würde; sie setzte sich in einen Fenster-

bogen und blickte hinauf zu dem grauen Wolkenhimmel. Sie rang mit ihrem Nebel. Max wäre, seine Verstimmung abzuschütteln, gern in das Freie hinausgestürmt; aber das Gewitter hatte sich in einen Landregen verzogen, es mußte im Hause still gehalten werden.

Bruder Martin, unter dem Vorwand, Sidonien den Brief ihrer Mutter zu bringen, hatte Eile gehabt, sich der lustigen Jugend in der Pfarre zuzugesellen; der Propst, ruhebedürftig, sich zurückgezogen. Philipp studirte mit seinem Lehrer in dessen Zimmer; seine Mutter blickte kaum von ihrer feinen Handarbeit auf. Die Bescheidenheit der Unterhaltungsansprüche, welche diese friedliche Seele an sich selbst wie an Andere stellte, hatte Max schon wiederholt in Staunen versetzt, heute versetzte sie ihn nahezu in Zorn. Er hätte etwas Zerstreuendes lesen mögen: aber auf dem Schlosse gab es nur vertiefende Lektüre; eine bewegte Weise singen: aber an der Orgel, oder dem Klapperkasten? Er schritt mit unmuthiger Hast das Zimmer auf und ab; seine Blicke streiften die stillsinnende Geliebte. Die Vorstellung, daß sie ihre Jugend hingebracht habe und, ohne sein Dazwischentreten, auch ferner hingebracht haben würde, ohne die Einödigkeit ihres Daseins nur inne zu werden, rührte ihn halb und halb erbitterte sie ihn. So leben Nixen, nicht warmblütige Menschen! Ihn würde die Nothwendigkeit, mehr als einen Regenabend in dieser Wohnstubenatmosphäre zu verbringen, schlechthin toll gemacht haben.

Seine Tage waren bisher in so frohem Wechsel

verrauscht, und er hatte so wenig auf fremde Existenzen geachtet, daß solch verdrießliche Simmung ihm eine neue Erfahrung war. Dieselbe hätte, ließe sich meinen, just die geeignete sein müssen zu einem fesselnsprengenden Sang: einem Sturmlied, oder einer weltschmerzlichen Elegie. Da sie indessen den Rhythmus in seiner Brust, statt ihn zu lösen, dämmte, da in ihm und außer ihm alles, was Klang hieß, schwieg, mußte Bruder Martin wie ein rettender Genius begrüßt werden, als er, abgesendet von der gesammten jungen und alten Gesellschaft, erschien, das Brautpaar zur Verherrlichung eines musikalischen Abends in die Pfarre einzuladen. Lydia hätte wohl vorgezogen, in stillem Alleinsein sich durch den Nebel zu kämpfen; doch legte sie ohne Einwand ihren Arm in den des Geliebten, und sie gingen.

Wer Max von Hartenstein, dem umhuldigten Dichter und verhätschelten Liebling der distinguirtesten großstädtischen Kreise, noch vor zwei Wochen gesagt hätte, daß er als Matador im Werben'schen Pfarrhause glänzen, — oder am Ende nicht einmal glänzen werde! Er lachte spöttisch über sich selbst und hätte der Liebe zürnen mögen, welche den besten Mann in so läppische Netze verstrickt. Daß Einer von seiner Zunft, welchen das Vaterland zur Zeit noch seinen größten nannte, es einstmals nicht unter seiner Würde gehalten hatte, das holdeste deutsche Idyll in einem ländlichen Pfarrhause nicht etwa zu dichten sondern zu durchleben, fiel ihm zur Versöhnung mit sich selbst wohl ein, war aber doch nur ein halber Trost; denn der alte Dichter hegte

blos ein Liebchen, dem er am ersten langweiligen Tage entfliehen durfte, und den jungen Dichter fesselte eine verlobte Braut. Gottlob, daß dieser bräutliche Zwitterzustand zu Ende lief und daß er bald ein geliebtes Weib, eine Galathea, die unter seinen Küssen zum Leben erwachen würde, in seine wahre Heimath führen durfte!

Sidonie hatte eben eine Mazurka von Chopin, ihrem „melancholischen Liebling", ausrasen lassen, als der, welcher bisher ihr lächelnder Liebling gewesen war, eintrat, auffällig in der Stimmung eines Furioso und an seiner Seite die Braut, auf deren Wangen die Blüthe der Freude erloschen war. Das kluge Fräulein erkannte allsobald die Wirkung der mütterlichen Briefe und suchte dieselbe in einem Zwiegespräch mit ihrem Bruder hinwegzuscherzen. Aber die Wirkung beharrte; nicht sowohl, weil sie ihn persönlich so stark ergriffen hatte, sondern weil er das Herz so stark ergriffen sah, das seine Impulse nur von ihm empfangen sollte.

„Ach, geh doch, Brüderchen!" sagte die kleine Sidi lachend. „Ein Poet und eifersüchtig auf die Kritik der reinen Vernunft!"

Das Pfarrröschen hatte während dessen am Klavier Platz genommen, um, ohne Scheu vor dem demüthigenden Abstand, ein munteres Liedchen anzustimmen, auch mit ihrer Lerchenkehle und ihrem Schweizerbuben bei gegenwärtigem Publikum einen Anklang gefunden, der sich mit dem des nationalen Pathos der

Virtuosin reichlich messen durfte. Nun aber, da die Sennerin ihr Liebeslocken ausgezwitschert hatte, war an Bruder Apoll die Reihe, sein Liebesgrollen in entsprechenden Tönen auszuströmen.

Sidonie hatte dafür gesorgt, daß ein Theil ihres Notenvorraths „die selige Harfe" nach der Heimath begleitete; sie reichte ihrem Bruder ein Heft Schubertscher Lieder, in deren Vortrag er, wie sein Ruf ging, excelliren sollte. Da sie selbst diesen Ruf noch nicht erprobt hatte, war sie in der gespanntesten Erwartung.

„Dies!" sagte Max. Sie schlug die einleitenden Accorde an, und:

„Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst" schallte es zornsprühend durch das friedliche Blümel'sche Familienzimmer.

Max hätte schwerlich eine Wahl treffen können, welche seiner sonoren Stimme, seinem dramatischen Vortrag und seinem heutigen Mißmuth sich trefflicher anpaßte als diese musikalische Deklamation; aber auch keine, deren Text die alten, wie jungen Herzen seiner Hörer tiefer erschüttert hätte. Nicht Einer von ihnen, außer Sidonien, auch Konstantin Blümel nicht, des heidnischen Mythos Freund, auch nicht Peter Kurze, der akademische Fuchs, oder Decimus Frey, der Primaner, die doch sämmtlich mit dem gottzürnenden Titanen einen mehr oder minder behagenden Umgang in seiner Ursprache geführt hatten, nein, nicht einer von ihnen kannte die majestätische Version ihres vaterländischen Dichters und sie wirkte vielleicht eben darum

so mächtig, weil die begleitende Musik dem unerreichbaren rhythmischen Zauber der Sprache nur gleichsam als Folie beigefügt worden ist. In dramatischer Steigerung hob sich Satz um Satz, und als das höhnende: „Und dein nicht achtet wie ich," verhallte, da herrschte minutenlang athemlose Stille. In Sidoniens Augen funkelten Thränen und dem Greise wie dem Jüngling rieselten Schauer vom Kopf zur Zeh. Rose, Martin und seine jüngsten Schwestern empfanden, was sie nur halb verstanden und Peter Kurze verstand, was er nur mäßig empfand. Dort aber im Fenster saß Lydia, bleich wie eine Entseelte, die glanzlosen Augen weit geöffnet, ihre Arme hingen schlaff am Körper herab und zwei kalte Tropfen glitten über ihre Wangen. „Und dein nicht achtet wie ich!" hauchten die bebenden Lippen.

„Hast du die Verse selber gemacht, Max?" fragte endlich der Lieutenant. Und mit der Frage kam wieder Leben in die Gesellschaft.

Max gab keine Antwort; er selbst war durch den Vortrag bis zum Verstummen ergriffen; Schwester Sidi aber, schon wieder in belustigter Laune, entgegnete:

„Nimm dafür an, daß er sie selber gemacht, Freund Martin, laß es dir aber nicht einfallen auch dergleichen machen zu wollen."

Und Freund Martin nahm dafür an, daß das Genie der Familie die Verse gemacht, und es fiel ihm nicht ein, auch dergleichen machen zu wollen. Röschen flocht mit fliegenden Fingern einen Narcissenstrauß,

den sie am Morgen gepflückt hatte, zu einem Kranze, um ihn, statt des mangelnden Lorbeers, dem Sänger auf die Locken zu setzen; Peter Kurze aber raunte in Decems Ohr:

„Läuft's mit der Erbschaft schief, soll er auf's Theater gehen und sein Glück ist gemacht!"

Max hatte sich zu Lydia gewendet, deren Erschütterung ihn entzückte, er erwartete ein entsprechendes Beifallszeichen; aber sie sah ihn nur flehend an und sagte leise: „Singe das Lied nicht wieder, Max!"

„Da es dir nicht gefallen hat, in deiner Gegenwart gewiß nicht, Liebe," versetzte er gereizt.

„Gefallen? ach, Max!" entgegnete sie mit sanftem Vorwurf. „Es klang wie aus deiner Seele heraus."

„Es klang auch aus meiner Seele heraus," sagte er und wendete sich ab.

Am anderen Morgen hatten die Wolken am Himmel sich verzogen und die in den Gemüthern auch. Der gekränkte Prometheus war wieder ein zärtlicher Liebhaber und die verstörte Gläubige eine vertrauende Braut. Dauernd jedoch ließ sich ein reiner Ton zwischen den Verlobten nicht behaupten. Das blinde Glück ihrer Liebe war dahin.

Weit weniger für den Mann mit dem noch unverflogenen Rausch, als für die Jungfrau, die aus ihrem Kindestraum gerissen worden war. In seiner Gegenwart umspann sie der Zauber der ersten Liebesstunde; war sie aber allein, dann prüfte sie den Zauber auf seinen Gehalt und er zerfloß nur allzuhäufig in

einen Schauder der Scham, oder des Zweifels. Der Wohllaut seiner Rede bestrickte sie wie zuvor, suchte sie aber nach ihrem Sinn, dann fand sie selten einen Zusammenklang mit ihrem Gemüth und nicht einmal eine Umschreibung in ihren Gedanken.

Sie sah ein, daß sie erst lernen müsse, ihn zu verstehen. Sie las seine Dichtungen von Neuem und es ging ihr mit ihrem Wohllaut auch heute noch wie mit dem der Rede; sie nahm auch dieses und jenes von den Büchern in die Hand, welche er sich zur Kurzweil für die Stunden, die er nicht mit der Geliebten verbringen durfte, hatte schicken lassen. Das Neueste der Zeit, deutsche Lyrik und französische Romane.

Lydia hatte als Mitschülerin ihres Bruders, wie später zur Unterhaltung ihres kranken Vaters, so genau wie nur wenige junge Mädchen, mit Konstantin Blümels alten Heiden- und Christenfreunden Bekanntschaft gemacht; ein Roman war ihr aber noch niemals vor Augen gekommen. Für Max anfänglich ein Reiz der Besonderheit mehr. Er verglich ihren Bildungsgang dem eines Klosterfräuleins im Mittelalter und nannte sie seine Roswitha. Was Wunder nun, daß der Blick, den er ihr in eine neue Dichterwelt erschloß, sie berauschte, daß ihre Pulse flogen und das Leben, welches sie bis heute geführt hatte, ihr eng und schal erschien — so lange sie las, oder ihn lesen hörte. Wenn sie aber, nachdem die erste Wallung gedämpft war, sich fragte, ob sie eine Freiheit, wie diese Helden und Heldinnen der Passion sie forderten, wie auch Max sie

forderte für die Geliebte und für sich selbst, ob sie eine solche Freiheit fordern und dulden nicht nur wolle und dürfe, sondern einfach könne? dann rief aus ihrem heimlichsten Innern eine Stimme: „Nimmer!" Lydias Welt war vielleicht beschränkt, aber ihre Schranken waren tief begründet und ragten hoch. Wären ihr dieselben nicht durch Erziehung und Schicksal gesetzt worden, sie würde sich dieselben freiwillig gesetzt und niemals überschritten haben. Sie trachtete danach, sich unter die Oberhoheit eines Gatten zu stellen, wie sie bisher ohne Wanken unter der ihres Vaters gestanden hatte. Und an diesem Trachten scheiterte sie; denn das Heldenthum und das Martyrium, deren sie so gut wie alle diese gedichteten weiblichen Opfer unserer gesellschaftlichen Einrichtungen fähig gewesen wäre, waren solche, die hinwiederum der Dichter, den sie liebte, nicht verstand. Wie hätte sie diesem Manne nun vollends der Leitstern werden sollen, der ihm, zwischen Klippen und Strudeln hindurch, die Bahn zum Hafen wies?

Da ihr Vater neuerdings, ebenso lebhaft wie die Professorin, nach einem definitiven Plane für des Sohnes Zukunft drängte, kam sie wiederholt auf diesen Gegenstand zurück, war aber leider zu wenig in Frau Hannah Blümels Lebensschule gewitzigt, um für ihre gute Sache den gelegenen Moment abzuwarten; und so geschah es denn mehr als einmal, daß sie Maxens Widerwillen und Widerspruch sich bis zum Widersinn steigern hörte.

Der Schematismus und die kleinliche Praxis jeglicher Beamtencarrière dünkten ihm unerträglich, — der einzige Ausläufer derselben, der ihn gelockt haben würde, der in die Diplomatie, erheischte die äußeren Mittel, deren Mangel ja eben von seinen Drängern vorausgesetzt wurde. Der Entscheid mußte daher zunächst eine offene Frage bleiben. Im übrigen waren die Prämissen der Mutter wohl die richtigen, aber die Folgerungen, die sie zog, waren verkehrt. Just weil wir mit Riesenschritten einem politischen Umschwung entgegengingen, galt es, sich ungebunden für denselben zu erhalten. Ein Parlament fordert unabhängige Männer. Was aber die akademische Laufbahn betraf, lagen denn nicht auch auf ihr Handfesseln hier, Fußangeln dort? Wer hatte die Freiheit zu lehren, was er dachte, auszusprechen, was in ihm glühte, was die Begeisterung der Jugend entzündete? Leeres Stroh dreschen, abgestandene Formeln wiederkäuen, die bloße Vorstellung erregte Ekel. Endlich aber, welche Zeit erforderte die zu verfolgende Bahn, wenn der süßeste Besitz erst von dem erreichten Ziele abhängig gemacht werden sollte!

„Lieben wir uns denn nicht!“ wendete Lydia ein. „Können wir denn nicht warten?“

„Warten!“ rief er in heller Entrüstung. „Warten wie der Herr Kandidat und seine ewige Braut! Warten heißt, die gute Stunde verpassen und kein Unglück wurmt wie ein verpaßtes Glück. Heute liebst du mich, so wie ich eben bin, aber ich kann mich ändern, du

kannst dich ändern; weißt du denn, ob du mich in so und so viel Jahren, ja nur in einem Jahre auch noch liebst?"

„Max!" unterbrach ihn Lydia entsetzt, „o Max, mit solchem Zweifel im Herzen denkst du eine Ehe einzugehen."

„Eben darum muß ich sie eingehen, Kind," versetzte Max. „Die Ehe, so sagt man wenigstens, hat eine ausgleichende Macht. Unter allen Umständen hat sie die der Gewöhnung, der gemeinsten, aber gewaltigsten von allen Erdenmächten. Die Franzosen heirathen selten aus Liebe und befinden sich, lediglich durch Accommodation nicht übler als wir deutsche Idealisten mit unserer Sentimentalität. Freie Liebe, ein Verhältniß ohne gesetzlichen Zwang, wäre unbedingt reiner, schöner, edler, sogar bindender als mit demselben. Jede Schranke reizt zur Uebertretung. Ein Verlöbniß aber, das heißt halbe Freiheit und halber Besitz, ist auf die Dauer ein Unding, ein Zwitterzustand, in dem sich die Liebe verzehrt; und da nun einmal, bis auf Weiteres, die Liebe nur unter der Form der Ehe von der noch herrschenden socialen Bornirtheit anerkannt wird, müssen wir Mann und Frau werden, Lydia, nicht mit dem abgematteten Puls der Geduld, sondern morgen, heute, diese Stunde noch, im ersten Sonnenstrahl, der die Herzen erschlossen hat."

Lydia fühlte sich empört. Hätte ihren Vorstellungen, ihren Erfahrungen, ihrem Ideale von der Heiligkeit der Treue schnöder Hohn gesprochen werden können als

durch dieses Freiheitscredo? Sie hätte vor dem Geliebten fliehen mögen bis an das Ende der Welt. Aber er zog sie an sein Herz, er küßte die eisigen Tropfen aus ihren Wimpern auf, hauchte die glühendsten Liebesworte in ihr Ohr, und als sie sich endlich seinen Armen entwand, da sagte sie lächelnd zu sich selbst: „Gefällt er sich denn nicht in Paradoxen? Ist er nicht ein Poet? Hat er mir nicht vor kaum einer Stunde die geheimnißvolle Operation klar zu machen gesucht, unter deren Bezauberung der Dichter, der Künstler seelische Vorgänge und Temperamentseigenheiten darstellt, die seinem persönlichen Verlangen und Erfahren die allerfremdesten sind? Hat er nicht gesagt, man braucht kein Othello zu sein, um einen Othello zu spielen, kein Don Juan um einen Don Juan zu schaffen. Im Gegentheil: Passionen verwischen die reine Vorstellung der Passion; Stimmungen, denen wir unterworfen sind, trüben die, welche wir unserem Bilde einhauchen möchten. Du mußt ihn nur besser verstehen, dich ihm accommodiren lernen, wie er es nennt. Und endlich, Lydia, Hand auf das Herz! Du selbst, deren Grundgesetz die Treue und nicht die Freiheit ist, was ersehnst du denn heimlich und heiß, als *sein* zu werden, morgen, heute, diese Stunde noch und dann — für ewig? Ist deine Liebe anderer Natur als die seine, als — alle Liebe?"

Tage, Wochen gingen hin; je näher der entscheidende Termin rückte, um so ruheloser wurde der Propst, um so auffälliger seine Zerrüttung. Er glaubte sein

Ende nahe und hätte sein Haus bis in das Kleinste ordnen mögen. Aber was wäre in dieser Ungewißheit zu ordnen gewesen? Lydia mußte viel in seiner Nähe sein; er ließ sie und Martin mündig sprechen, verpflichtete die erstere, auf die er bauen durfte, im umfassendsten Sinne als Obervormünderin ihrer jüngeren Geschwister! Zum nominellen Vormund bestellte er seinen Freund und Schicksalsgenossen Hildebrand. Auch dieser hatte die Freiheit des Lehrens wieder gewonnen, aber leider wenig Schüler, die von derselben Segen zogen; auch seine Manneskräfte waren in das Leere verpufft worden.

Unter der Zucht dieses Getreuen sollte denn auch Philipp, jetzt dreizehnjährig, weitergebildet und gefestigt werden, sobald nur immer der Mutter die Trennung von ihrem Hätschelkinde zugemuthet werden durfte. Der Knabe hatte leichtes Hartenstein'sches Blut, allein der Vater hegte das stärkste Vertrauen in seine Befähigung. Bis zu seiner letzten Stunde träumte er von einer Säule des Protestantismus aus seinem Stamm, da er selbst als solche durch die Ungunst der Zeit gebrochen und verwittert war.

Seinen Neffen sah er wenig. Dessen lebhaftes, zuversichtliches Gebahren war ihm unbehaglich, das zärtliche Bezeigen gegen seine Braut machte den Vater nahezu eifersüchtig und — Max liebte Kranke so wenig als er Todte liebte. Er kam daher häufig mit seiner Schwester und auch ohne dieselbe in die Pfarre, die er die friedliche Pastorei von Wakefield nannte.

„Ich schnappe nach einem frischen Athemzug wie ein

Fisch nach Wasser," sagte er. „Meine arme Lydia setzt kaum noch den Fuß aus dieser bedrückenden Siechenstube. Das muß ein Ende nehmen; der Vater ist dem Tode durchaus nicht so nahe, als er wähnt. Ich habe ein Paar Semester eifrig medicinische Vorträge gehört. Was kann man auf der Universität nicht alles nebenbei betreiben! Ihnen, Freund Decimus, werden Exegese und Kirchengeschichte hinlänglich Zeit lassen, sich am Sternenhimmel umzuthun. Ihr alter Chaldäer lebt ja wohl auch noch, nicht wahr? Nun, den Mann gönne ich Ihnen. Ein Stückchen Faust steckt in jedem richtigen deutschen Studenten. So zog mich auch die Pathologie an und die des Herzens insbesondere, weil es das bis jetzt unerforschteste Fleckchen an unserem Leichnam ist und — das reinlichste. Ja, wäre die Sache ohne Patientenpraxis zu betreiben gewesen, wer weiß ob sich nicht statt eines zur Zeit höchst überflüssigen Doctor juris ein allezeit unentbehrlicher Doctor medicinae aus dem Ei der Wissenschaft geschält hätte. Das klingt wohl paradox, ist es aber keineswegs."

„Keineswegs," bestätigte Mutter Blümel lachend. „Meine Rose blättert auch gern im Kochbuch nach süßen Speisen; sich aber am Kochherd die Fingerchen schwarz zu machen, ist ihr äußerst fatal."

Max lachte gleichfalls. „Nun, was ich sagen wollte," fuhr er darauf fort. „Der Vater leidet bekanntlich seit seiner Jugend am Herzen. Ein plötzliches Ende ist möglich, ein langsames, qualvolles Hinsiechen aber wahrscheinlicher. Dem muß Lydia entzogen werden um jeden

Preis. Ich bin der Hüter ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, ihres Glücks. Noch in diesem Sommer wird sie mein, und ich entführe sie so weit, daß kein Krankengestöhn ihr Ohr erreichen kann."

Er kam wiederholt auf diesen Plan zurück; ein Winteraufenthalt in Rom dünkte ihm die leichtest ausführbare Sache von der Welt.

„Wer einmal in Rom gewesen ist, kann nirgendanderswo ganz unglücklich werden, sagt Schwester Sidi unserem Goethe nach. Ich aber sage: wer einmal in Rom gewesen ist, kann nirgend anderswo wieder ganz glücklich werden. Der Blick, den ich darauf geworfen, war leider nur ein Augenblick. Nun zieht es mich wie mit Ketten dahin zurück. Den Honigmond auf Capri, den Winter in Rom! Mit diesem Gedanken wache ich Morgens auf und lege mich Abends nieder!"

Es war am Tage vor der Testamentseröffnung, daß Max diese Worte sprach.

So war denn der letzte Johannistag gekommen, welchen Decimus als Kind des Hauses in der Heimath feiern sollte. Die Schule wurde am Morgen für die sommerliche Ferienzeit geschlossen; wenn er gegen Mittag aus der Stadt zurückkehrte, stand der Geburtstagstisch gedeckt; darauf Mutter Hannahs Rosinenkuchen mit achtzehn brennenden Wachsstöckchen rings herum und dem dicken Lebenslicht in der Mitte. Daneben die Briefe und kleinen Angebinde, die in den letzten Tagen von den sechs fernen Schwestern eingetroffen und sorg-

fältig verborgen worden waren. Und welch ein Prachtstück von Johanniskranz wird das liebe Röschen gewunden haben! Und was mag es nur sein, was sie seit Wochen hinter seinem Rücken gekniffelt und hastig mit einem Tuche bedeckt hat, sobald er das Zimmer betrat? Goldene Sternchen auf blauem Grund, soviel hat er herausgeblinzelt. Am Ende eine Tasche, um seine Kassenscheine darin auf der Brust zu bergen, da er durch das Werben'sche Stipendium ja in Bälde ein Rentier werden wird. Oder gar eine Mappe, in welcher die theueren Heimathsbriefe für ewige Zeiten verwahrt werden sollen. Abend für Abend will ja das liebe Röschen schreiben, was am Tage vorgefallen, oder ihr eingefallen ist, und jeden Sonnabend soll der Wochenbrief abgehen, um ihrem alten Decem den Sonntag erst recht zu einem Festtage zu machen.

Nach der Bescheerung gab es dann ein Leibgericht. Ganz gewiß die ersten grünen Erbsen des Jahres und dazu Schwemmklöße und Schinken; vor dem Abendsegen aber noch irgend etwas Lustiges, vom lieben Strudelköpfchen ausspintisirt. Heute würde die junge Schloßgesellschaft gekommen und gesungen und gesprungen worden sein, — wenn das Testament nicht gewesen wäre. Röschen hatte schon gestern ärgerlich gesagt: „Die alte Harfenkönigin hätte auch was Klügeres thun können, als sich gerade einen Monat vor deinem Geburtstage einmauern zu lassen. Ich sehe es kommen, Decem, mein hübsches Plänchen fällt mir in den Born."

Als Decimus im Trabe aus der Stadt zurückkehrte,

begegnete ihm, nahe dem Schlosse, der Vater, der sich zur Testamentseröffnung begab. Er war im Ornat und tief bewegt. Sollte doch über das Wohl und Wehe einer Familie, an der er den innigsten Theil nahm, in dieser Stunde entschieden werden.

„Du mußt dich mit der Bescheerung gedulden, bis ich heimkomme, mein Sohn," sagte er und ging in den Hof. Der Justitiarius überholte ihn:

„Rüsten Sie sich mit starken Nerven, Freund," rief er ihn an; „ich wittere eine Tragikomödie wie sie im Buche steht."

In der Nähe der Pfarre kamen die drei jüngsten Schloßkinder mit Röschen Decimus entgegen.

„Wir haben uns Ihre Schwester geholt, weil uns allein angst und bange wurde," sagte Priscilla. „Kommen Sie auch mit auf die Terrasse, guter Decimus. Die Eröffnung muß gleich vor sich gehen."

Naturgemäß hätte Decimus Hunger spüren müssen, und er hatte ihn auf dem Wege auch weidlich gespürt. Aber die Spannung vertrieb ihn plötzlich; er ging mit auf die Terrasse.

„Ach, was für ein schrecklicher Tag, lieber Decimus," klagte das freundliche Backfischchen Phöbe, das sich an seinen Arm gehängt hatte. „Mama zerfließt in Thränen, Papa sieht aus wie der liebe Heiland am Kreuze und sogar Lydia, die doch sonst immer so ruhig ist, zittert. Bei Tische haben nur der Herr Magister und Philipp ordentlich gegessen; ich blos ein kleines Bischen Mehlspeise. Max hielt es schon am Morgen nicht mehr

aus; er hat sich mit der Cousine vom Pächter in die Stadt fahren lassen. Sie sind aber schon wieder da. Sie haben die Verlobungsringe abgeholt, die gleich die Trauringe werden sollen, und jedem von uns etwas Nettes mitgebracht; mir ein Korallenkreuzchen. Ich darf es freilich, so lange wir Trauer tragen, nicht umhängen. Ach, es ist so hübsch in Werben, seitdem die Verwandten da sind. Glauben Sie, daß wir fortmüssen, lieber Decimus?"

„Nein, das glaube ich nicht, Fräulein Phöbe," antwortete Decimus mit Ueberzeugung. „Ihre selige Tante wußte, wie werth Ihrer Frau Mutter dieser Aufenthalt war, und Ihre Tante hatte ein sehr gütiges Herz."

„Ein gütiges Herz? Ach, wie mich das freut!" rief die Kleine. „Höre nur, Priscilla, Decimus behauptet, Tante Thusnelda habe ein gütiges Herz gehabt und der Herr Magister hat doch gesagt, sie wäre eine Heidin gewesen."

„Gütig können auch Heiden sein, Fräulein Phöbe," belehrte Decimus mit Würde. Das erste Merkzeichen seines geistlichen Berufs.

„Mir ist es ganz egal, ob wir hier bleiben, oder wo wir hinziehen," fiel Bruder Philipp ein. „Wenn ich nur kein Pastor werden muß. Ich will Soldat wie mein Martin werden."

„Das darfst du ja nicht werden, Philipp."

„Ich will aber, und damit Punktum!" rief Philipp, mit den Füßen stampfend.

Sie hatten die Terrasse erreicht und drängten sich in eine Gruppe unter dem Ahnensaale zusammen. Eine Weile blieb noch alles still. Dann ertönte die Orgel. Ohne einen gewissen feierlichen Apparat durfte im pröpstlichen Hause kein irgend wichtiger Act vor sich gehen.

„Lydia spielt: Befiehl du deine Wege!" flüsterte Priscilla.

Die Fräulein falteten die Hände und auch Decimus betete das gute Lied im Herzen nach, bis die Orgel schwieg. Alle blickten gespannt in die Höhe. Max öffnete einen Fensterflügel, verschwand jedoch allsobald von demselben. Bei aller Zuversicht mochte ihm schwül geworden sein, während der Justitiar die Siegel des verhängnißvollen Schriftstückes löste. Auch Decimus wurde schwül zu Muthe. Seltsamerweise richteten seine Wünsche sich indessen lediglich auf Lydia, da doch sonst nichts reich und groß genug war, was er dem herrlichen Max nicht gegönnt hätte. Röschen dahingegen flüsterte ihm in das Ohr:

„Was wetten wir, Decem, die alte Dame hat Max zu ihrem Erben eingesetzt und ich an ihrer Stelle hätte es auch gethan."

Von oben herab drang unverständliches Gemurmel; der Rath las vor. Es mußte ein großes Vermögen und eine lange Reihe von Verfügungen sein, denn der Vortrag nahm gar kein Ende. „Wie es scheint," dachte Decimus, „bekommen Viele ein Theil; und das ist auch besser als Einer alles."

Da — jählings Unruhe oben, Hin- und Wieder-

laufen, Stühlerücken, ein schriller Schrei. „Es war Mama!“ rief Philipp.

Die Kinder stürzten in das Haus; Rose und Decimus ihnen nach. Auf der Treppe kam ihnen der Vater entgegen, todtenbleich, in tiefster Bestürzung.

„Hole schleunig die Mutter, Rose,“ stammelte er. „Sie soll ihre Lanzette mitbringen; es muß eine Ader geschlagen werden. Du, Decimus, folge mir in den Saal!“

Als Decimus den Saal betrat, lag der Propst, anscheinend ohnmächtig, auf seinem Stuhle zurückgesunken in Lydias Armen; die Gattin, auf den Knien, umklammerte in Todesangst seinen Leib; sämmtliche Zeugen umstanden mit verstörten Blicken die Gruppe; der Justitiarius brachte vor tauben Ohren hastig den Vortrag, der Schreiber das Protokoll zum Abschluß.

„Eilen Sie mit des Pächters Pferden zur Stadt nach einem Arzt; säumen Sie keine Minute!“ sagte Pastor Blümel zu Max, der sich allsobald entfernte.

Martin und Decimus trugen den ungelenken Körper in das Krankenzimmer, lösten seine Kleider und legten ihn auf das Ruhebett; unterdessen kam Mutter Blümel, die als rechte Pfarrersfrau in dringenden Fällen der Chirurgus der Gemeinde war. Röschen, mit ihr zurückgekehrt, blieb auf ihren Wink im Vorzimmer zurück. In der nächsten Minute trat Sidonie aus dem Krankenzimmer, schattenblaß und zitternd.

„Nur einen Augenblick!“ stammelte sie. „Ich kann

kein Blut sehen. Bitte, hole mir ein Glas Wasser. Der Onkel hat eine Ohnmacht!"

„Aber wer hat denn das Gut?" fragte Röschen, als sie mit dem Wasser zurückkehrte.

„Vor der Hand ich," antwortete Sidonie, sichtlich enttäuscht. „Nach meinem Tode — Gott weiß wer. Hoffentlich werde ich so lange leben bis Max auf festen Füßen steht."

Damit ging sie wieder in das Krankenzimmer und Röschen blieb allein.

Kluge Jüngferchen sind nicht minder wie Nachtigallen und Spatzen neugieriger Natur, und das kluge Pfarrjüngferchen war keine Ausnahme von der Regel, was bei gegenwärtigem Anlaß auch ein Rigorist ihm nicht als Sünde anrechnen wird. Röschen horchte am Schlüsselloch nach einem Lebenszeichen des Ohnmächtigen, — Todtenstille; Röschen zerbrach sich den Kopf über das Räthsel, das nichts als Verdrießlichkeit angerichtet zu haben schien, — keine Lösung. Röschen wurde selbst ganz verdrießlich.

Zu ihrem Glück kam aus dem Ahnensaal der Justitiar, der allein mit dem Protokollführer das Geschäft hatte zu Ende führen müssen. Der alte Rath war, nächst ihrem jungen Decem des Pfarrröschens Special; er nannte sie Töchterchen Augentrost und kehrte niemals im Hause ein, ohne eine Tüte gebrannter Mandeln mitzubringen, die Töchterchen Augentrost für's Leben gern knabberte. Was konnte natürlicher sein, als daß

Röschen sich dem alten Herrn an den Arm hängte, ihn eine Strecke des Heimwegs begleitete und ihren Wissensdurst aus erster Quelle zu stillen suchte.

Der alte Herr seinerseits plauderte gern und ein hübsches Kind am Arm doppelt gern. Ein Amtsgeheimniß war die Sache nicht mehr, ein interessanter Fall aber war sie und würde sie noch lange Zeit für die Abendunterhaltung in der Resource bleiben. So erfuhr denn Röschen auf blumigen Wiesenwegen unter einem lachenden Johannishimmel und aus einem lachenden Munde brühwarm und haarklein, denn Lücken duldete Röschens Gründlichkeit nicht, die „Tragikomödie", die sich im Ahnensaale abgespielt hatte und ihr Decem, der während dessen den Schlußact mit erlebte, erfuhr erst am anderen Tage aus Röschens Munde, daß sich, — für Röschen doch die Hauptsache! — wieder einmal ein Täufersegen über sein Haupt ergossen hatte.

Sobald Lydia den Choral beendet hatte, setzte sie sich zur Linken ihres Vaters, dessen kalte Hand in die ihre nehmend. Er war gespensterhaft bleich. Zu seiner Rechten saß die Mutter, neben ihr Martin, die Weinende mit seinen Armen umfassend. Dann folgte Sidonie. Max stand hinter dem Stuhle seiner Braut. Pastor Blümel verhielt sich in der Nähe des Tisches, vor welchem der Justitiar und der Protokollführer Platz genommen hatten. „Zwischen dem Altar, der Orgel, den alten Ahnenbildern, und dem alten Pastor im Ornat, gegenüber der kohlschwarzen, feierlichen Gesellschaft, machte der alte Judex unzweifelhaft einen Effect,

wie er ihn in seinem Leben noch nicht vorgebracht," meinte vergnüglich der Rath.

Von dem Schriftstück, das nunmehr zum Vortrag kam, versicherte er, daß es, wie von A bis Z durch die Testatorin eigenhändig niedergeschrieben, so seinem gesammten Ductus nach, zuverlässig ohne fremden Beirath von ihr ausgeklügelt worden sei.

„Als ob man die alte Harfenkönigin reden hörte! Paragraphen für Paragraphen waren, wie bei einem Gesetzerlaß, die Motive beigefügt. Meist freilich in verzwickt ironischer Fassung. Einfälle wie ein altes Haus; aber von unanfechtbarer Sach- und Fachkenntniß. Summa Summarum ein mustergültiges Dokument! Wenn es viele solche schneidige Köpfe wie den dieses alten Fräuleins unter seinem Blumenhute gäbe, könnten wir Advokaten nur gleich die Bude zumachen."

Der Vermögensstand, bis in das Detail aufgezählt und nach den im letzten Lebensstadium geführten Büchern codicillarisch vervollständigt, erwies sich noch umfänglicher als man erwartet hatte. Eine erhebliche Baarsumme, wie auch das Dresdener Haus, fielen musikalischen Bildungszwecken zu. An einem Erard'schen Flügel, der in jenem Hause zurückgeblieben war, sollte Pastor Blümel in alten Tagen sich von Töchtern oder Enkelinnen sein Abendlied vorsingen lassen; sämmtliche römische Instrumente und Noten, mit Ausnahme der seligen Harfe erhielt Sidonie. Die Dienerschaft, etliche verarmte Künstler und andere bisher Unterstützte

waren mit Legaten und Renten bedacht; ein eisernes Kapital für die Wittwen und hinterlassenen ledigen Töchter der Werben'schen Pfarrer und Schullehrer, ein anderes zu baulichen und wohlthätigen Gemeindezwecken niedergelegt. Die Verfügung über beide Stiftungen wurde nach freiem Ermessen dem Ortspfarrer überlassen, insofern und so lange als der gegenwärtige Herr Konstantin Blümel, oder als dessen Nachfolger, sein Pflegesohn Decimus Frey, in diesem Amte standen. Bei anderweitiger Besetzung fiel die Verwaltung der Gutsherrschaft unter gerichtlicher Kontrole anheim.

Mit diesem Ehrenamte war Decimus Frey aber längst noch nicht abgefunden; denn nachdem der dreijährige Genuß des auf Werben ruhenden theologischen Stipendiums dem ersten studirenden Hirtensohne der Gemeinde noch einmal ausdrücklich stipulirt worden war, folgte nachstehender Passus:

„Da es mir einleuchtend ist, daß besagter Decimus Frey sich leichter am sichtbaren Himmelszelt als im unsichtbaren Himmelreich umthun lernen wird, vermache ich ihm die Summe von zweitausend Thalern. Und zwar soll ihm selbige ausgezahlt werden: vor dem Universitätsbesuch, falls er sich von Haus aus für das Studium der Astronomie entschließt, demnach des Stipendiums verlustig geht; oder nach Genuß des Stipendiums, um bei gereifter Erfahrung die Freiheit zu haben, sich in angemessener Sphäre, wenn auch nur als Nebenzweck, weiter zu bilden. Wie ich es denn in keiner Weise verwerflich finden würde, wenn man in jedem

Pfarrhause ein Observatorium errichtete, zum Merkmal, daß die Welt sich dreht."

„Der Decem ist aber doch ein Glücksvogel!" rief Röschen den alten Freund unterbrechend aus. „Und er kennt nicht einmal eine Note, singt und spielt blos aus dem Kopf! An mich hätte die alte Harfenkönigin doch auch ein bischen denken können. Ich mache meine Sache doch ganz anders wie der Decem."

„Ei nun, Kindchen, sie hat ja eventuell auch an Sie gedacht," tröstete der Rath.

„An mich? Ich werde doch wahrhaftig keine alte Jungfer werden! Und vor der Pfarrerwittwe in Werben wird der liebe Herrgott mich doch hoffentlich auch bewahren!"

„Aber bedenken Sie doch, das schöne Instrument!"

„Das ist auch wahr! Und am Ende, was dem Decem gehört, ist ja auch so gut wie mein."

„Nun sehen Sie wohl! Da können Sie sich auch noch eine faustdicke, goldene Repetiruhr an den Gürtel hängen, die gleicher Weise Ihrem Decem testirt worden ist. Ein Erbstück von Vaterseite, das in der Hand des Hutmannssohnes wiederum ein Erbstück werden und an den Wandel der Geschlechter mahnen soll."

„Schönen Dank, gnädige Dame!" rief Röschen mit einem Knix und einer Kußhand, die sie gen Himmel warf. „Aber was hat denn nun eigentlich der schöne Herr Max?"

„Der schöne Herr Max, ei nun, der hat das Nachsehen, Kindchen — —"

„Schändlich, empörend! — —“

„Nach meiner unmaßgeblichen Meinung keineswegs! Im übrigen theilt er diesen Blick in das Leere mit diversen anderen ebenso würdigen Expectanten. Nicht ein einziger Familienname ist in dem Schriftstück als Erbe aufgeführt. Keinem zu Liebe und manchem zu Leide ist eine Ausnahme gemacht worden.“

„Aber um's Himmelswillen, wer kriegt denn da das Gut?“

„Nur gelassen, Herzchen. Das dicke Ende kommt allemal nach. Die trauernde Sippschaft im Ahnensaal ist auf eine weit längere Geduldsprobe gestellt worden wie Sie, und die Sentenzpillen, die sie derweile hinunterwürgen mußte, werden ihr schwer genug im Magen gelegen haben. Nachdem also über jeden Batzen und Fetzen verfügt worden war, hieß es zu guterletzt ungefähr so:

„Die Unsterblichkeit meines übernatürlichen Menschen würde mir wünschenswerth sein, ist aber bezweifelbar. Unbezweifelbar dahingegen ist die natürliche Thorheit, oder thörichte Natürlichkeit jedwedes Menschen, auf dieser wandelbaren Erdenstätte längstmöglich eine unwandelbare Spur zu hinterlassen. Auch ich bekenne mich dieser Thorheit schuldig. Da ich jedoch mit leiblicher Nachkommenschaft Gott sei Dank nicht gesegnet bin, und da die Kunst, die zu hegen mir gegeben war, leider eine ist, die verfliegt wie die Blume des Weines, bleibt mir gleich dem ersten besten alten Bauer nur ein Stück unbeweglicher Scholle, um ihr ein Merkzeichen

einzuprägen von dem alten Geschlecht, das auf ihr erwachsen ist, und bis auf etliche fremde Pfropfreiser, mit meiner Person erlischt.

Vor zwei Jahrhunderten hatte der von der Werben'sche Grundbesitz durch die geschickte und gefüllte Hand einer Frau sich zu einem der umfänglichsten in sächsischen Landen ausgedehnt. In dem Erbe von Mann auf Mann zerbröckelte er, um schließlich in dem Erbe von Mann auf Weib ein Nichts zu werden. Einer ledigen alten Frau, der letzten, die den Namen trägt, war es gegönnt, seinen Grundstock als käufliche Waare wieder in ihre Hand zu bringen. Um denselben vor nochmaliger Zertrümmerung zu bewahren, befestigt sie ihn zu einem Kunkellehn, und um durch die Zersplitterung der Einkünfte sein verblichenes Ansehen nicht noch weiter verbleichen zu lassen, stiftet sie ein weibliches Seniorat."

„Den blitzartigen Eindruck dieser letzten Worte," schaltete der Rath lachend ein, „das Aufflackern des leichenhaften alten Herrn wie unter einem galvanischen Strom, das grimmige Lächeln des jungen Doctors, die Grimasse seiner Schwester hätten Sie sehen müssen, Kind. Leider konnte ich das interessante Schauspiel nur eine Minute lang während des eigenen Verschnaufens genießen. In der nächsten las ich weiter und in der dritten glich der Umschwung der Stimmung einer Revolution."

„Die den Jahren nach älteste meiner Großnichten, eventuell Urgroßnichten," so stand geschrieben, „das heißt

der leiblichen Nachkomminnen meiner beiden Schwestern so und so, fügt, sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht hat und nicht verheirathet ist, ihrem Familiennamen den von der Werben bei und tritt fideikommissarisch in den Genuß meines Rittergutes Werben und so weiter und so weiter, mit der Verpflichtung, sich seiner Verwerthung und Erweiterung nach Kräften zu widmen und darum es zu ihrem wesentlichen Aufenthalt zu machen. Beim Umbau des Schlosses ist von vornherein darauf Rücksicht genommen worden, daß durch letztere Bedingung das Wohnungsrecht nicht beschränkt wird, welches meiner Nichte, Frau Ottilie von Hartenstein, zugesagt ist, so lange sie lebt, oder so lange es ihr beliebt. An dem Tage, wo die Nutznießerin mit Tode abgeht, oder etwa in den Ehestand tritt, folgt ihr in dem Beneficium das den Jahren nach älteste Fräulein nicht der ihr zunächst stehenden Familie, sondern des gesammten Geschlechts."

„Der Propst war schon bei den Worten: so lange sie unverheirathet ist, von seinem Sitze in die Höhe gefahren; er stand mit vorgebogenem Leib und glasig starren Blicken, beide Hände gegen das Herz gestemmt. Jetzt, bei der Satzung von dem gesammten Geschlecht, sank er ohnmächtig in seiner Tochter Arm."

„Das ist der Schluß der Komödie; denn die nun folgenden exacten Bestimmungen im Fall einer Vacanz, oder gar des Erlöschens der Linie und dergleichen, werden für Sie, Dämchen Neubegier, noch gleichgül-

tiger sein als für die enttäuschte Hörerschaft im Ahnensaal."

„Wie kann denn Sidonie aber sagen, daß sie zunächst die Erbin sei?" fragte Röschen nach kurzem Nachdenken. „Lydia ist ja acht Monate älter als sie."

„Aber Braut," versetzte der Rath.

„Braut sein heißt nicht verheirathet sein;" wendete Röschen ein; wonach der Rath ausrief:

„Ei, Sie kluge kleine Maus! Na, da können wir noch ein erbauliches Handgemenge in diesem Familientempel erleben!"

„Und welche von beiden glauben Sie, hat die kuriose alte Dame vor Augen gehabt?" fragte Röschen.

„Sie hat gar keine Person vor Augen gehabt, lediglich ein Ideal," antwortete lachend der Rath. „Und dieses Ideal heißt: Auf dem Stammschlosse der Werben eine alte Jungfer in Permanenz."

Nach dieser Seite hin sattsam aufgeklärt, brannte das liebe Röschen vor Verlangen, wiederum inmitten des Schauplatzes so interessanter Entwicklungen zu stehen. Die Erzählung hatte sie eine weite Strecke auf dem Stadtwege vorangeführt, und da just des Pächters Wagen mit Max und dem wohlbekannten Doctor Brand vorüber kam, verabschiedete sie sich hurtig von ihrem alten Gönner, gab ein Zeichen zum Halten und schwang sich behende in das Gefährt. Der arme, schöne, junge Herr that ihr in der Seele leid. Sie würde, ja wahrhaftig, sie würde ihres Decem

Legat, — nein, das ganze Legat nicht, aber die Hälfte des Legats darum gegeben haben, hätte sie mit dem Opfer den armen, schönen, jungen Herrn zu ihres Decem künftigen Patron erheben können.

„Ihr Herr Onkel ist von einer Ohnmacht befallen worden?“ fragte sie ihn.

„Ich fürchte mehr als eine Ohnmacht,“ antwortete er.

Und seine Furcht war begründet. Doctor Brand konnte lediglich bestätigen:

„Der Propst von Hartenstein ist todt.“

Lydia kehrte am Arme ihres Verlobten von dem Grabe zurück, in welches Joachim von Hartenstein versenkt worden war in der nämlichen Stunde des Siebenschläfers, wo vor achtzehn Jahren das arme Hirtenweib seine Ruhe gefunden und nur wenige Schritte von dessen Hügel entfernt.

Nicht Pastor Blümel, Professor Hildebrand, der Getreue, hatte den letzten Segen gespendet; die Feier war so still und schlicht, wie die der Gutsherrin laut und prunkvoll, verlaufen; aber die Junisonne ergoß sich in vollen Strömen als die letzte Spur von einem vielbewegten Menschenleben verschüttet wurde.

Lydia war unverweilt in das Zimmer ihrer Mutter gegangen, die seit der Sterbestunde des Gatten in sinnverwirrendem Fieber lag. Da sie dieselbe schlummernd und Frau Hannah Blümel als sorgsame Hüterin an ihrer Bettseite fand, schlich sie unbemerkt in das

Gemach, wo ihr Vater die Augen geschlossen hatte und saß dort in sich versunken bis der Abend dämmerte.

Max schritt während dessen in bitterem Unmuth die Terrasse hastig auf und ab. Der bizarre letzte Wille seiner Verwandtin hatte ihn empfindlicher, als er sich merken ließ, enttäuscht. So sollte ihm denn wieder einmal die Dankbarkeit gegen einen Nächststehenden erspart werden, wie sie ihm gegen Vater und Mutter und gegen deren Väter und Mütter erspart worden war. Selbst in seiner Schwester Seele schuldete er dieselbe nicht; war es doch nur ein Zufall, daß sie Jahr und Tag mehr als Priscilla zählte. Berechtigt, weil empfänglich, für jede Himmelsgunst, kam er sich vor wie ein Verstoßener.

Tiefer aber noch als seine Enterbung verstimmte ihn Lydias Gebahren. Er hatte sie seit der verhängnißvollen Stunde kaum gesehen, kein Wort aus ihrem Munde gehört. Ihre Tage und Nächte waren zwischen dem Krankenbett der Mutter und der Bahre des Vaters getheilt gewesen; Max schweifte im Freien und suchte Zuflucht in der Pfarre. Er liebte ja den Tod, aber nicht die Todten und verstand sich auf Krankheiten aber nicht auf Kranke. Was hieß das nun aber für eine Liebe, die vor einem natürlichen, längst vorausgesehenen Verluste spurlos verschwunden schien? Was hieß das für ein Glück, das nicht dem alltäglichsten Unglück die Wage hält? Die schnödeste Selbstsucht ist es, sich in einen Schmerz wie in eine Austernschale zurückzuziehen;

und eine Perle nennen diese Frommen das krankhafte Product, das sich in solcher Schale bildet!

Sidonie, die sich zu ihm fand, theilte seine Auffassung. Sie besaß jetzt reichlich die Mittel, ihm die Freiheit, deren er bedurfte, zu gewähren. Was ihr war, war sein. Sobald die Mutter der dringendsten Lebensgefahr entronnen, sollte er Lydia still sich antrauen lassen und sie dieser Atmosphäre der Trübsal entführen. Für eine fernere Zukunft mochten die Pläne in beruhigter Stimmung gefaßt werden.

Mit dem Vorsatz dieser unumwundenen Forderung kehrte Max bei einbrechender Dämmerung in das Haus zurück. Lydia war weder bei der Mutter noch in ihres Vaters Zimmer; nicht ohne heimlichen Schauder ging er, sie zu suchen, in den Saal, wo vor wenigen Stunden der Sarg gestanden hatte. Ein Leichendunst umwitterte ihn.

Das lebensgroße Bild des Propstes war für die heutige Feier über dem Altar aufgerichtet worden; vor demselben lag Lydia auf den Knien. Sie erhob sich, sobald sie ihn kommen hörte; ging ihm entgegen und reichte ihm schweigend die Hand; seiner Umarmung aber entzog sie sich. Er wollte sie aus dem Zimmer führen; sie winkte ihn nach einer Fensternische und nahm ihm gegenüber Platz, so daß sie das Bild des Vaters nicht aus den Augen verlor. Der aufgehende Mond warf sein fahles, kaltes Licht auf die hohe Gestalt im düsteren Priesterkleide; fahl und kalt war auch das Antlitz der Tochter, die in ihrem faltigen Trauergewande

dem Bilde so wunderbar ähnelte wie dem Lebenden kaum je.

Ihre eisige Ruhe, die rücksichtslose Zumuthung dieses unheimlichen Aufenthaltes, die phantastische Ueberspannung des Leidtragens reizten den jungen Mann bis zur Unerträglichkeit. Hätte er sie in Thränen schwimmend gefunden, hätte sie diese Thränen an seinem Herzen ausgeweint, seine Anklage würde sich in Mitklage umgewandelt und nicht herbe wie jetzt würden die Worte geklungen haben, in welchen er, als Herr ihrer Zukunft, eine beschleunigte Verbindung forderte.

Sie hatte ihn ohne einen Laut, oder nur eine Regung weder des Widerspruches noch der Entschuldigung aussprechen lassen; nun sagte sie:

„Du weißt nicht, Max, was es heißt, einen Vater begraben und eine Mutter mit dem Tode ringen sehen; du leugnest das Gefühl, das ich als das erste menschliche zu hegen und zu ehren gelehrt worden bin. Darum vergebe ich dir die harte Rede in dieser Stunde. Vergieb du nun aber auch mir, wenn meine Rede dir hart klingen wird. Ich kann deine Forderung nicht gewähren und bestehst du auf ihr, gebe ich dir dein Wort zurück."

Er starrte sie an wie bethört. Sie fuhr fort:

„Ich habe meinem Vater gelobt, und ich habe mir selbst gelobt, ihn in der Pflicht für seine Hinterlassenen zu vertreten. Ich wußte um welchen Preis. Oder trautest du dir die Hingebung zu, mich in dieser Pflicht nicht zu beirren und den Muth, sie mit mir zu theilen?"

Er lachte bitter auf. „Ich," rief er, „ich, der Enterbte, der von der Großmuth seiner Schwester die Mittel entlehnen muß, seine eigene Existenz und die seines anverlobten Weibes auf unberechenbare Jahre hinaus zu fristen, ich soll die Verantwortlichkeit und die Verbindlichkeit für eine zweite dürftige Familie — —"

„Ich sehe," unterbrach ihn Lydia, „daß du die Hülflosigkeit unserer Lage und die Last, die dir erwachsen würde, deutlich ermissest; ich wußte auch zum voraus, daß du keine andere Antwort, als die du gegeben hast, mir geben würdest, wohl auch sie nicht geben konntest. Und eben darum, Max, müssen wir scheiden."

Er verstand sie noch immer nicht vollständig, brauste aber jetzt schon auf in Hohn und Groll.

„Ei, wie versteht Ihr doch, Ihr Auserwählten," rief er, „zu paktiren, nicht nur mit dem Begriffe Liebe, als einer trüglichen Naturbestimmung, sondern auch mit dem Schriftkanon, auf den Ihr Euch, wenn es Euch paßt, als untrüglichen Gesetzgeber beruft! Ein warmherziges Weltkind würde nicht daran deuteln, daß es Vater und Mutter zu verlassen habe, um dem Manne, dem es Liebe gelobt hat, anzuhangen, auch wenn dieser Mann, — ja dann um so weniger! — um berechtigte Lebensaussichten betrogen worden ist und in ehrlicher Selbsterkenntniß sich scheuen muß, eine Aufgabe zu übernehmen, welche durchzuführen er nicht im Stande sein würde."

„Noch bin ich nicht deine Gattin," entgegnete Lydia und ihre Stimme bebte zum ersten Male bei den Worten,

„für welche der Laut der Schrift Gesetzeskraft haben müßte; noch gilt für mich die älteste Pflicht. Dennoch ahnest du nicht, Max, was es mich kostet, wortbrüchig zu scheinen, nicht es zu sein; ja, was es mich kosten würde, wäre ich nicht einmal deine Braut, dir und der Schwester, die dich liebt mehr als sich selbst, Aussichten zu verkümmern, die Ihr für berechtigte achtet."

Max fuhr in die Höhe, als hätte ihn eine Viper gestochen. Jetzt erst begriff er die Tragweite ihres Entschlusses. „Das also ist es!" rief er mit einem Hohngelächter, das in dem weiten, düsteren Raume unheimlich wiederhallte: „Ein Rechenexempel ist des Pudels Kern!"

Auch Lydia hatte sich erhoben; sie preßte beide Hände gegen die Brust, ein Fieberschauer schüttelte ihren Leib. Doch sagte sie fest: „Ja, das ist das schwerste der Opfer, die ich fordere und bringe; schwerer selbst als das deiner Liebe, Max."

Er ging mit heftigen Schritten im Saale auf und ab; sie fuhr fort:

„Wüßte ich einen Erwerb, irgend eine Lebensstellung, die mir ermöglichte, meine Mutter und meine verwaisten Geschwister so zu versorgen wie der brechende Blick meines Vaters es von mir forderte, ich würde, wie demüthigend der Ausweg, ihn diesem demüthigendsten vorziehen. Da ich keine Wahl habe, nehme ich für eine unbestimmte Frist das Erbe in Anspruch, das deine Schwester sich gesichert glaubte und das ihr ein Jahresdatum — und kein Recht außer demselben, — verkümmert. Als du eintratest, Max, flehte ich zu Gott

um die Kraft der Ueberredung, Sidonien zu einer zeitweisen Theilung dieses Erbes zu bewegen. Es ist hinlänglich reich, uns beiden zu genügen. Wenn aber der Buchstabe der Verfügung es auch nicht also heischte, die erste Beneficiatin, das heißt die Versorgerin meiner Mutter und ihrer Kinder, kann nur ich sein, nicht sie."

„Mit anderen Worten," rief Max, „du schämst dich der Dankbarkeit gegen die Schwester des Mannes, dem du Treue gelobt hast; aber du schämst dich nicht, mit dem Verlobten zu brechen, weil er ein Aermling geworden, und jenes edle Geschöpf, von Natur und Schicksal mißhandelt, zu einem Ausgleich berechtigt und bestimmt, wie es war, zur Almosenempfängerin zu erniedrigen. Pfui über diesen Stolz!"

Lydia war bis in den Herzgrund erschüttert. So schroff hatte sie die Deutung ihres Entschlusses nicht geahnet; so grausam nicht die Probe ihrer Standhaftigkeit. „Sei barmherzig, Max," bat sie mit aufgehobenen Händen. „Nein, sei nur gerecht. Ich darf ja nicht anders und es ist ja auch nur auf wenige Jahre, daß ich die Entsagung von dir erflehe und die schwere Ueberwindung von ihr. Ich liebe dich, Max, wie in der ersten Stunde, da ich dein geworden bin, ja tiefer als in ihr, denn ich mußte dir wehe thun. Habe ich dir deine Freiheit zurückgegeben, ich werde dir treu sein, werde deiner warten bis —"

„Bis der Erbe des reichen Mehlborn dir ein Aequivalent zu bieten hat für so und soviel tausend Thaler Rente!"

Max war gewiß keine unedle Natur. Eigennutz in diesem gröblichen Sinne lag ihm so fern, daß er ihn auch nicht leicht in einem Anderen vorausgesetzt haben würde, am wenigsten in diesem Mädchen. Das schnöde Wort kam nicht aus seinem Herzen und nicht aus seiner Vernunft. Der Zorn hatte es ihm eingeblasen und der Trotz bäumte sich zu sagen: „Ich war ein Rasender, vergieb!" Wehe ihm! Er hatte mit barbarischer Faust sein Bild im reinsten Herzensspiegel zertrümmert und so lange seine Ohren offen stehen, wird er die Scherben klirren hören. Wie reich des Lebens Becher ihm sprudeln möge, daß er den Adel der Liebe verwirkte, ist die Hefe, die ihn trüben wird. Wehe ihm und ihr! Sie schwankte nach ihres Vaters Zimmer; die Thür fiel hinter ihr in das Schloß, wie die der Zelle, in welcher die Jungfrau sich zur Nonne weiht. Mit stürmischen Schritten verließ Max den Saal nach der entgegengesetzten Seite.

Im Pfarrhause war der Abendsegen früher als sonst gelesen worden; nach drei abspannenden Tagen sehnte ein Jeder sich nach Ruhe. Frau Hannah hatte zum erstenmale das Krankenzimmer der Wittwe verlassen, auch Decimus treulich Dienst geleistet als Todtenwächter und Vermittler der letzten schweren Obliegenheiten für ein Menschenleben. Nun dachte er in seiner Bodenkammer „einen langen Schlaf zu thun."

Da wurde hastig die Klingel gezogen und wie Sidonie vor wenig Wochen außer Athem eingetreten war mit dem Rufe: „Max und Lydia sind verlobt!" so trat

sie heute wieder außer Athem ein mit dem Rufe: „Max und Lydia sind entzweit!“ Sie kam um Lebewohl zu sagen, da sie noch diesen Abend mit ihrem Bruder abzureisen gedachte.

Den Hergang des Bruchs stellte sie dar, so wie sie denselben nach einer Unterredung mit ihrem Bruder und einer leider erst darauf folgenden mit Lydia selbst aufgefaßt hatte. Für dieses kluge Mädchen, scharfblickend, gerecht und billig wie junge Menschen es selten sind, gab es einen Punkt, auf welchem die Bildfläche sich verkehrte, und das war sein Liebespunkt, sein Max. So viel goldene Luftschlösser hatte die kleine Sidi auf die Freiheit des Reichthums gebaut, sich die Zukunft so reizvoll ausgemalt: ein Künstlerleben, ähnlich dem der alten Harfenkönigin, aber durch das Verhältniß zu ihrem Bruder erweitert und vertieft; nun wurmte die Enttäuschung sie nur um seinetwillen und ihres eigenen Schiffbruchs gedachte sie kaum. Es handelte sich um ihn, darum statt des sicheren Klarblicks blinder Groll. Der höhnende Geifer hatte sich aus seiner Brust in die ihre gestürzt, hatte sich darin gestaut und ergoß sich nunmehr in brausenden Strömen.

„So sind sie, diese Heiligen!“ rief sie aus. „Als sie Max für eine Partie hielten, lockten sie ihn an, fingen ihn ein; wie man einen Gimpel einfängt, den man zum Dompfaffen abrichten will. Nun, im Elend, schlagen sie die einzige Pforte der Freiheit vor ihm zu und berufen sich, wie Shylok auf seinen Schein, auf den Buchstaben ihres Rechts. Kaltblütig zerfleischt dieses

Mädchen ihm das Herz und behauptet dabei noch, daß sie ihn geliebt. Als ob solch eine Mondscheinsprinzessin wüßte, was lieben heißt!"

Pastor Blümel widersprach der Aufgeregten warmen Herzens mit allen Gründen der Gewissenspflicht; er nannte Lydias Forderung einen Act kindlicher Pietät, eine Selbstopferung aus stark empfundener Familientreue; worauf denn Sidonie eifernd erwiderte: „Nun, wie Sie wollen, Pastor. Aber was beweisen Sie mit Ihrer Entschuldigung, als daß auch die Familie ihre Jesuiten hat? Abstrakte Idealisten, denen jedes Mittel das rechte ist für einen Zweck, von welchem ihr Herz nichts weiß. Ihren Vater mag Lydia geliebt haben; ich traue es ihr zu, denn sie ist seines Gleichen. Aber liebt sie ihre Geschwister, die ihr so unähnlich sind, liebt sie nur ihre Mutter?"

„Lieben Sie Ihren Bruder etwa nicht, Sidonie, da Sie doch wohl kaum sich für seines Gleichen halten?" wendete Frau Hannah ein.

„Freilich liebe ich ihn," antwortete Sidonie, „und eben darum, weil ich nicht seines Gleichen bin. — Ach, wie von Herzen! möchte ich ihm doch ähnlich sein! — Aber ich liebe ihn keineswegs, weil er mein Bruder, weil er ein Pflichtbegriff für mich ist; sonst müßte ich auch meinen Großvater lieben. Ich liebe ihn, weil er liebenswürdig ist, mein Bertrand de Born, weil ich keinen Anderen zum Lieben habe, weil ich gar nicht anders, als ihn lieben kann. Wäre ein Fremder

so wie er, Sie zum Exempel, Decimus, ich liebte Sie wie ihn."

„Für welche schmeichelhafte Versicherung ich mich im Namen meines Decem schönstens bedanke," sagte Mutter Hannah lachend und Sidonie lachte auch.

Decimus aber vermochte eine ritterliche Wallung nicht länger zu bemeistern. Denn bei aller Bewunderung für das glänzendste Meteor an seinem Jugendhimmel hatte er in dem Kampfe, der an demselben ausgebrochen war, mit Entschiedenheit Partei genommen für den treuen Abendstern, der sich aus seiner gesetzmäßigen Bahn nicht verdrängen ließ. So einfach, als ob es sich um einen mathematischen Folgesatz handelte, sagte er daher:

„Warum will denn aber, gnädiges Fräulein, Ihr Herr Bruder nicht warten, bis seine Braut ihre edle Aufgabe vollbracht, oder er selbst sich eine unabhängige Stellung errungen hat? Einem, der begabt ist wie er, sind Thor und Thür ja nach allen Seiten hin aufgethan, und wie viel reiner muß die Freude des Zusammentreffens am Ziel mit dem Bewußtsein erprobter Kräfte sein!"

„Max und warten!" hatte zu Anfang der Rede Sidonie belustigt der Pastorin zugeraunt. Jetzt beim Schluß des Vortrags sagte sie aber schon wieder in hellem Aerger: „Gut Heil Ihnen, Kandidat in spe, auf solchem Philisterwege. Zuvor aber beantworten Sie mir gefälligst die Frage: Da die Demuth doch noch weit mehr als die Lammsgeduld eine christliche

Tugend ist, warum nahm denn Ihre fromme Lydia die Mittel zur Erfüllung ihrer edlen Aufgabe aus meiner Hand nicht an? Durfte sie mir zutrauen, daß ich die Familie, in welche mein Bruder getreten war, in Dürftigkeit gelassen haben würde? Wenn sie sich gegen ihre Gewöhnung einigermaßen beschränken mußte, nun so büßte sie eben ihres Vaters Schuld. So wäre es recht gewesen, so billig. Aber nein! Zum Danksagen ist man zu erhaben. Ein Weltkind aufzugeben, ein anderes zu berauben, ist ganz in der Ordnung; beiden das Gnadenbrod anzubieten, wohl gar noch Großmuth, der bloße Gedanke treibt mir die Galle in das Blut! Komme es, wie es mag, ich danke Gott, daß Max sich aus dieser tugendhaften Umstrickung losgerissen hat. Nun und nimmer würde er an der Seite dieser eisigen Jungfrau anders als elend geworden sein."

„In letzterem Punkte pflichte ich Ihnen bei," versetzte Mutter Hannah ruhig. „Auf der anderen Seite jedoch muß ich meines Sohnes philisterhaften Vorschlag dahin ergänzen, daß ein Mann, mag er zehnmal ein Genie sein, das Heirathen bleiben lassen soll, wenn er nicht die Lammsgeduld besitzt, sich ein sicheres Brod verdienen zu lernen. Sie aber, Kind, sollten es sich zweimal überlegen, und wenigstens eine Nacht hindurch beschlafen, ehe Sie so eklatant mit Ihrer Familie brechen. Bedenken Sie, daß vernünftige Menschen für ihre persönliche Würde weit weniger heikel als für die ihrer Anvertrauten zu sein brauchen; sich selber würde Lydia getrost zugemuthet haben, was sie ihrer

Mutter nicht zumuthen durfte; wie Sie, Sidonie, Ihrem Bruder nicht, was Sie selber getrost sich zumuthen dürfen. Lassen Sie ihn denn ziehen, wohin sein Genius ihn treibt. Mit ihm leben können Sie vor der Hand nicht; bleiben Sie also hier, zunächst bei uns. Eine Vermittlung mit Ihrer Familie wird unschwer anzubahnen sein; vielleicht nach mehr als einer Seite hin. Jedenfalls sind Sie die Großmüthige, nicht Ihre Cousine, wenn Sie in eine Theilung der Revenüen willigen."

„Ja, liebe Sidonie," nahm nun auch Vater Blümel wiederum das Wort, „ja, bleiben Sie bei uns und sammeln Sie feurige Kohlen auf Lydias Haupt. Das unglückliche Mädchen handelte gemäß seinem Grundgesetz, also recht. Es giebt aber kein weheres Geschick, als wenn wir unserem Gewissen nicht etwa blos unser eigenes Glück, sondern das Glück derer, die wir lieben, zum Opfer bringen müssen. Sie retten den Frieden einer Seele, Sidonie."

Sidonie blieb nicht unbewegt bei diesen Worten. Die erste Wallung war verdampft und zu trotzigem Stolz war sie zu klug. Sie reichte den beiden alten Freunden über den Tisch hinüber die Hand und sprach: „Handelte es sich um mich allein, würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen und Lydia eine Genugthuung gönnen, wie ich an ihrer Statt sie mir selbst gegönnt haben würde. Mir gegenüber ist sie ja faktisch auch durchaus in ihrem Recht. Aber auch ich habe ein Grundgesetz, Freunde, und das heißt Treue gegen

meinen Bruder. Ich darf nicht durch die Hand eines Mädchens, das seine Liebe so gering achtete, um sie einem nüchternen Pflichtgebot unterzuordnen, mir meinen Lebensweg — und das hieße indirect den seinen, — bequem machen lassen. Ich muß sein Schicksal theilen."

„Und was denken Sie zu thun? Wohin wollen Sie sich wenden?"

„Zunächst gehe ich zu meiner Mutter. Ich habe aus der römischen Fülle eine hübsche Sparsumme gerettet, die für den Anfang genügt. Das Weitere wird sich finden. Thor, der man ist, Programme zu entwerfen, die der leiseste Athemhauch des Schicksals oder der Leidenschaft wie Kartenhäuser umbläst. Ich sage wie mein Max: nur auf die Gunst des Augenblicks ist Verlaß."

Der Wagen fuhr bei diesen Worten vor. Ihrem Bruder den peinlichen Eintritt zu ersparen, eilte Sidonie ihm entgegen. Die Familie folgte ihr herzlich bewegt. Max sah bleich aus und sprach kein Wort.

„Ich schreibe bald!" rief Sidonie vom Wagen herab.

Die Freunde lauschten unter der Thür bis zum verhallenden Räderrollen. Dann sagte Röschen, halb betrübt und halb ärgerlich:

„Euch alle dauert Lydia und Ihr bewundert sie. Mich dauert Max und ich bewundere seine Schwester. Ach, und wie einödig wird es nun in Werben werden! Wenn du auch noch fort bist, alter Decem, halte ich es nicht mehr aus."

Der gemüthliche und thätige Antheil an dem Schicksalswechsel der Menschen, zu welchen er hoch emporgeblickt, hatte Decimus völlig in Anspruch genommen. Es heißt etwas für einen Jüngling, zum ersten Male einen idealen Stern sich verdunkeln, ein Idol verkümmern sehen. Nun jedoch, da der Tageslauf wieder in sein Gleichmaaß trat, fiel ihm ein, daß die Freiheitspforte, die sich seinem stolzen, gestürzten Helden geschlossen, für ihn, den bescheidenen, aufgethan hatte.

Es war ihm bis heute nicht ein einziges Mal in den Sinn gekommen, daß sein Leben sich in einem anderen als dem von seinen Wohlthätern gezogenen Gleise abspinnen könne. Als Stipendiat von Werben seiner Heimath durch treuen Fleiß Ehre zu machen, dereinst seines Vaters Gehülfe und in ferner, Gott wolle, allerfernster Zeit sein Nachfolger zu werden, das war sein Ziel und er blickte auf dasselbe mit dankbarem Stolze. Völlig unerwartet war nun auf ein diesem Ziele schnurstracks entgegengesetztes als das seiner Natur gemäßere nicht blos gedeutet worden, sondern auch mit großmüthiger Hand die Bahn zu demselben geebnet und er spürte ein heißes Verlangen, diese Bahn zu betreten. Die Analyse des sichtbar Unendlichen dünkte ihm auf einmal weit interessanter als die Auslegung der Apokalypse; Sternenbahnen erforschen auf stiller Warte weit zusagender als Predigten halten auf der Kanzel von Werben.

Hieß denn nun aber seinem Gelüste folgen, nicht alle Erwartungen seiner Wohlthäter vereiteln? Hieß es nicht schnöder Undank, abzuweichen auf einen Pfad,

auf welchen sein Vater und Bildner ihm nicht zu folgen vermochte? Und zumal auf einen, der selbst in weiter Ferne und Fremde ein gedeihliches Ziel noch zweifelhaft ließ, während das gedeihlichste in nächster Nähe gesichert war? Mochte ein leibliches Kind solches Opfer von seinen Eltern zu fordern berechtigt sein, aber auch das Kind der Barmherzigkeit, die hülflose Waise vom ersten Lebenshauche an? Und sein Röschen!

Decimus stand erst im Aufschritt zu der Jünglingsstufe; sein Puls schlug ruhig und seine Phantasie schweifte mehr zwischen Sternen- als Menschenbildern; sein Verhältniß zu dem schönen Mädchen hatte im Grunde daher noch nicht Hand und Fuß. Wenn Röschen ein Knabe gewesen wäre, würde es sich kaum anders gestaltet haben. Daß er aber dem Kinde, neben dem er in der Wiege gelegen hatte, angehören müsse bis in das Grab, daß eine Liebe, für die er keinen Anfang wußte, auch kein Ende haben könne; daß, unter welchem Namen auch immer, er zu dieses Kindes Schirmer berufen sei, zu seinem Versorger, seinem nächsten, ewigen Freund, das stand für ihn fest wie ein Naturgesetz, nicht erst seit heute oder gestern, sondern seitdem er sich seines Daseins bewußt geworden. Die kleine Rose war ein Theil von ihm, sein bestes Theil. Und was konnte er auf dem neuen Lebenswege für sie werden?

Noch ein Drittes kam dazu. Von dem Augenblicke an, wo sein stolzester Knabentag damit abschloß, daß er das weiße Fräulein aus dem Hutmannshause treten sah, und er sich zum ersten Male deutlich als das

Kind dieser armen Hütte gefühlt hatte, von dem Augenblicke an waren seine Gedanken häufig zu den unbekannten Brüdern in die Ferne geschweift. Nicht aus Blutszwang, wie Max von Hartenstein geringschätzig solchen Trieb genannt; nicht einmal aus neugierigem Verlangen; einfach aus einem Gefühl der Beschämung, wie es jeden gutgearteten Menschen überkommt, wenn er sich selbst in unverdienter Fülle und Gleichberechtigte in ebenso unverdienter Entbehrung sieht. Er hatte damals auch allsobald den Vater nach dem Schicksale seiner Geschwister befragt und erfahren, daß der treue Gemeindepfleger sie nicht aus den Augen verloren hatte. Jemehr sie freilich selbständig im Leben Fuß fassen lernten, um so seltener war eine Auskunft über sie zu ermitteln gewesen. Die Decimus im Alter zunächst stehenden waren früh gestorben; die Erwachsenen wie Heimathslose in der Welt verstreut. Ob, wo und wie viele ihrer vielleicht heute noch leben? Gott Vater wird es wissen, ihr Bruder Decimus weiß es nicht.

Ein erwünschter Zufall war es daher, daß vor Jahr und Tag der älteste von den beiden, die beim Tode der Eltern bereits Soldaten waren, sich mit dem Gesuch eines Taufzeugnisses, zum Zweck seiner Verheirathung, an den Pfarrer von Werben wendete und daß durch ihn ein schwacher Faden sich wieder anknüpfen ließ. Bruder Klaus war nach Ablauf seiner Dienstzeit Ruderknecht, später Matrose und endlich Steuermann auf einem Kauffahrteischiff geworden; er kam nur selten an das Land, wo er dann im eignen bescheidenen Heimwesen auf einer der friesischen Inseln

einkehrte. Wer von seinen Brüdern noch lebte, wußte auch er nicht. Nur durch Zufall war er einmal mit seinem soldatischen Kumpan, dem einzigen, der ihm von Angesicht erinnerlich geblieben, zusammengetroffen, als derselbe im Begriffe stand, nach Amerika auszuwandern. Dort, so schrieb der Prediger der Insel, der diese Nachrichten seinem binnenländischen Amtsbruder vermittelte, war auch er verschollen und das Enacksgeschlecht aus dem Hirtenhause demnach wahrscheinlich zusammengeschmolzen bis auf zwei.

Diese Rückwärtsgedanken waren in Decimus nun aber besonders lebhaft angeregt worden, als er bei Gelegenheit des Werben'schen Erbes die Fragen des Blutszusammenhanges und der Verpflichtungen, welche derselbe auferlege, von den verschiedensten Standpunkten erörtern hörte. Sein ganzes Herz gehörte ja den Wahlverwandten; ein heimlicher Gewissensdrang trieb ihn aber den Naturverwandten entgegen und als durch Stipendium und Legat ihm die Mittel zu einer Nothhülfe geboten wurden, schrieb er an den Bruder Steuermann im Inselhause, schilderte sein eigenes glückliches Loos, sprach den Wunsch des Bekanntwerdens aus, bat dringend um gelegentliche Forschung nach dem in Amerika verschollenen Friedrich und erklärte sich zu brüderlicher Handreichung froh bereit.

Sein Herz schlug befreit, nachdem er diesen Schritt in seinen ältesten Zusammenhang zurückgethan hatte. Vermochte er denn aber die verheißene Handreichung wahr zu machen, wenn er die abirrende Bahn zu einem zweifelhaften Ziele betrat? Denn mit dem gutgemeinten

Verspruch hatte er leider die Dämonen der langen Zahlen und großen Rohre keineswegs ausgetrieben. Er mochte sich winden und wenden wie er wollte, er kam aus dem Zwiespalt von Lockung und Pflicht nicht heraus. Sogar sein bis dahin unangefochtenes robustes Hirtenblut zeigte Spuren des heimlichen Kampfes, die rothen Backen erblaßten, der Leib magerte ab, der Schlaf wurde unruhig, schlechthin hohläugig sah der arme Junge aus und so mußte es zweifelhaft erscheinen, ob die großmüthige Legatarin, indem sie seine Schülerwiege verrückte, ihm nicht eher eine Wehethat als eine Wohlthat erwiesen hatte.

Hätte er nur einen weisen Mann gewußt, den er zum Schiedsrichter der strittigen Parteien in seiner achtzehnjährigen Brust hätte aufrufen dürfen. Aber er wußte nur einen, den weisesten der Weisen und just vor ihm hätte er den Tummelplatz in undurchdringliche Nebel hüllen mögen. Oder hätte er nur einen mitfühlenden jungen Gesellen gewußt, in dessen Herz er seine Aengste ergießen konnte! Aber er hatte gute Kameraden die Hülle und Fülle; ein Special jedoch war ihm seit der Kinderstube immer nur sein Röschen gewesen und was dieser Special ihm rathen würde, brauchte er nicht erst zu erfragen. „Dummer Decem, natürlich mußt du Pastor werden und in unserer hübschen Pfarre bleiben. Für das gnädige Legat machen wir uns alle Jahre eine Lust!"

So fragte er denn Röschen nicht, aber er fragte Peter Kurzen, als derselbe das nächste Mal in die Pfarre eingesprungen kam; und Peter Kurze zog die

Augenbrauen in die Höhe und antwortete mit salbungsvoller Stimme:

„Verehrungswürdiger Gutfreund, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage, das Heu beider Bündel duftet süß. So dächte ich, natur- und vernunftgemäß, wir genössen von beiden."

Von beiden! Mit Peter Kurzen war freilich ernsthaft keine Sache abzusprechen, im Spaße aber traf er manchmal den Nagel auf den Kopf. Von beiden!

Oftmals dachte Decimus an sein weißes Fräulein, wennschon er ahnete, daß Lydias Rathschluß nicht anders lauten würde als: „Entsage!" Was verlangte er denn aber Besseres als eine unumstößliche Richtschnur für seinen Willen? Ja, gewiß, er würde dieser Meisterin in der schwersten aller Lebenskünste blindlings nachgeeifert haben, hätte er nur ohne Zudringlichkeit sich irgendwo und wie bei ihr Gehör zu verschaffen gewußt. Allein er hatte seit jenem verhängnißvollen Tage sie nur dann und wann aus der Ferne gesehen, wenn sie im Morgengrauen oder Abenddämmer vor ihres Vaters Grabe stand. Sie war eine Nonne geworden und ihr Bereich in Wahrheit zu einem Kloster.

Ihre Mutter genas allmählich im Laufe des Sommers. Obgleich sie bewußtlos auf dem Fieberbette gelegen, hatte dennoch die Zeit ihr linderndes Wunder an der sanften Seele gewirkt, und nun stumpfte die Ermattung das Herzeleid ab. Ihre Umgebungen, ihre äußere Lage waren die gewohnten geblieben; nichts fehlte als der, dessen Qualen sie seit Jahren in der Stille qualvoll mitempfunden hatte, und der war selig bei

seinem Herrn. Für eine Ottilienseele ein erträglicher Schicksalsschlag; unter einer schweren Mutterlast wäre sie zusammengebrochen.

So fand sie sich denn auch leichter als man gefürchtet hatte, in die Trennung von ihrem Liebling, welche gemäß des Vaters letztem Willen in dieser Zeit Statt zu finden hatte; leichter zumal auch dadurch, daß der ungestüme Knabe sich aus der Eintönigkeit des Trauerhauses bereitwillig in einen neuen Zustand versetzen ließ. Phöbe war schon zu Ostern von dem Vater eingesegnet worden; der bisherige Informator schied daher aus der Familie, um in einer kleinen lutherischen Gemeinde der alten Heimath das Seelsorgeramt zu übernehmen. Martin war zu seinem Regiment zurückgekehrt; nur seine beiden jüngsten Schwestern wurden dann und wann noch in der Pfarre gesehen, um für ein Paar Stunden fröhlich darin aufzuleben.

In den Augen der gesammten Familie und zumeist in denen der kindlichen Mutter, war Lydia an die Stelle des Vaters gerückt. Wie sie des Hauses Versorgerin geworden war, wurde sie bedingungslos dessen Autorität. Ein sonniger Frühlingstraum war verweht; ein düsterer Todesschatten vorübergezogen; das Leben glitt hin in gewohntem, nur noch lautloserem Gleis.

Die Mittheilung, welche Sidonie versprochen hatte, blieb aus; monatelang wußte man weder auf dem Schloß noch in der Pfarre, was aus den Geschwistern geworden sei. Erst zu einer Zeit, die eigentlich bereits in den nächstfolgenden Abschnitt gehört, kam durch Martin, — unter dem Siegel der Verschwiegenheit! — eine be-

wegliche Kunde an seinen Freund Decimus. Max hatte sich schon vor seiner Reise nach Rom zum Landwehrofficierexamen gemeldet, halb und halb wohl mit dem Vorbehalt eines eventuellen Uebertritts zur Linie. Nun war kürzlich seine Wahl in eklatantester Weise von dem Officierkorps abgelehnt worden. Als Anlaß vermuthete man eine Reihe von Gedichten, welche unter seinem vollen Namen in einem neugegründeten, freisinnigen, rheinischen Zeitblatt erschienen waren und in den höchsten Regionen schweres Aergerniß hervorgerufen haben sollten. Der brave Martin war „ganz aus dem Häuschen," wie er selber es nannte, über die Schande, welche der ganzen Familie angehängt worden sei, und welche er selbst in seiner Karrière gehörig werde ausbaden müssen. Auch dauerte ihn sein Vetter, der bisher ein Glückskind wie wenige, nun auf einmal aus einer Patsche in die andere gerathe. „Und," so schloß der Brave, „und alles um ein Paar elender Verse willen, um die kein Hahn gekräht hätte, wenn man nicht solches Wesen davon gemacht. Und wenn ich ihrer ein dickes Buch voll gelesen hätte, mir wäre als hätte ich Wasser getrunken."

Da die betreffenden Zeitungsnummern confiscirt worden waren, lag wenigstens eines der Gedichte dem Briefe bei. Pastor Blümel, — für welchen das Siegel nicht unerbrochen blieb, — nannte es eine gereimte Umschreibung der zweiten Prometheusstrophe; nur daß der nicht mehr Zeus hieße, „dessen Majestät sich kümmerlich von dem Gebetshauch hoffnungsvoller Thoren nährte." Indessen wollte auch dem guten Blümel das

ehrenkränkende Verdict gegen den „Zornesausbruch eines heilig glühenden Herzens, dem die ersten Blüthenträume nicht gereift waren" wenig einleuchten. Er sah in der Officiersuniform das sicherste Correctiv aller Titanengelüste und fürchtete die Früchte, welche die Erbitterung zeitigt. Pastor Blümel seufzte viel an diesem Tage und rauchte stark.

Als Lydia zum ersten Male die Einkünfte der Werben'schen Stiftung bezog, sendete sie die Hälfte derselben durch Pastor Blümels Vermittlung an Sidonien, unter der Adresse ihrer Mutter. Umgehend erhielt sie dieselbe auf gleichem Umwege zurück. Die Professorin behandelte, ohne jegliche Spur von Enttäuschung oder Verletztsein, die Angelegenheit rein als Geschäft. Ihre Tochter, so meinte sie, habe für einen derartigen Ausgleich nicht einmal den Anspruch der Billigkeit, da es keinem Zweifel unterliegen könne, daß Fräulein von Werben bei Abfassung ihres letzten Willens an die aussichtslose Familie ihrer Nichte Ottilie gedacht habe nnd nicht an Sidonie, die weder zur Zeit, noch so weit sich voraussehen ließe, in Zukunft einer solchen Zuwendung bedürftig sei, oder sein werde. Im übrigen scheine ihre Tochter sich im mütterlichen Hause heimisch einzugewöhnen und sende sie den Pfarrfreunden ihre besten Grüße. Des Sohnes wurde nicht erwähnt.

Lydia vermochte mit dieser Abweisung sich nicht zufrieden zu geben. Es widerstand ihr, auf Kosten derer, die sich, — und wie Lydia glaubte mit gutem Grund, — für die Nächstberechtigte gehalten hatte, ein Mehreres in Anspruch zu nehmen als zur Versorgung ihrer

Familie erforderlich war und sie ersehnte den Zeitpunkt, wo sie auf das Ganze verzichten durfte. Wie tiefes Elend war um dieses leidigen Mammons willen über sie gekommen! — Durch Pastor Blümels, des zeitweiligen Kurators der Stiftung, Hand legte sie daher die Theilsumme bei jedem Termine hypothekarisch nieder, sei es zur späteren Verfügung ihrer Verwandten, sei es zu einem von diesen zu bestimmenden wohlthätigen Zwecke.

Der Herbst war gekommen, ein milder, gedeihlicher Weinherbst; aber keiner im Pfarrhause freute sich wie sonst auf die Lese, da der Sohn sie heuer nicht mit feiern durfte. Das liebe Röschen war, wie es sagte, ganz desperat. Es stellte in seiner Desperation allen Ernstes den Antrag, mit seinem alten Decem auf die hohe Schule zu ziehen, ihm den Haushalt zu führen, wie schon manche Pfarrtochter es ihren studirenden Brüdern gethan und nebenbei in einer Fabrik das Blumenmachen zu erlernen. Und während dieses Antrags streichelte das liebe Röschen seinem alten Decem die Backen, kniff ihm zärtlich die Ohrläppchen und zupfte ihn an seinen langen, strohgelben Haaren. Der alte Decem aber, — ei nun, es war ein Vorschlag zur Güte, und der alte Decem hätte sich solch eine rosige Studentenwirthschaft mit tausend Freuden gefallen lassen. Zwei gewichtigere alte Leute ließen sie sich aber durchaus nicht gefallen, und diese gewichtigen alten Leute hießen Papa und Mama. Da schmollte das liebe Röschen ein Weilchen, lachte dann und flocht einen Asternkranz; ihr alter Decem dagegen schmollte nicht, sondern versank wiederum in sein Sternensehnen.

An einem der letzten Nachmittage waren die beiden jungen Schloßfräulein gekommen, um mit Röschen im Pfarrberge Trauben zu naschen. Decimus hatte den Vater auf seinem Vespergange durch das Dorf begleitet und saß nun mit ihm unter den rothbeerigen Ebereschenbäumen auf dem Hühnengrabe, den Untergang der Sonne genießend. Solch ein himmelreines Schauspiel ist im späten Oktober eine seltene Gunst und wenn es vielleicht das letzte ist, das binnen einer Sonnenwende in einer lieben Heimath genossen wird, da rührt es ein junges Herz wohl bis auf den Grund.

Auch der Vater hatte in andächtiger Stille der versinkenden Flamme nachgeschaut, bis der abendliche Horizont in ein Purpurmeer verwandelt schien. Dann hob er an:

„Zum ersten Male, mein Sohn, und leider Monde hindurch, bin ich irre geworden an dem sicheren Gefühl, dem ich als dem Leitstern deines Lebens vertraut habe. Ich sehe dich bei zufälligem Anlaß schwindelnd schwanken; und wer bürgt dem Schwankenden, daß er nicht strauchele, dem Strauchelnden, daß er nicht falle?"

Dunkle Schamröthe überzog des Jünglings Gesicht; er sah sich durchschaut von dem Einzigen, vor dem er seine Blöße hätte verhüllen mögen. Denn die Dankbarkeit, wie jede ächte Liebe, ist keusch.

„Durch eine förderliche Fügung," fuhr der Vater fort, „ist dein Blick auf einen Beruf gelenkt worden, welcher dem von dir bisher in das Auge gefaßten zuwiderläuft und welchen du urplötzlich als den dir natürlich eingeborenen erkennst. Hättest du denselben ohne jene

Fügung verfehlen können, wenn er wirklich deine Grundbestimmung gewesen wäre? und warum willst du eine Entscheidung vom Zaune brechen, da sie dir nach einer Probezeit als reife Frucht in den Schooß fallen muß? Es sind nur wenige Gebiete, auf denen in unserem kurzen Hienieden ein gründlicher Forschersinn heimisch zu werden vermag; aber je eines mehr ist eine Verdoppelung unserer Existenz. Warum willst du nicht ein Paar Jugendjahre daran setzen, um jenes dir vorbestimmte Gebiet zu prüfen, das wie dunkel und begrenzt es auch erscheint, doch des Menschen ewigstes Anliegen umfaßt? Ist es dir denn verwehrt, daneben oder danach auf jenes andere abzuschweifen, das klar überschaubar, sich dennoch in das Grenzenlose verliert und in Ewigkeit ein Bruchstück bleiben wird? Warum willst du den seltenen Vorzug nicht nützen, deine Kräfte nach zwei diametral entgegenlaufenden Richtungen hin zu prüfen?"

„Aber die Zeit, die mir auf diesem Kreuzwege verloren geht, Vater?" wendete Decimus schüchtern ein. „Ich könnte nahe dem Ziele stehen, wo ich dort vor einem Anfang stehe."

„Doch als ein gefesteter Mann, der ohne Fehltritt weiter schreitet. Wohl dem Jüngling, der nicht mit seinen Lehrjahren zu geizen braucht."

„Und dann, Vater, und dann — beraube ich nicht einen Bedürftigen, wenn ich eine Wohlthat zwecklos vergeude."

Der Greis blickte zuerst betroffen vor sich nieder, darauf aber mit einem vollen Liebesblick auf den Sohn

und endlich sprach er in freudigster Entschiedenheit: „Ich danke dir für dieses Wort, mein Sohn. Es soll mir als Schiedsspruch gelten, daß ich deine Wiege an den rechten Platz gerückt habe und daß ich als dein Vater verpflichtet bin, die völlige Reife der Entwicklung von dir zu fordern. Ach, mein Kind, das Leben hat nicht Sonnenschein für Alle und wir berauben jedesmal einen Bedürftigen, wenn wir uns einer Himmelsgunst erfreuen. Wo aber wäre ein Mensch ohne solche Selbstsucht fertig geworden? Und sich selber fertig bringen so weit die eingeborene Gestaltungskraft reicht, ist des Menschen oberstes zeitliches Gesetz, denn nur nach dem Maaße seiner Fertigkeit wirkt er."

Der Greis machte eine kleine Pause; dann fuhr er fort:

„Bei deiner ruhig wägenden Gemüthsanlage, bei der engen Umfriedigung deines bisherigen Daseins, würdest du es nur zu einer einseitigen Ausgestaltung bringen, wenn du mit dem ersten Schritt in die Freiheit dich einbürgertest in einem abstract ideellen Reich, in welchem es wohl gilt, stetig vorwärts zu dringen, aber nicht zu ringen, wohl zu wägen, aber nicht zu wagen. Leben aber, Mannesleben, heißt Kampf und Kampfes Zeuge sein. Ein solcher Ringkampf um der Menschheit höchste Güter ist nun aber, ohne daß du es ahnetest, während deiner Knabenjahre aufgelodert und wird in deinen Mannesjahren noch nicht ausgelodert sein. Auf weltlichem Gebiet, wie auf dem geistlichen, in welchem du deine Schule durchzumachen hast, stehen die Parteien wider einander unter dem Feldgeschrei: hie

Freiheit, hie Autorität! Aus kindlicher Ferne hast du in dem Propst von Hartenstein und Professor Zacharias zwei bedeutende Männer kennen lernen, die dir als Chorführer gelten dürfen. Zwischen ihnen aber streifen Plänklerschaaren, diesseit wie jenseit sich berufend auf das nämliche Schiboleth, aber haarspaltend mit einander, hadernd um die Heischungen des Gemüthes, des Verstandes, ja der kennzeichnenden Uniform. Auf einen dieser Tummelplätze sende ich dich nun, mein Sohn, um dir, so weit es dem Menschen gegeben ist, eine reine Lösung für den eigenen Geist zu erringen. Denn eine beherrschende Stellung wird kein Heutiger mehr erreichen; noch niemals hat die Menschheit drei Jahrhunderte zurückgelebt. Die segenfördernde Macht des Gottesgedankens, die ewige Botschaft der Barmherzigkeit in der Seele deines Volkes in bescheidenem Umkreis rege zu erhalten, ihm ein Lehrer, ein Tröster, ein Freund und Vorbild zu sein, das und kein glänzenderes ist dein Ziel auf der von Kind ab vorgezeichneten Bahn. Solltest du während derselben erkennen, daß sie weder dich noch Andere zu jenem Ziele führen würde, sollten berechenbare Messungen dich stärker locken als das Geheimniß des Wortes, das du zu ergründen und zu verkünden hast, dann, aber nur dann, ist es nicht blos dein Recht, sondern deine Pflicht, auf jener sich kreuzenden Bahn vorwärts zu dringen nach dem Urgesetz der Wahrhaftigkeit. So ziehe denn aus, mein Sohn, und wie du nach treuer Arbeit dich entschieden haben magst, du kehrest heim, deß bin ich getrost, als unser gesegnetes, unser glückliches Johanniskind."

Lächelnd, doch feuchten Auges schloß der Greis seine Rede. Decimus aber, der Junge schlecht und recht, fiel wie erlöst zu seines Vaters Füßen, preßte dessen beide Hände gegen sein Herz und heiße Tropfen rannen darauf nieder. Ein vernehmliches Wort aber sprach er nicht.

Am anderen Tage, obgleich es der Abschiedstag war, ging er wie auf Federn; ja wahrlich, der stämmige Enackssohn, er schwebte, so leicht war sein Herz. Sein Abiturientenzeugniß hatte brav gelautet, und die Trennung währte ja nur kurz; zum heiligen Christ war er wieder da! Er empfahl sich in beiden Gemeinden Haus bei Haus; selbst bei seinem Vicepathen versuchte er vorzudringen, zu seiner Genugthuung indessen vergeblich. Auch Lydia war nicht sichtbar; Frau von Hartenstein aber entließ ihn mit mütterlichen Thränen und ihre beiden jüngsten Töchter schenkten ihm die Andenken, die ihm schon zum Geburtstage bestimmt gewesen waren. Die kleine Phöbe hatte eigenhändig 365 Blätter je mit einem Bibelverse beschrieben. Alle Morgen sollte ihr guter Decimus, so wie es im pröpstlichen Hause gang und gäbe war, sich auf einem dieser Blätter die Tageslosung ziehen. Fräulein Priscilla aber brachte gar ein schönes Album, auf das sie unter einem Kornblumenkranze seinen Namen gestickt hatte und in welches sich, mit Ausnahme des kranken Vaters, sämmtliche Familienglieder eingetragen hatten; auch Max, dazumal noch hoffnungsvoller Bräutigam, war darin verewigt, wenn schon nicht mit einer eigenen Inspiration, so doch mit einer dem Schüler gemäßen Horazischen Sentenz. Lydia hatte geschrieben:

„Dring' durch die Kreise bis zum fernsten,
Vor dessen Licht kein anderes sich behauptet."

Dante war einer der wenigen Dichter, welche Lydia, als Vorleserin ihres Vaters, gründlich kannte und vielleicht der einzige, welchen Max nicht las.

Am Abend war in dem Hause, aus welchem der Sohn scheiden sollte, die tapfer verhaltene Wehmuth nicht länger zu bannen. Kein Scherz und kein Ernst wollten mehr verfangen; ein jeder zögerte, mit dem Aufbruch zu beginnen. Erst als es Mitternacht schlug, erhob sich der Vater, legte schweigend die Hände auf des Jünglings Haupt und stieg hinunter in das geistliche Gemach.

„Ich sehe dich noch, mein Decimus," sagte die Mutter, indem sie rasch das Zimmer verließ.

Bruder und Schwester waren allein. Sie schlang die Arme um seinen Hals und sagte zwischen Schluchzen und Lachen: „Daß du mich nur lieb behältst, alter Decem, unter den Scharteken und Rohren deiner dummen Universität!" Dann lief sie, beide Hände vor dem Gesicht, der Mutter nach.

Das liebe, närrische, kluge Röschen, wie wäre es nur möglich gewesen, daß irgendwo und wie und wann ihr alter Decem sie nicht lieb behalten hätte!

Er dachte den Weg, wie dazumal auf der Suche nach der fremden Blume zu Fuß zu machen, legte sich daher gar nicht nieder, sondern saß an seinem Kammerfenster, bis der Morgenstern in voller Herbstpracht aufgegangen war. Dann brach er auf.

Als er die Hausthür leise öffnete, kam die Mutter

ihm nach, drückte ihn an ihr Herz und schluchzte, ja sie schluchzte: „Vergiß nur die Wäschzettel nicht, mein Decem!“

Die liebe, närrische, kluge Mutter, als ob ein Sohn, den sie erzogen hat, die Wäschzettel vergessen könnte!

Der nächste Weg zur Landstraße führte über den Friedhof. Während er zu einem Abschiedsgruß vor dem Hügel der Mutter stand, deren Liebe ihm eine Fremde ersetzt hatte, trat hinter dem weißen Marmorkreuz, das den Namen Joachim von Hartenstein trug, eine dunkle Gestalt hervor. Es war Lydia, die an dieser Stelle täglich die Sonne aufgehen sah. Er konnte es nicht lassen, er trat an sie heran und reichte ihr die Hand. Sie hielt sie eine lange Weile in der ihren und schweigend schieden sie.

Als er unter der Pforte sich noch einmal umblickte, stand die hohe, dunkle Gestalt regungslos wie zuvor neben dem weißen Kreuz. Und so war das letzte Bild, das er aus der Heimath in sein neues Leben trug, das der Jungfrau, über welcher der Morgenstern leuchtete.

François, Louise <<von>>,

Stufenjahre eines Glücklichen

Bd.: 1

Leipzig 1877